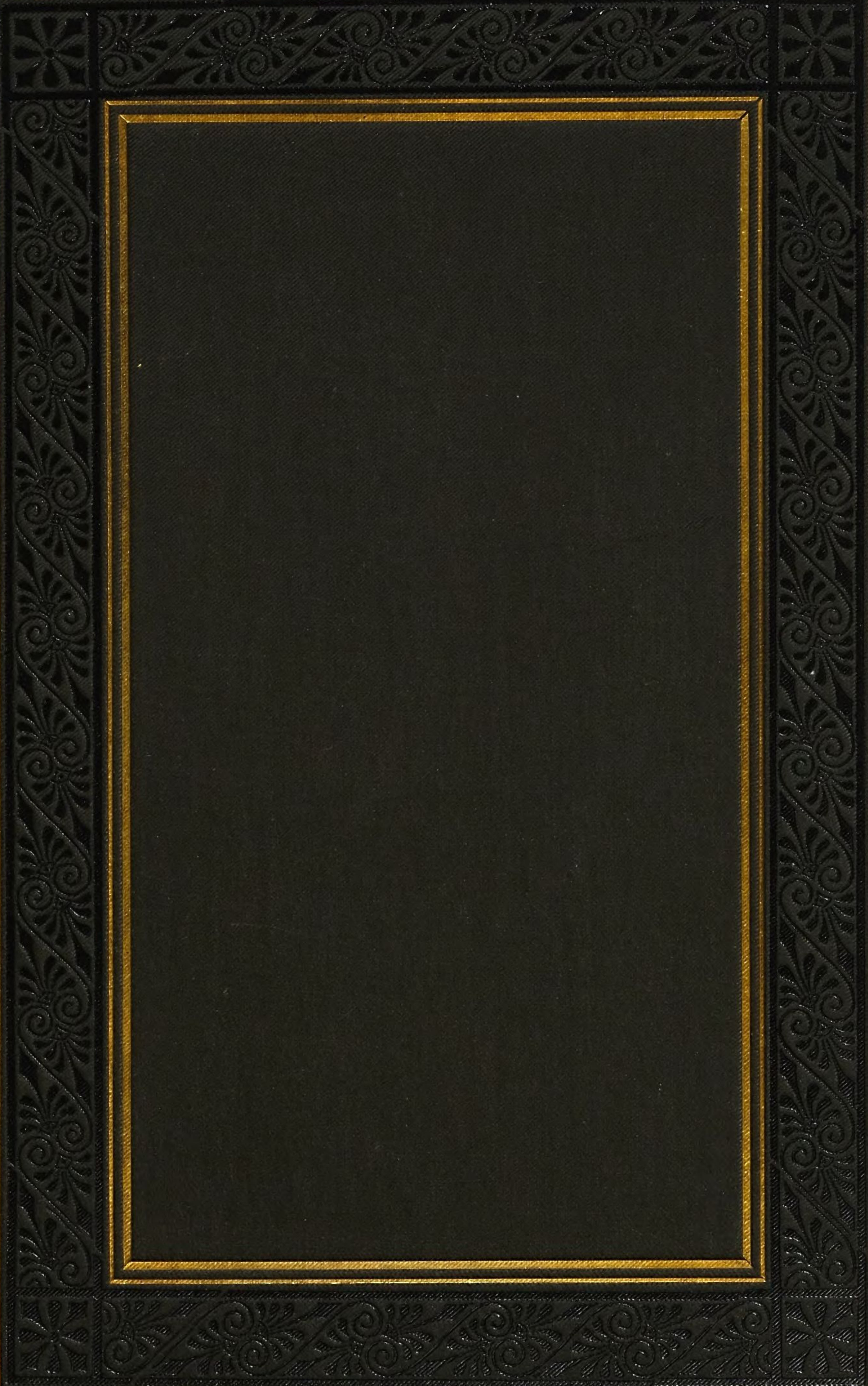


0.
it.
2

hrt

en





M. v. O.

Ggr. it.

0.98.

Triest. v. O.

EINE
HERBSTFAHRT NACH SPANIEN.

IN DER KUNST- UND
HISTORISCHEN MUSEEN

UND

HERKUNFT NACH SPÄTEREN

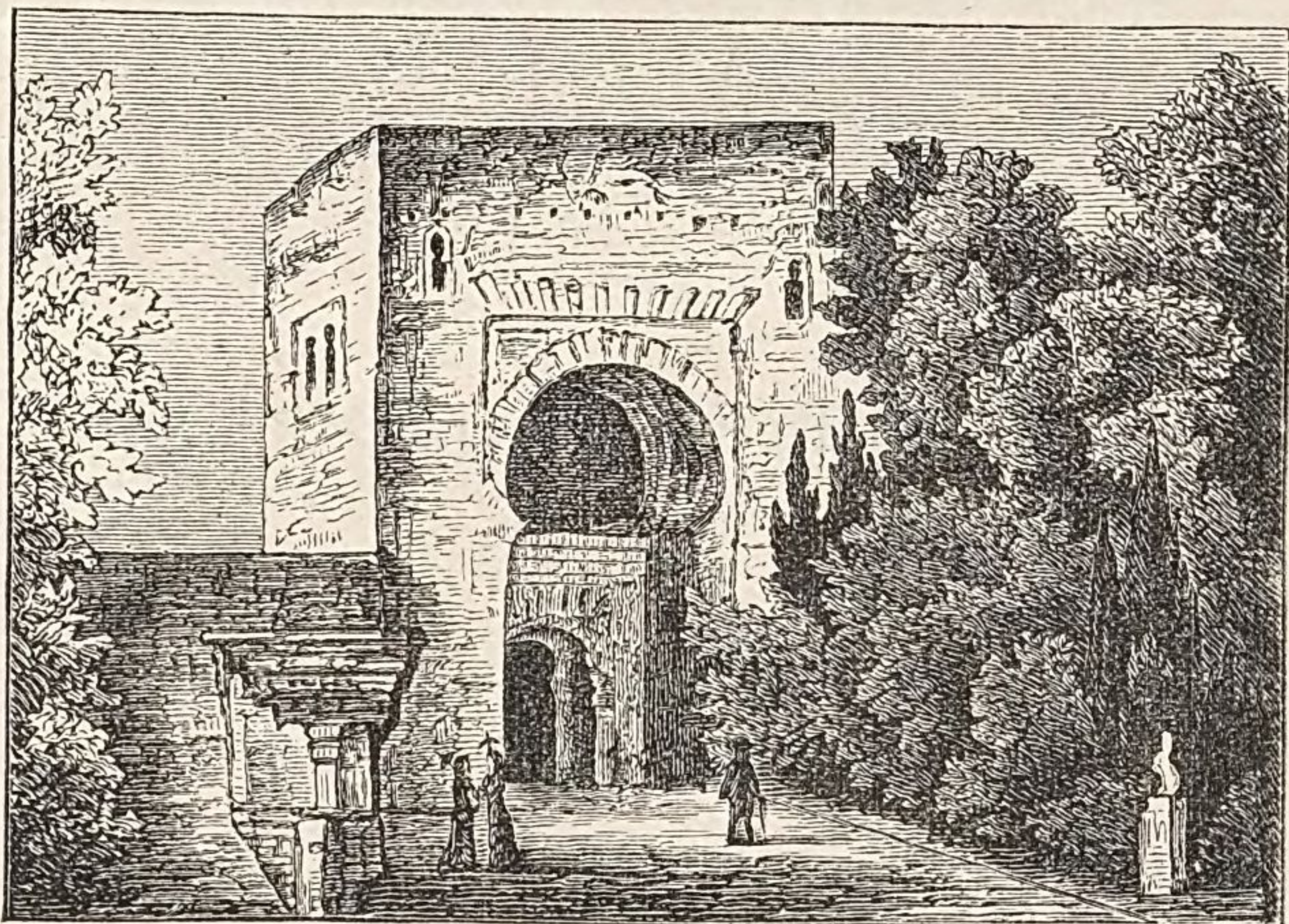
EINE
HERBSTFAHRT NACH SPANIEN.

DEN REISEGEFÄHRTEN ZUR ERINNERUNG

ERZÄHLT VON

ROSA v. GEROLD

GEB. HENNEBERG.



EINGANG ZUR ALHAMBRA.

ZWEITE AUFLAGE.

WIEN 1881.

DRUCK UND VERLAG VON CARL GEROLD'S SOHN.

GEWIDMET
MEINEM GATTEN MORIZ,
INA TOMASCHEK
UND
GEORG SEYBEL.

THE

MEMBER OF THE

BY THE

AND

GEORGE

Widmung als Vorwort.

Liebe Reisegefährten!

Um für Euch unsere gemeinsamen kleinen Erlebnisse und so angenehmen Rückerinnerungen an die schöne Reise zu bewahren und festzuhalten, schrieb ich sie nieder und liess ich sie (ich möchte fast sagen aus Bequemlichkeitsrücksicht, um mir das Abschreiben zu ersparen) drucken. Keineswegs aber um ein Buch zu schreiben. Mir sagte erst jüngst ein in Madrid lebender Deutscher, dass, so viele Bücher auch über Spanien geschrieben wären, doch kein einziges ganz wahr sei. Wie sollte ich also den Ballast falscher Beurtheilung und ungenauer Kenntniss noch vermehren wollen? Nun haben wir aber immer, entgegengesetzt jener Ansicht, die beiden Reisebeschreibungen der Professoren Willkomm und Wattenbach, die wir als Führer mitgenommen, sehr richtig und zutreffend gefunden, obwohl sie doch schon vor einem Jahrzehnt erschienen sind. Es mag eben der, das Land nur Durcheilende anders urtheilen, als der schon länger dort Lebende. Doch auch wir gehörten ja leider zu den Eilenden! Wir konnten ja ob der uns karg

zugemessenen Zeit Alles nur im Fluge sehen, und hatten viel zu wenig Musse um die Menschen, ihr Leben, ihre Sitte und Eigenart beurtheilen und gründlich kennen lernen zu können. Sollte also dies Büchlein ausser Euch Dreien noch anderen Lesern in die Hände gerathen, so mögen sie die Kühnheit dieses Versuches einer ungeübten Feder verzeihen. Wenn Jene, welche in Spanien gewesen, es nur mit halb so viel Freude durchfliegen als ich nun Alles lese was seither und jemals über dies herrliche Land geschrieben worden, sich nur dabei eben so gerne der Eindrücke erinnern, die sie dort empfangen haben, wie ich es thue, wenn ich Anderer Bücher darüber lese, so wäre ich ja überglücklich!

Ich kann eben nichts weiter bringen — aus dem geliebten Lande, das ich mir seit Jahrzehnten schon zu sehen gewünscht und darum immer »das Land meiner Sehnsucht!« nannte — als auf flüchtiger Fahrt rasch Gesehenes und Beurtheiltes, nichts Anderes wiedergeben als momentane Eindrücke, die ich Euch Dreien hier als Tagebuch-Erinnerung niederschrieb.

Pottendorf bei Wien, December 1879.

R. G.

I.

Durch die Schweiz.

Wenn ein jahrelang genährter Wunsch erfüllt, eine jahrelang genährte Sehnsucht gestillt wird, mischt sich zum freudigen Jubel, dass das fast unerreichbar Scheinende nun doch gewährt worden, bisweilen ein Gefühl der Zaghaftheit, des demüthigen Bangens, ob es nicht zu viel des Glückes sei, ob man es denn auch verdient habe, ob es nur ohne Misston enden werde? So erging es mir, als wir von Wien abreisten; und so war denn auch meine erste Empfindung, als wir glücklich und befriedigt Anfangs November aus dem »Lande meiner Sehnsucht« heimgekehrt, der heisseste Dank gegen den, der mir diesen Genuss und sein herrliches Gelingen gewährt hatte! Und sein gedenkend beginne ich die Erzählung unserer Erlebnisse.

Es war in der ersten Septemberwoche dieses Jahres, als unsere kleine Reisegesellschaft: mein Mann, unsere junge Freundin Ina und ich, auf dem Westbahnhofe versammelt stand. Ein heiterer schöner Abend blickte, als gute Vorbedeutung, mit hellen Sternenaugen auf uns nieder. Einige Freunde gaben uns das Geleit. Wir wurden, als

Vorgeschmack der Düfte des Südens, mit Sträussen von Rosen und Orangenblüthen beschenkt, die noch in Zürich uns unverwelkt erfreuten.

So fuhren wir, das Herz von Erwartung geschwellt, in die Nacht hinaus.

München ward nur gestreift, das heisst vom Bahnhof aus, wo wir frühstückten, ein Blick in die noch morgendlich öden Strassen geworfen, dann ging es weiter, dem Bodensee zu.

Bei Kauffbeuern entzückte uns zur Linken die auftauchende zackige Alpenkette, zur Rechten das malerisch im Grünen liegende Städtchen mit alterthümlichen Gebäuden. Weiterhin kommt das freundliche Immenstadt mit seinen villenartigen, hellen Häusern im grünen Thale. Man umfährt den kleinen lichtgrünen See dabei, in dem sich dunkle Tannen spiegeln, und der, von der fernen Kette schneebedeckter Alpen im Hintergrunde überragt, ein schönes Landschaftsbild bietet.

Nun rollt man rasch bergab dem tief unten blauenden Bodensee entgegen. Aus den Fluten taucht Lindau auf seiner Insel empor. Man fliegt über die lange, schmale Eisenbahnbrücke, die frei und ohne Gitter, als streife man über die Wellen, und fährt mitten hinein zwischen die alten Thürme und Giebelhäuser und zwischen die dunklen Lindenbäume der anmuthigen Stadt. Auch hier kein Aufenthalt! Vom Waggon geht es über den löwenbewachten Hafenplatz direct zum Dampfer, und bald darauf peitschen des Rades Schaufeln den leichtgekräuselten, blauen See.

Der Himmel war wolkenlos; das schöne Lindau, das Venedig des Bodensee's, leuchtete uns noch lange, vom Sonnenlicht vergoldet, mit roth schimmernden Dächern nach, wie aus der Flut direct aufsteigend.

Das Schiff war recht gefüllt, Alle waren aber mit Essen beschäftigt, denn auf dem Deck war eine table d'hôtes etablirt. Wir hingegen betrachteten uns die sonnenglitzernde Wasserfläche, die sich an einer Stelle endlos dehnte, als wäre sie das Meer; betrachteten die hügeligen Ufer der badischen Seite mit hellschimmernden Städtchen gegürtet, und die uns immer näher rückenden Schweizer Ufer, wo gleich hinter den reich bebauten Gefilden und Hügeln am Wasser, die majestätischen blauen Schneeberge aufsteigen. In wahre Wälder von Obstbäumen auf grünen Matten und Gefilden betten sich auch hier lachende Dörfer und zahllose, einzelne Gehöfte.

So landeten wir in Romanshorn, wo schon wartend der Eisenbahnzug stand, um uns nach Zürich weiter zu führen. Der Weg bis dahin geht an vielen stattlich und wohlhabend aussehenden Orten vorüber, dazwischen durch die üppigsten Gelände. Fast überall saftige Wiesen, belebt von braunen Kühen, reich beladene Obstbäume, reizende Häuser.

Als wir bei schönstem Sonnenuntergang aus dem letzten Tunnel auf der Höhe hinter der Stadt herauskamen, und nun zu unseren Füßen dies freundliche Zürich sahen, dessen Häuser, am Wasser

ganz enge zusammengedrängt, sich in der lachenden grünen Thalebene dahinter, in Hunderten weisser Villen und Bauernhöfe über alle Hügel und Wiesen hin ausstreuen, vor der Stadt aber den weiten bläulichen See voll leuchtender Segel, die Ufer mit hellen Dörfchen, wie mit Perlenschnüren eingefasst; hinter dem See hochragend die duftig blaue gletscherübergossene Alpenkette, aus der einzelne Schneegipfel aufragen, — da meinten wir Schöneres nicht mehr sehen zu können!

Mir, die ich doch oft schon hier gewesen, war, als sähe ich's zum ersten Male. Das Bild ist so reich, so mannigfaltig, dass es stets auf's Neue entzückt.

Noch schöner erschien es uns später aus den Fenstern unserer hochgelegenen Zimmer und von der seebespülten Terrasse des Hôtelgartens, wo wir den Abend verträumten und das Alpenglühen auf den zackigen Gipfeln und Gletscherflächen des Dödi und Glärnisch ersterben sahen.

Hôtel *Baur au lac* ist so trefflich und gut, wie es immer gewesen. Die Nadelbäume, meist besondere Arten, im ideal schönen Gärtchen, haben sich herrlich entfaltet und lassen dunkle, ernste Zweige auf den hellgrünen Rasenteppich niederhängen. Rosen und Reseden, in Massen gepflanzt, duften betäubend.

Im grossen Saale war um 6 Uhr bei glanzvoller Beleuchtung die table d'hôtes, stark besetzt von Reisenden aller Nationalitäten. Wir trafen auch Wiener Bekannte und hörten auf lange Zeit

zum letzten Male die heimischen Laute. Unser Tischnachbar war ein junger Pole mit seiner alten Mama, für die er so zärtlich sorgte, dass er unsere Sympathie gewann. Nach dem Essen zerstreute sich Alles in die verschiedenen Salons, in den Garten und zum Schifffahren draussen auf dem See.

Ina und ich gingen zum Flügel und sangen spanische Lieder. Ina's schöner Alt riss einen jungen Portugiesen, der vor dem Hôtel seine Cigarre rauchend auf und ab ging, zu lauter Bewunderung hin. Er stürmte herein und bat in einem Gemisch von Spanisch und Portugiesisch, sie möchte doch das eine Lied noch einmal singen, er habe es erst jüngst in Sevilla gehört. Seine Bitte wurde freundlich gewährt und es machte uns viel Vergnügen, dass er uns für Spanierinnen gehalten hatte.

Am zweiten Reisemorgen stieg ein golden schöner Tag herauf. Wir machten nach dem Frühstück einen Gang durch die alten Stadttheile, über das Schänzli — so heisst die Terrasse am See mit den dunklen Linden — dann die Limmat entlang, und über die vielen Brücken hin und her. Es war eben buntes Marktgewühl auf den Plätzen, ja selbst auf der breiten Brücke war Obst- und Gemüsemarkt.

In diesem Stadttheil sind noch die alten mit Fresken bis hinauf bemalten Giebelhäuser, die mit ihrer ganzen Wucht auf breiten Bogenhallen ruhen, deren Säulen sich malerisch im Flusse spiegeln. In den Hallen ist reges Leben von allerlei

Verkaufsläden, und hier sahen wir heute, am Markttage, noch viele frische hübsche Landmädchen in der sauberen, fast ganz aussterbenden Schweizertracht: dunkler seidener Rock, schwarz-samntenes Mieder voll silberner Ketten, Nesteln und Buckeln, blendend weisses gefaltetes Leibchen, am Halse mit Spitzen besetzt, und gesteifte weisse Puffärmel, die bis zum Ellbogen reichen. Am Unterarm trägt die Schweizerin schwarze Filethandschuhe oder schwarze Sammtmanschetten und auf dem Kopfe den runden gelben Hut von weichem Florentiner Strohgeflecht, mit rosa Blumen geschmückt.

Dicht an der Brücke steht auch das Rathaus, eines der vielen merkwürdigen Gebäude des alten Zürich. Es muss aus der besten Zeit des Renaissancestyls stammen, denn es hat wunderschöne Verhältnisse, ein weit überstehendes nicht sehr hohes Dach, wie die Florentiner Paläste, und reiche Verzierungen, als Fries unter dem Dache sowohl, wie rings um die hohen schönen Fenster.

Was die Züricher von heute bauen ist entsetzlich geschmacklos, so z. B. die neue Börse unweit des See's; um sie zu errichten ward leider eine noch von den Römern herstammende hohe Schanze abgerissen, auf der uralte Linden standen und von deren Terrasse eine so herrliche Aussicht über den See war.

Wir verlebten vor Jahren daselbst, in dem sogenannten Baugarten, einen gar schönen Abend mit Professor Büdinger und Frau — und

waren nun betrübt ihn gänzlich von der Erde weggefegt zu finden.

Es war inzwischen heiss geworden und wir eilten zum See zurück, ein erfrischend Bad zu nehmen. Es ist köstlich in diesen weichen Wellen zu plätschern. Die Bade-Anstalten sind gut und viel benützt.

Hierauf nahmen wir ein Boot und fuhren durch den Canal, der gerade neben uns'rem Hôtel aus dem See herausgeht, zum Uetli-Bahnhof. Die Fahrt durch die ruhige schmale Wasserstrasse ohne Quais, nur von Mauern, Gärten und Terrassen eingefasst, erinnerte ganz an Venedig. Beim Bahnhof angelangt nahm uns einer der beiden Waggon auf, die von der Locomotive vor sich her, den steilen Schienenweg hinauf, geschoben werden.

Die Bergbahn, bald im Freien, bald durch dunklen Wald sich schlängelnd, bietet immer neue schönere Rückblicke in die Tiefe, je höher man kommt. Und es geht so steil und plötzlich hinan, dass es oft scheint als sässe man in einem Luftballon.

Oben angelangt steht man vor mehreren grossartigen neuen Hôtels, von Terrassen, Anlagen, Wäldchen und Pavillons umgeben. Allüberall ist die herrlichste Aussicht. Wir sassen lange an dem Hauptpunkt unter dem grossen Sonnenschirm, der die Bänke beschattet, und schauten hinab.

Es ist von hier oben wieder ein unvergleichlich schöner Blick auf Zürich, das in jäher Tiefe uns zu Füssen liegt. Man sieht die freundliche Stadt

ganz ausgebreitet, sieht deutlich all' ihre Prachtgebäude: Polytechnikum, Universität u. s. w. an den Hügeln, sieht die grüne Limmat anmuthig die Stadt durchschlängeln. Auch der Blick in die weite Thalebene hinter Zürich, von Häusern ganz übersäet, von Baumreihen ganz überzogen, ist wunderschön und für sich allein ein Bild — nun aber kommt erst noch der schönere Blick über den ganzen weiten, so reichbelebten See und auf die Alpenkette, die an seinem Ende gegen den Himmel aufsteigt und von hier aus in ihrer ganzen Pracht sichtbar ist.

Man sieht sie von den Schneekegeln der Engadiner Pizze an bis zum Montblanc in Nebel-ferne, Jungfrau und Finsteraarhorn, ganz weiss übergossen, bilden den Mittelpunkt. Der Rigi, von hier ein kleiner Vorhügel, scheint uns ganz nahe. Wir sehen deutlich die Hôtels, die oben stehen — ja wir glauben ein Menschengewimmel zu erkennen, wie es jetzt um uns her hier auf dem Uetliberg entsteht, wo jeder neue Bergbahnzug neue Besucher bringt.

Wir nahmen in einem der Hôtels ein Gabelfrühstück auf hoher Terrasse im Freien. Im Innern des Hauses sah es aber recht traurig aus, es schien trotz seines glänzenden Speisesaales, Lesesaales, Damensalons, Rauchsalons etc. ganz unbewohnt, und als man um 1 Uhr mit einer grossen Kuhglocke von der Terrasse aus krampfhaft in den Wald hineinlätete, um etwaige Spaziergänger zur table d'hôtes zu animiren, er-

schien keine Seele, der schön gedeckte Tisch ward wieder abgeräumt.

Noch einmal gingen wir nachher zum Aussichtspavillon zurück. Das Bild war nun in der Nachmittagsbeleuchtung viel deutlicher geworden und alles lebendiger. Die Berggipfel traten alle blendend weiss auf dem Himmelsgrund hervor, über dem Rigi ballte sich ein Gewitter zusammen, der See wimmelte jetzt völlig von Segeln und Dampfern — und zu unseren Füßen auf grünem Wiesenplan exerzierten die Schweizer mit Kanonen. Es sah aus wie ein niedliches Kindersoldatenspiel, als sie sich so regelrecht aufstellten und hin- und herschoben; fort und fort blitzte es auf und genau 7 Secunden später drang erst der Knall der Kanone zu uns empor. Durch die reichgeschmückte Ebene, an deren Ende Hügel und Mulden, hellbeleuchtete Hochplateaus und dunkle Schluchten so schön abwechseln, sauste ein Eisenbahnzug um den andern als schwarze Schlange, hin und wieder in den Tunnels verschwindend und wie aus Höhlen plötzlich aus ihnen wieder hervorbrechend.

Mir fiel es von da oben neuerdings auf, dass ein grosser Theil des Reizes, den die Schweiz für uns hat, wohl darin liegt, dass sich hier Natur und Cultur so schön verbinden. Die Cultur ernüchtert hier nirgends die Landschaft, sie erscheint poetisch wie die Landschaft selbst, sie macht sich nirgends zu breit.

Wir bestiegen nun wieder einen der kleinen Waggon und rollten steil hinab der Stadt zu.

Auf dem Fussweg zum Hôtel kamen wir am botanischen Garten vorüber, der mit weit geöffneten Pforten einladend winkte. Er ist auch in der That wunderschön angelegt und sehr gepflegt. Er hat grossartige Glashäuser und im Freien schöne Exemplare südlicher wie nordischer Bäume, Palmen wie Coniferen.

Es war 5 Uhr geworden. Wir gingen durch den neuen Theil von Zürich, der aus hübschen breiten Strassen mit eleganten Villen und Palästen besteht, aber lange nicht so schön ist wie der alte an der Limmat, dem Seeufer zu und ruderten hinaus. Es war Alles belebt von Spazierenfahrenden und hier, wie auf unseren österreichischen Seen, scheint das Rudern Hauptsport der Damenwelt, das Segeln Hauptvergnügen der jungen Leute. Unser Schiffer, ein hübscher Bursche von Neufchâtel, sprach ein so liebliches Französisch, dass wir mit ihm plauderten, bis er uns an der Terrasse des Hôtelgartens wieder absetzte. Wir blieben noch lange an die Mauer gelehnt; es war gar zu schön um diese Sonnenuntergangsstunde! Der See blassblau, die Alpenkette um ein paar Töne wärmer blau, der Himmel hinter ihren rosa überhauchten Schneespitzen helles Gold! — Die Ufer wie perlenbesäet mit Villen und Dörfchen, ganz vorne zur Rechten das hellschimmernde, reizende Horgen, zur Linken an Zürich sich anschliessend hohe dunkle Baumgruppen, die sich von einem Vorgebirge aus schön im Wasser spiegeln. Auf dem See hunderte von Booten und dazwischen

weisse Schwäne ruhig rudern — alles wie Gold in dem blassen, hellen Blau.

Gleich nach dem Essen eilten wir wieder zur Terrasse zurück. Wie war es inzwischen anders geworden! Nacht lag über allem ausgebreitet, man sah das Wasser zwar heller und die Berge nebelhaft dunkler, doch farblos und schweigend alles. Nur die Sterne funkelten prächtig und der Jupiter warf einen langen, hellen Lichtstreif über den See, wie sonst nur der Mond.

Am folgenden Tage fuhren wir quer durch das Schweizerland dem Ufer des Genfersee's zu. Bis nach Zug ging es durch die idyllischen Gefilde, wo das wellige Hügelland bis zu den hohen Bergen nicht einen Fuss breit nackte Erde zeigt, sondern alles überdeckt ist mit saftiggrünen Wiesenmatten, wo auf jeder kleinen Anhöhe ein schmuckes Schweizerhaus steht, das Gruppen uralter, fruchtbeladener Obstbäume beschatten.

Die Fahrt den hellen Zugersee entlang war ganz besonders hübsch. Ein Gehöft mit seinen Wiesengärten grenzt da an's andere und spiegelt sich im See. Die Häuser haben alle Freitreppen mit kleinen Terrassen oben, von denen die schön geschnitzte Eingangsthüre in's Haus führt, und alle Mauern sind mit Spalierobst überkleidet. Dicht am linken Seeufer steigt schroff, fast überhangend, der Rigi empor und spiegelt sich als dunkler Schatten im See; den Hintergrund des weitgedehnten Wasserspiegels bildet wieder die herr-

liche, blauduftige Alpenkette mit ihren zahllosen Gletschern und Schneespitzen. Den See verlassend fuhren wir thalein die grüne Reuss entlang und gegen Mittag grüssten uns die malerischen alten Thürme auf den Hügeln von Luzern.

Wir konnten hier drei Stunden bleiben. Sie wurden gut benützt. Als wir dem Portier das kleine Gepäck zum Aufheben gaben, sahen wir, wie viele Reisende auch nur diese drei Stunden für Luzern verwenden, denn das ganze Zimmer des Mannes war als Garderobe eingerichtet und bis zur Decke mit Plaidrollen, Schirmpacketen und Handtaschen angefüllt.

Wir überschritten zuerst die gedeckte lange Reussbrücke, die so viel zum malerischen Gesamtbilde Luzerns beiträgt, und die innen über den Pfeilern, die die Decke tragen, und an der altersschwarzen Holzdecke selbst mit merkwürdigen, uralten Bildern: Szenen aus der Schweizergeschichte, geschmückt ist. Sie stammt aus früheren Jahrhunderten und sieht gar ehrwürdig aus. Jenseits führt eine breite, dunkle Allee das ganze Seeufer entlang. Sie dient als Promenade und war heute am Sonntag sehr belebt.

Wir bogen in eine Seitenstrasse ein, um Thorwaldsen's trauernden Löwen zu sehen, der so melancholisch in seiner Felswandvertiefung ruht und den Eindruck eines weinenden, kummervollen Menschenbildes in Thiergestalt macht.

Der dunkle, stille Weiher davor, mit den hineinhängenden Bäumen, erhöht das Düstere des

Platzes. Erheiternd wirken nur die Reihen von Engländerinnen, die in grellestem Sonntagsputz, aber mit feierlich ernststen Mienen und lautlos auf den Bänken am Weiher sitzen und bald in ihren Murray, bald auf den Löwen schauen, um zu vergleichen, ob auch alles richtig angegeben sei.

Neben dem Löwen ist der neu entdeckte Gletschergarten. Man muss gehörig Entrée zahlen, um hinein zu dürfen, aber dafür ist auch etwas so Reizendes da geschaffen, wie es eben nur die Schweizer herzurichten verstehen.

Man hat alle die vom Eise und Wasser ausgehöhlten, wie polirt glatten Granittrichter, die tief unter der Erde verborgen lagen, aufgedeckt, und zwischen ihnen durch windet sich an der Bergwand auf und ab, die Trichter und Schlünde oft umschlängelnd und überbrückend, ein unbeschreiblich lieblicher Pfad, zwischen Bäumen, Gebüsch und Schlingpflanzen, die man in reicher Fülle angebracht, um alles grün zu umspinnen, ohne es doch zu verbergen. Dazwischen ist ein wahrer botanischer Garten von allen Arten Moosen, Flechten und Farren angelegt, kleine Wasserfälle rauschen über die Felsen, Bächlein rieseln, überall heben sich im grünen Rahmen die tiefen Trichter heraus, in denen die vollkommen rund oder eiförmig geschliffenen und gewaschenen Granitblöcke liegen, die der Wirbelstrom des schmelzenden Gletschers vor undenklichen Zeiten hier schuf.

Wir eilten wieder zum Seeufer, nahmen ein Boot und ruderten so weit hinaus als es die Zeit

erlaubte. Wir kamen bis zum ersten Bergvorsprung und hatten den vollen Anblick des breiteren grossen Seebeckens und des wunderbaren Panorama's der Schneegipfel, die es — ohne die kleinste Lücke zu lassen — rings umrahmen.

Der Himmel war ganz rein und die Beleuchtung märchenhaft duftig, zart und blau.

Im Zurückfahren genossen wir hingegen wieder den schönen Blick auf Luzern. Es liegt ganz ähnlich wie Gmunden, es lehnt sich ebenso an saftig grüne Wiesenhügel und ist ebenso am Gestade umgürtet von seiner dunkelwipfligen Esplanade. Doch sieht es prächtiger aus, eine Stadt der Paläste, das ganze Seeufer entlang — bis zum finsterblickenden Pilatus hier, und zum heiteren Rigi dort, die beide an den See vortreten — stehen hinter der Allee die von Engländern bevölkerten palastartigen Pensions und Hôtels.

Den hübschesten Anblick gewährt, wie auch im heimischen Gmunden, die alte Stadt am Ausfluss der Reuss, mit den hohen bunten Giebelhäusern, den spitzigen rothgedeckten Festungsthürmen und mittelalterlichen Zwingburgen auf den grünen Hügeln und der schon erwähnten uralten Brücke davor. Man sieht auch in der Reuss noch einen alten Thurm, der einmal ein Leuchtthurm, Lucerna genannt, war und der Ansiedlung den Namen gab.

Als wir landeten kamen und gingen riesige Dampfschiffe mit Musik auf dem Deck und voll

geputzter Menschen. Der schöne Sonntags-Nachmittag lockte Alles zur Freude.

Wir hatten noch Zeit ein rasches Mittagessen im trefflichen Hôtel Gotthardt, dicht am Bahnhof, zu nehmen, wobei uns ein gar hübsches, munter scherzendes Schweizermädchen bediente.

Dann fuhren wir weiter, durch das lieblich grüne Emmenthal bis nach Bern. Die stattlichen, sauber weissen, viele Stock hohen Giebelhäuser, von geschnitzten Holzgallerien rings umgeben, waren ein ebenso hübscher Anblick wie die vielen schönen Mädchen, die auf allen Stationen aus- oder einstiegen und die meist noch die malerische Volkstracht hatten.

Vor Bern ward uns ein bezaubernd Bild. Wir sahen tief unten die alte Stadt von der grünen Aar durchschlängelt, an ihrem Ufer die Giebelhäuser, die dunkle Masse des Doms aus dem Dächermeer hoch aufragend, und als Hintergrund des von Wiesenhügeln und hohen Linden grün umschlossenen Städtebildes die rosig vom Abendsonnenschein überhauchte, ganz nah erscheinende Gletschermasse der Jungfrau, die allein aus Nebelwolken aufragte und um so imposanter erschien.

Als wir nun weiter fuhren kam die Nacht herauf; wir suchten vergebens bei Freiburg das Dunkel zu durchdringen um Schlucht und Brücke zu sehen. Eine Stunde später aber sahen wir tief unter uns die grosse helle Wasserfläche des Genfersee's leuchten, mit tausend Lichtern am Ufer, und

bald sassen wir auch schon im Omnibus und rollten hinab in das »Hôtel Beaurivage« in Ouchy.

Wunderschöne Zimmer mit dem vollen Blick auf den See erwarteten uns, doch erst am folgenden Morgen konnten wir, heute recht ermüdet, Alles würdigen.

Ein seltsamer Zufall will, dass ich zweimal meinen Geburtstag und diesmal am 15. September meinen Hochzeitstag hier in diesem Hôtel verlebte. Es wurde denn auch daran gedacht und auf unserem Frühstückstische stand, von Ina's Hand gepflückt, ein Strauss so wunderbarer Rosen, wie sie eben jetzt nur noch an diesem sonnigen Ufer erblühen.

Das Frühstück, im Gegensatz zum späteren spanischen, war echt schweizerisch. Ob Thee ob Kaffee, nie fehlt hier dazu die frische Butter und der duftende Honig — hoffentlich nicht überall Glycerin und Gummi, wie er in »Rosenkranz und Guldens Stern«, der lustigen Reise Comödie des Burgtheaters, analysirt wird.

Der Blick auf den See aus unserem Fenster war wieder zauberisch, wie ich ihn ja oft gesehen. Alles blau! Der See, die Berge, der Himmel — alles ein wonnenvolles liches Aetherblau, der Fuss der Berge kaum vom Wasser zu trennen, die Umrisse der Berge nur wie auf den Himmel gehaucht, ihre Schneefelder allein blendend weiss herausglitzernd aus der allgemeinen Bläue. Wir eilten zuerst dem nahen Bade zu, um auch hier

unsere Glieder in die blaue Fluth zu tauchen wie in Zürich. Dann sassen wir im Hôtelgarten, des Dampfbootes harrend das uns über den See führen sollte. Er ist eben so schön angelegt wie jener in Zürich. Jeder Baum auf wolligem Rasen allein stehend, für sich ein Prachtexemplar, jeder eine seltene Species, sei es nun eine Linde, Esche, Pinie, Fichte oder Lärche und Cypresse. Hier gedeiht Alles, ob aus dem Norden oder Süden stammend. Dazwischen wundervoll gepflegte Blumenbeete und Rosen in Fülle.

Der Garten geht terrassenförmig vom Hôtel bis zum See hinab, an dessen Uferquai unter hohen Bäumen es sich herrlich promeniren lässt. Zahllose Lauben und lauschige Aussichtsplätze locken allüberall, unten am See locken hingegen im lieblichen Französisch die netten Matrosen mit den sauberen Kielbooten zum Rudern. Die Wahl wird Einem schwer, ob man im Grünen sitzen oder über das Blaue hinschweben soll. —

Das Dampfschiff kam und wir bestiegen es um nach Chillon zu fahren. Es war der »Montblanc«, ein grossartiges Prachtschiff mit Doppeldeck, und stolz durchschnitt es die azurblauen Wellen.

Das Wasser des Genfersee's hat nämlich, ob seiner unergründlichen Tiefe, die schönste saphirblaue Farbe, ihm einzig und allein angehörend, die kein anderer See besitzt. Man kann den Blick nicht davon wenden, wenn man von den kleinen Balkons des Schiffsdeckes hinabschaut in die schäumende Fluth, da wo sie die Räder peitschen. Und

doch hat man so viel am Ufer zu sehen! — Da liegen ja, eines dem andern die Hand reichend, die reizendsten alten Städtchen auf halber Bergeshöhe, ganz in Grün und Weinterrassen gebettet, und bei jedem alten Nestchen oben, zu ihm gehörig, unten am Ufer ein neuer glänzend heller Hafenort mit Villen, Hôtels, Quais und Alleen und zahlreichen Segelschiffen und Booten im kleinen Hafen. Es ist alles belebt, bebaut, die lachendste Cultur, nichts Unschönes, Störendes zu sehen. Die ältesten Ruinen, Thürme und Gemäuer von Epheu umkleidet und von malerischer Anmuth.

So kommen nach einander Clarens, Vevey, Montreux und andere dazwischenliegende Oertchen. Im Dorf Chillon stiegen wir aus, gingen den Zickzackweg hinauf und dann oben in steiler Höhe zwischen zaubrischen Villen, Gärten und rosenüberhangenen Mauern hin, bis zum alten Schlosse. Vor uns hatten wir immer das oft gemalte herrliche Bild: das Ende des blauen Lemman, das der zackige blauduftige Dent du Midi, mit riesigen Gletschern und Schneefeldern zwischen den Zacken, abschliesst, und als Vordergrund das Schloss Chillon mit seinen röthlichen Mauern und vielen spitzen Thürmchen, von grünen Baumwipfeln und Schlinggewächsen malerisch umhüllt und hochaufragend aus den lichten Fluthen, in denen es sich düster spiegelt.

Durch des Schlosses Räume wurden wir mit vielen Engländern wie eine Heerde durchgetrieben,

ein entsetzlicher Führer schnarrte die Merkwürdigkeiten herunter, es wurde Einem kein Marterwerkzeug der Folterkammer erlassen, sogar die vier Beine des ehemaligen Bettes irgend einer savoyischen Gräfin — ein lustiger Franzose meinte, es sei *le lit de Madame Bonnivard* gewesen — musste man bewundern. Im feuchten schauerlichen Kellerraume, wo schöne gothische Pfeiler und Bogen wie eine Ironie das hohe Dach tragen, wird Bonnivard's steinernes Lager gezeigt und die Säule, an der er angeschmiedet, und an anderer Säule der Name seines Sängers, den dieser mit eigener Hand eingeritzt, der Name Byron's. Man ist froh wieder hinauf zu kommen in die Säle, wo aus schmalen gothischen Fensterbogen ein schöner Blick über den weiten Lemman ist, und endlich durch das Wäldchen hinter'm Schlosse wieder in den warmen Sonnenschein des Uferpfades.

Der »Montblanc« kehrte von Villeneuve zurück, wir gingen wieder an Bord, warfen noch einen Blick auf Chillon und eilten, es war empfindlich kalt auf dem Deck, hinab in den Speisesaal, uns bei einem Glase Ale und etwas Fleisch ein wenig zu erwärmen. Als wir wieder auf dem Deck sassen, fiel uns von Neuem das muntere Lustspiel ein, das ich früher erwähnt, und darin die Heldin auch diese Lemmanfahrt macht. Wir nannten nun Ina nicht mehr anders als »das Seefräulein von Ouchy«, wie Jene, und spähten scherzend auf dem Deck umher nach einem »Fürsten von Liebenstein«. Es redete uns zwar ein recht lieber

Deutscher an, mit dem wir bis Ouchy plauderten, aber es war nur, wie sich später herausstellte, ein protestantischer Pfarrer von Baden-Baden und kein Lustspielheld.

In Ouchy war noch Zeit genug ein Stündchen im Garten zu sitzen und die vielen Engländerinnen zu betrachten, die in wahrhaft entsetzlichen Riesenhüten voll rother Federn alle Lauben füllten. Ich kann es weder ihnen noch sonst Jemand verdenken hier ein paar Wochen zuzubringen, es ist wirklich ein paradiesischer Aufenthalt!

Eine Seilbahn führt von Ouchy nach Lausanne hinauf. Wir benützten sie schnell noch und sahen uns das alte liebe Städtchen mit seinem herrlichen gothischen Dom und der schönen Aussichtsterrasse im Fluge an.

Um 6 Uhr ging es zum Diner. Der ganze grosse Saal war besetzt. Wohl 200 Gäste an den zwei langen Tafeln — nichts als Engländer. Alle sahen uninteressant und gelangweilt aus. Neben mir hörte ich zu meiner Wonne spanische Laute aus dem Munde eines alten Herrn, des Herzogs von R., wie ich später vernahm. Ich konnte mich nicht enthalten ihn in der *lengua castellana* anzureden, aber wehe, wenn alle Spanier so sind wie dieser. Der sehr grandige Grand sprach nicht nur mit seinem spanischen Nachbar im unfreundlichsten Tone, auch mir antwortete er nur kurz und unwirsch, und die Spanier sollen doch so ritterlich gegen Damen sein, wie ich stets gehört.

Nach der table d'hôtes, die eine Reihe der feinsten Gerichte bot, ertönte auf der Terrasse vor dem Hôtel Musik, und Alles eilte hinaus in die milde Abendluft. Man promenirte, sass umher und plauderte, es war ein wahres Gedränge von Fremden. Es ward hier und in der Vorhalle bei der Treppe, auf den rothen Sammtsofa's der Lanterne eifrig die Cour gemacht, ganz wie in Rosenkranz und Gùldenstern, aber es ertönten keine anderen als englische Quetschlaute, auch hier kein Prinz von Liebenstein zu finden. Wir gingen noch an den einsamen See hinab und auf den Molo hinaus, wo es lieblich stille war, wo nur die Wellen leise Musik plätscherten und hie und da die süssen Laute der so lieblichen französischen Sprache an unser Ohr drangen. Denn hier sassen Schiffer und ihre Mädchen umher und freuten sich des milden Abends. Und französisch ist doch eine der reizendsten unter den romanischen Sprachen und klingt am Genfersee besonders weich und schön. Die Sterne spiegelten sich wie Goldfünkchen im See, der Jupiter allein zitterte als ein langer Streif über das Wasser hin. Alles verhiess auch für morgen einen schönen Tag.

In den Nebeldünsten des frühen Morgens, welche aber die Sonne bald leuchtend durchbrach, verliessen wir Ouchy und fuhren über Genf nach Lyon. Der Weg bis Genf geht quer durch das Land, nur einmal sieht man den See zur Seite schimmern. In Genf war kurzer Aufenthalt und füllte sich das Coupé bis zum letzten Platze mit

Herren verschiedenster Nationen. Wir sprachen in den nächsten paar Stunden deutsch, englisch, französisch und spanisch.

Der Weg der Rhône entlang, die man immer tief unter sich hat, ist recht schön; es kommen viele malerische Ausblicke in Schluchten und Thäler, aber auch viele Tunnels, die wieder alles versperren. An der Grenzstation Bellegarde war längerer Aufenthalt und leider gar nichts zu sehen. Zum Glück gab es köstliche Trauben zu kaufen, so konnte man sich damit die Zeit vertreiben.

Hier kamen von allen Seiten her Züge zusammen und Alles stob auseinander, theils nach Paris, theils nach Italien. Wir allein blieben im Lyoner Coupé. Bis Lyon ist eine ziemlich eintönige Fahrt durch weites Flachland, Felder und Wiesen, es sieht alles weit nüchterner aus als in der wirklich poetisch cultivirten Schweiz. Nach 6 Uhr langten wir in Lyon an und da um 7 Uhr die table d'hôtes, kamen wir eben recht zu Tische. Das Grand Hôtel de Lyon in Lyon, in der rue de Lyon, ist recht fein und schön und doch gemüthlich dabei, da es kleiner als die Schweizer Hôtels. Wir hatten Zimmer in die belebteste Strasse der Stadt, als Gegenüber das grossartige Börsengebäude im Louvrestyl. Die Physiognomie von Lyon ist, soweit wir es heute bei einem Abendgang durch die Hauptstrassen sehen konnten, ganz die von Paris in seinen neueren Theilen.

II.

Nach Süd-Frankreich.

Nach dem Frühstück wurde ein offener Wagen genommen und zur Fourvière hinauf gefahren. Der Weg geht sanft bergan, zuerst durch einige enge, recht alterthümlich aussehende Strassen, dann zwischen hohen Mauern, Gärten und Villen, bis zur berühmten Wallfahrtskirche, darinnen das wunderthätige Madonnenbild. Das Abzeichen desselben ist eine hohe vergoldete Madonna, die den spitzen Thurm der alten Kirche schmückt. Neben dieser bauen sie jetzt eine neue collossale Kathedrale von blendend weissem Stein in kühnem gothischem Styl.

Wir fuhren vorüber, sahen uns die Reste römischer Wasserleitungsbogen an, und betraten die Terrasse auf dem Gipfel des Hügels, wo ein Hüttchen, das Observatoire, dieselbe Rundsicht gewährt, wie der Thurm der Fourvièrekirche. Leider war der Horizont trübe und neblig, wir sahen nichts von den düsteren zackigen Cevennen, nichts von der schneebedeckten Alpenkette, als einzelne schwache Linien zwischen Wolken, nichts vom Montblanc, Bernhard und den gethürmten Kalkalpen bei Grenoble, die ringsum in langen Zügen die Ebene umschliessen sollen.

Doch genügte das was wir zu unseren Füßen hatten, um die herrliche Lage der Stadt Lyon in ihrer ganzen Pracht zu erkennen. Die grosse Häusermenge ist von zwei alpengrünen Strömen durchschnitten, die sich an ihrem Ende zu einem einzigen vereinigen, von der Rhône und Saône. Sie lehnt sich an der einen Seite an den schön bewachsenen Fourvièreberg, von dessen Höhe sie nicht nur die segnende Madonna, sondern auch eine gewaltige Veste mit hohen Mauern und Thürmen und dem Feinde dräuenden Kanonen beschützt.

Hinter der Fourvière blickt man in das zaubrisch schöne Thal, dem die Saône entströmt, ein mit Gärten, Villen, Gehöften und Wäldchen so weit das Auge reicht übersäetes Hügelland.

An der anderen Seite von Lyon dehnt sich die Ebene, ebenso grün, so schön bebaut, so reich belebt und vom Silberbande der Rhône*) durchschlängelt.

Am wenigsten poetisch sieht die Stadt an sich aus. Sie hat so prächtige alte Gebäude und Kirchen, so grossartige Paläste, und dennoch macht sie einen prosaischen Eindruck, da man gerade von hier oben viele kasernenartig nüchterne Gebäude und gestreckte Façaden erblickt, die blos aus nackten Mauern und unzähligen Fenstern bestehen.

*) Soll man etwa sagen der Rhône, da es *le Rhône* heisst? Doch nein, die Franzosen sagen ja auch *le Danube* für die Donau, bleiben wir also bei die Rhone für *le Rhône*, so Gleiches mit Gleichem erwidernnd.

Es ist eben eine Fabriksstadt und eine Festung zugleich.

Nachdem wir lange im Anblick des reichen Bildes geschwelgt, sahen wir uns im Innern des Häuschens um, wo es hunderterlei Angedenken, Reliquien und Photographien zu verkaufen gab. Unter letzteren war für alle Parteien gesorgt, denn friedlich nebeneinander standen in einer Linie der letzte Napoleon und der von den Zulus getödtete Prinz, Heinrich V. Graf von Chambord und Präsident Grèvy.

Draussen in den schön gepflegten Anlagen aber hatte man alle hier gefundenen römischen Ueberreste nett und malerisch zwischen Blumen, Gesträuchen und Epheuranken aufgestellt, Theile von Sarkophagen, Stelen, Säulen und Büsten, darunter auch eine ganz wohl erhaltene Agrippa-Maske.

Wir gingen hinüber zum Jardin gay und nahmen auf rebenüberspinnener Terasse, mit dem Blick in das malerische Flussthal und auf die smaragdgrünen Matten und Wäldchen des Hügellandes, ein Frühstück im Freien ein.

Dann ging es zurück zur Stadt.

Im Hinabfahren zeigte man uns eine Stelle, wo einst das römische Forum gewesen, zeigte uns ein Hospital — noch oben, am herrlichen Aussichtspunkt, wo einst der römische Kaiserpalast gestanden; viele Imperatoren residirten ja zeitweise hier mit ihren Gemahlinnen, und so erblickten denn

auch zwei Kaiser, Claudius und Marc Aurel hier das Licht der Welt. Der ganze Stadttheil, der sich an diese Hügelkette lehnt, ist uralt und steht auf dem Platze wo das römische Lugdunum stand.

Wir fuhren nun zuerst zur Kathedrale. Es ist ein hoch aufstrebender, ganz altersschwarzer, gothischer Bau, von grosser Schönheit. Drei mächtige Portale mit Spitzbogen und reicher Sculptur führen in das Innere, das einfach erhaben, düster wie alle gothischen Wölbungen, wunderbar wirkt durch die Glasmalereien der vielen Fenster und Rosetten, namentlich im Chor hinter dem Altar. Hier sind auch schön geschnitzte Chorstühle und Thronsitze für die hohe Geistlichkeit.

Neben der Kathedrale St. Jean ist ein entzückend schönes Haus im romanischen Styl, ganz geschwärzt, uralt, mit wunderbarer Zeichnung der viereckigen Doppelfenster. Ueberhaupt hat Lyon mitten unter seinen modernen Pariser Häusern viele merkwürdige alte Gebäude und Kirchen. Zwei der letzteren lockten uns im Vorbeifahren noch in ihr Inneres: Eine, der Kathedrale ähnliche, doch kleinere gothische, und eine ganz reizende kleine, altersgraue, romanischer Bauart; es soll die älteste der Lyoner Kirchen sein.

Sehr pittoresk wird Lyon dadurch, dass es zwei so grosse mächtige Flüsse durchströmen. Man fährt fortwährend über Brücken hin und her, von denen immer die Aussicht schön und lieblich und das Leben auf dem Wasser ein ungemein reges ist. Die kleinen Dampfboote, *mouches* genannt,

fliegen wie in Paris, das Deck angefüllt mit Menschen, fortwährend eilig hin und her.

Als Fremder wird man in dieser Stadt zweier Ströme und so vieler Brücken oft ganz confus und weiss nicht, hat man jetzt Rhône oder Saône unter sich, obwohl doch die Rhône grüner, die Saône bläulicher erscheint. Beide Flüsse haben gleich schöne Quais am Ufer, die an vielen Stellen mit schattigen Alleen bepflanzt sind. In diesen Alleen tummeln sich die Kinder umher und umstehen immer in Gruppen, aus breiten weissen Suppenschalen köstliche frische Milch schlürfend, die stattlichen braunen Schweizerkühe, die hie und da angebunden sind und sogleich bei Bedarf von Männern oder Frauen gemolken werden.

Im Innern der Stadt sieht es wie gesagt ungefähr aus wie in Paris; Strassen, Häuser und Plätze haben dieselbe Physiognomie, nur sind in den Abends glänzend beleuchteten Läden nicht so kostbare schöne Artikel zu sehen wie in Paris (man sieht leider auch hier viele 25 Centimes-Boutiquen voll miserablen Zeugs), und treibt sich keine so elegante Welt und Halbwelt flanierend davor umher. Man sieht meist Menschen der mittleren und unteren Stände in raschem Schritte, wie er Thätigen und Arbeitsamen eigen, die Strassen durcheilen.

Von der berühmten Lyoner Seide sahen wir gar nichts. Sie scheint nur in Magazinen erster Stockwerke verkauft zu werden. Selbst in der rue de Lyon war nicht ein Geschäft mit Seidenstoffen, wohl aber viele mit den doch ganz aus

der Mode gekommenen indischen und französischen Shawls.

Wunderschön sind Lyons grosse Plätze. Da ist vor Allem Place Bellecour, ein immenses längliches Viereck von dichtbelaubten Alleen umsäumt, in der Mitte des Platzes strahlende Fontainen und Ludwig's XIV. Reiterstandbild aus Bronze. In den Alleen ringsum ist der Blumenmarkt, ein reizend Bild, denn man sieht hier die schönen Topfgewächse und Sträusse unter den grünen Bäumen aufgestellt.

In einer Ecke des Platzes, in einem Pavillon von Zelten umgeben, ist der erste Café-Restaurant Lyons. Hier ist Abends Militairmusik und Alles sitzt dann voll Menschen. Noch schöner ist ein anderer Platz durch die zaubrischen Gartenanlagen in seiner Mitte und einen mit Figuren gezierten, treppenartig aufgebauten Marmorbrunnen.

Im Weiterfahren lockte uns wieder eine alte Kirche zur Bewunderung, die grosse Basilica romanischen Styls: *Abbaye d'Aisney*; sie hat im Innern schöne Glasmalereien wie der Dom.

Der nächste Platz, über den wir kamen, ist Place des Terreaux, nicht so gross aber viel lebendiger als die früheren und von lauter Palästen im Renaissancestyl umgeben. Auch hier plätschert wieder ein schöner Springbrunnen als Mittelpunkt.

Sehr lohnend war eine Fahrt nach dem neu angelegten grossen Park von Lyon, ganz dem bois de Boulogne nachgebildet, mit Wäldchen, Wiesen, Seen, in lieblicher Abwechslung. Wir

fuhren hindurch und stiessen auf eine Abtheilung, die uns ein botanischer Garten zu sein schien; denn hier waren auf das Geschmackvollste angelegt und vertheilt: lauter seltene Bäume und Sträucher in Gruppen und dazwischen riesengrosse Blumenbeete voll von Rosen, Heliotropen und anderen uns sogar neuen Gewächsen. Eine Reihe grosser Treib- und Palmenhäuser sah man im Hintergrunde. An anderer Seite stiessen wir auf den zoologischen Theil, eine wunderhübsche Menagerie im Walde vertheilt, von munterer Jugend umstanden. Dann kamen Restaurants und Cafés im Schatten hoher Kastanien, und in der Nähe umzäunte Wiesen mit den hier so beliebten Melkkühen, mit Eselchen zum reiten, mit Schaukeln und Turnapparaten, kurz mit allem was Kinder erfreut, die sich denn auch in Menge sammt ihren Bonnen da umhertummelten.

Es war nach dem nebligen Tag ein schöner Abend geworden, die Sonne neigte sich zum Untergang, das Heu, das auf den Wiesen des Parkes mit Rechen gewendet wurde, duftete köstlich, doch wir verliessen ihn um noch schnell vor Abend die Fahrt zur Jonction, d. i. zur Vereinigung der beiden Flüsse, zu machen. Wir fuhren an der Saône hin und an der Rhône zurück. Wir kamen wieder unter der Fourvière und den andern Hügeln, die sich an sie anschliessen, vorbei, und blickten in wunderschöne Gärten mit glänzenden Villen und Schlössern, die diese Anhöhen krönen und bedecken. Auf der hohen neuen Brücke,

welche über die vereinigten Flüsse führt, konnten wir die ferne Alpenkette jetzt ganz rein sehen, und glaubten sogar die Umrisse des weissen Mont-blanc zu erkennen.

Es war inzwischen Zeit zum Diner geworden; wir eilten in's Hôtel und benützten auch jetzt den Ascenseur, der hier dicht an der Thür, und so einladend (nämlich von Glas, also nicht dunkel) ist, dass wir nie auf- und abgingen, sondern nur fuhren. An der Mittagstafel ging es laut zu, es gab fast nur Franzosen, die gerne plaudern, und so entspann sich auch zwischen uns und einigen artigen Nachbarn bald eine lebhafte Conversation. Der Tisch war vortrefflich. Am Schlusse gab es riesige Trauben, die man hier in den grossen Obstmagazinen schon in Fülle verkaufen sieht.

Den Abend gingen wir in das *Théâtre des Célestins*. Man gab das auch in Wien bekannte Stück Montjoie von Octave Feuillet, worin der Realismus gegeisselt und endlich bekehrt wird. Montjoie, der Held, nennt sich selbst den »*homme fort*«, der sich über alle weicheren Empfindungen hinweg setzen zu können glaubt, der alles Ideale als »das Blaue« verhöhnt, des Glaubens an Gott und der wahren Liebe spottet, und geradeswegs auf seine Ziele: Ansehen, Reichthum, Macht über die Menschen, lossteuert. Ihm gegenüber steht als Repräsentantin des Idealismus, der Frömmigkeit, der Liebe, die Gattin, ein edler Charakter. Das Stück ist fein und geistreich durchgeführt, nur kommt, wie so häufig bei den Dramen moderner

Dichter, der versöhnende Schluss zu rasch und unvermittelt daher, und man glaubt nicht recht an die Bekehrung des »*homme fort*«. Das Stück hat viele rührende Scenen, z. B. jene, wo bei der Trennung der Eltern die Kinder selbst wählen sollen, ob sie dem Vater oder der Mutter folgen werden.

Es wurde vortrefflich gespielt, sowohl von den Herren Dalbert, Gerbert und Belliard, als auch von den Damen Lormiani und Marie Montbrazon, einem reizenden Mädchen. Die Schauspieler waren einfach und natürlich, ganz wie die in Paris im *Théâtre français*, und doch voll Grazie und Feinheit. Die Franzosen sind im Allgemeinen geborne dramatische Künstler, und jedenfalls für das moderne Schauspiel die besten Darsteller. Und wie klingt das Französische so lind und einschmeichelnd, wenn es schön gesprochen wird, und wenn der tiefe, vibrirende Ton des Gefühls angeschlagen wird, den die Franzosen so gut hervorzubringen wissen. Wir erfreuten uns sehr daran.

Das Theater*) selbst ist nicht gross, aber recht reich und hübsch decorirt, das Publicum in den Logen war ein grossstädtisch elegantes.

Am nächsten Morgen hiess es unseren elegant ausgestatteten Ecksalon der rue de Lyon verlassen, um uns nach Avignon in Bewegung zu setzen. Ach nur zu rasch führte uns der Eilzug

*) Es ist zwei Monate später bis zum Grunde abgebrannt.

dahin und im Fluge an den sehenswerthesten Orten vorüber. Der Schienenweg führt eigentlich immer die Rhône entlang, nur manchmal verliert man sie bei einer allzugrossen Biegung aus dem Gesicht. Es ist ein majestätischer schnellfliessender Strom, der in grossen Windungen das weite Thal durchheilt, das von schöngeformtem Mittelgebirge begrenzt ist.

Bald ahnt man, dass man sich dem Süden nähert; es erscheinen die ersten Maulbeerpflanzungen, dann die ersten Olivenbäume, und endlich, noch klein und buschig, die ersten Cypressen. Nun kömmt auch der ganz andere Charakter der Landschaft, der provenzalische! nämlich weite, mit Oelbaumreihen bepflanzte Gefilde, gelbgraue Hügel an der Rhône mit ebenso gelbgrauen an sie hinangebauten Dörfern, fast jedes von alt-römischen Trümmern gross überragt! Denn hier hat die Römerzeit noch ebenso viele Spuren zurückgelassen, wie in Italien.

Der erste bedeutende Ort, an dem wir halten, ist Vienne (wir dachten an unser Wien!), das alt-römische Vienna. Man fährt auf hohem Viaduct darüber hin und sieht in ganz venezianisch enge Canalstrassen hinein, die sehr malerisch ruinenhaft aussehen. Ein dunkles Schloss mit Thürmen steht auf dem Hügel über der Stadt. In ihrer Mitte erhebt sich ein halb verfallener römischer Tempelbau über den Häusern, und weiterhin zeigt der Tempel eines andern Zeitalters — die prächtige gothische St. Morizkathedrale mit zwei Thürmen zum Himmel hinauf.

Wie lohnend müsste es sein, einen Tag hier zu bleiben und das Alles in der Nähe zu sehen — doch es hiess weiterziehen und noch merkwürdigere Orte seitwärts liegen lassen! So das nun folgende Valence, Montélimart — besonders aber Orange. Auch Valence liegt zwischen den so charakteristischen gelbgrauen Hügeln und spiegelt sich in der hellen Rhône, Montélimart ist ein grosses, zwischen Maulbeer - Alleen liegendes Städtchen, und sehr lebhaft ging es auf dem Bahnhof zu. Alles kaufte sich *nougat*, ein weisses hartes Mandelgebäck, das hier fabricirt wird. Unser Reisegefährte bedeutete uns, es ja nicht zu versäumen, und so nahmen wir auch eine Schachtel voll mit.

Dieser Reisegefährte, ein Abbé aus Marseille, der von einem Bade-Ausflug aus Vichy zurückkehrte, war das Bild eines wohlgenährten Pfäffleins, dick, rund, rosig, ewig lachend und nicht allzu starken Geistes. Er war entzückt von Vichy — deshalb, weil das Essen und der Wein gar so trefflich dort gewesen. Er musste von letzterem noch Vorrath mitgenommen haben, denn er unterbrach alle Augenblicke sein Gebet, um eine Flasche herauszuziehen und einen langen Zug daraus zu thun. Ehe wir Avignon erreichten, hatte er bereits die dritte aus den Tiefen seines grossen Reise-sackes genommen und entkorkt. Gleich Anfangs, als wir einstiegen, fragte er uns der Reihe nach — auf Jedes mit dem Finger deutend: Catholique? — Nachdem Moriz und Ina mit Ja geantwortet und

der Finger nach mir gerichtet stand, wo denn ein »non, protestante«, ihm entgegnet wurde, bekreuzte er sich, rief einmal über das andere Mal *horreur!* — und fing an, mir mit dem drolligsten Humor zuzureden, ich möchte mich zum wahren Glauben bekehren lassen. Als ich gar nicht recht ernstlich darauf eingehen wollte, zog er sein Brevier heraus — um für mich zu beten. Er fing wirklich an, halblaut aus dem schwarzen Buch vor sich hin zu murmeln und sich zu bekreuzigen — dazwischen aber ward immer weidlich geschmaust, getrunken und mit mir und Ina ein Scherzwort gewechselt. Es war ein köstlicher Kauz! Er machte sich's äusserst bequem, wollte Niemand mehr in's Coupé haben und meinte immer, sobald er sich am Fenster zeige, stiege Niemand ein. Seinesgleichen wäre ganz aus der Mode gekommen in Frankreich, seit der Republik (*horreur!*) hasse man sie, und alle Welt sei grob mit ihnen.

Da wurde er unversehens Lügen gestraft. In Montélimart stieg ein Officier dieser entsetzlichen Republik in unser Coupé, ein schöner, fein aussehender, junger Mann. Er grüsste uns und den guten Abbé auf das Allerhöflichste, fing mit uns Allen ein Gespräch an und war namentlich für den alten dicken Herrn die Aufmerksamkeit und Zuvorkommenheit selbst. Der schöne Krieger war der Gegend sehr kundig und machte uns auf alle malerischen Punkte aufmerksam.

Und solche mehrten sich nun zusehends. Die Berge traten näher an die Rhône heran, oft ragten

steile graue Wände am jenseitigen Ufer auf, die mit alten Burgen so gekrönt und ummauert waren, dass es schien, als wüchsen diese aus dem Fels heraus und wären unten eins mit ihm. Den allerprächtigsten Anblick gewährt das Städtchen Viviers. Es liegt auf hohem Felskegel drüben am Ufer und sieht aus, als bestände es nur aus Ruinen. Oben darüber erhebt sich ein wahrer Prachtbau grauen trümmerhaften Wesens, und dennoch ist der schönste romanische Styl des Ganzen deutlich zu erkennen! Auch hier that das Herz weh — vorbeieilen zu müssen! —

Es kam noch ein Felsenschloss mit vielen Thürmen — darin soll Ritter Blaubart gehaust und seine Frauen getödtet haben! Weiterhin liegt neben verwittert aussehendem Städtchen ein riesig grosser Felsblock mitten in der Ebene, an einer Seite wie abgehackt. Ihn soll ein Riese hieher getragen haben. Wieder nach einer Biegung sieht man auf hoher Felswand Marnas' grosse Schlossruine und in deren Mauern graue Dorfhäuser wie Schwalbennester kleben. Man sieht nicht leicht so viel des Malerischen zusammen, als auf dieser Fahrt! — denn immer hat man als Vordergrund der Felsenburgen die schöne Rhône, als Hintergrund duftige bläuliche Bergzüge und den reinen Himmel des Südens!

Wir kamen nun zum merkwürdigsten all' dieser Städtchen, zu: Orange. Hier sind die meisten Römer-Denkmale. Von Weitem schon sieht man die dunklen Massen des römischen

Theaters, den Triumphbogen und vieles altersgraue Gemäuer. Die Stadt liegt sehr einladend und malerisch am Fusse der kahlen Hügelkette, dahinter der Gebirgszug mit dem spitzen Mont Ventoux, dem höchsten Berge der Provence.

Im Bahnhof zu Orange erblickten wir auch das erste Mädchen in Arleser Tracht. Wir hatten uns schon überall nach den so berühmten Schönen umgesehen, hier stand nun eine im schwarz- und weissen Häubchen, mit dem sauberen faltigen Busentuch und weisser Schürze, die entzückend war! Es war ein Mädchen von einer Frische der Wangen, von einer Glut der langbewimperten Augen, wie man es selten sieht. Ina und ich sahen sie freudig bewundernd an, ich, da sie fern stand, durch die Lorgnette — das verdross ihren Liebsten, einen Burschen in blauer Blouse und rundem Strohhut, der neben ihr stand — und er pflanzte sich gerade vor sie hin mit ausgespreizten Armen und Beinen, um sie uns zuzudecken. Sie aber schob ihn lächelnd mit beiden Händen auf die Seite und schaute freundlich und mit allerliebster Coquetterie wieder zu uns herüber, als wollte sie sagen: »mich freut's, dass ich Euch gefalle.« Ihm aber, dem ungeschlachten Eifersüchtigen, mit dem sie nun lebhaft gesticulirend sprach, schien sie klar machen zu wollen, dass die Bewunderung zweier Damen nicht gefährlich sei und er sie sich auch gefallen lassen könnte. Er trat denn auch wieder auf die Seite, und Beide sahen uns, als wir weiter fuhren, freundlich grüssend nach.

Um 6 Uhr langten wir im Bahnhof zu Avignon an, und bald ging's, im Omnibus des Hôtels, durch eine prächtige dunkle Platanenallee in die breite, ganz grossstädtisch lebhafte rue de Petrarque. Von hier holperte der Wagen durch schlechtgepflasterte enge Strassen, grau, düster und unheimlich, mit hohen schmutzigen Häusern. Es wurde uns ganz bange in diesem öden Stadttheil. Plötzlich, in einer der allerhässlichsten Gassen, biegt der Omnibus in das weitgeöffnete Thor des Gasthauses ein — und, wie eine Ueberraschung umfängt uns ein weiter Hof mit hellen Blumenbeeten, einem rieselnden Brunnen dazwischen, von drei uralten Ulmen beschattet, und von drei Seiten eines prächtigen alten Gebäudes umgeben, dessen Mauern bis unter das Dach mit den üppigen Ranken und purpurnen Blumenglocken der *Bigonia radicans* bekleidet sind. Im ersten Stocke waren zwei schöne und bequeme Zimmer für uns bereitet, sie hatten Fenster auf den kleinen Platz an der eigentlichen Façade des Hôtels und hatten eine Terrasse in den grünen Hof. Von dieser führte, ganz von Schlingpflanzen umsponnen, ein eigenes, zu unserem Appartement gehöriges Wendeltreppchen in den Hof hinab, so romantisch, dass wir's unsere Romeotreppe, die Terrasse unseren Romeobalcon nannten.

Man kommt auf der Reise immer und überall gerade recht zur table d'hôtes! — Es scheint von den Wirthen schon so eingerichtet, so auch hier. In einem besonders gemüthlichen, behaglichen

Saal gegen den Blumenhof hinaus war die Tafel gedeckt und wunderschön mit frischen Blumen geschmückt. Die Küche war trefflich, einzelne Gerichte, dann die Einrichtung des Saales, der Mosaikboden, die angenehme Kühle, Alles erinnerte an italienische Art und Weise. Auch in unseren Zimmern wird so kühl gehalten und nur Abends der Laden geöffnet, die Betten sind so glatt, fest und sauber, wie auch wieder in Italien. Ein bildschönes Mädchen mit gewinnender Grazie bedient uns, kurz, man kann nicht besser und angenehmer aufgehoben sein, als in Avignon im Hôtel de l'Europe.

Der Abend war so schön und mild. Es lockte uns noch in's Freie. Auf gut Glück gingen wir zu dem Thorbogen hinaus, der den Platz Grillon schliesst, an dessen Ecke, wie gesagt, unser Hôtel steht. — Wir sahen vor uns die Rhônebrücke und zur Linken am Ufer viele dunkle Bäume, unter denen zahllose Gasflammen funkelten. Wir schritten dahin und fanden eine breite schöne Allee mit vielen Bänken und einem Musikpavillon. Es war die Promenade de l'Ouille. Kaum hatten wir uns gesetzt, so erschien Militairmusik im Pavillon und alsbald füllten sich die mittlere Allee und die Nebenalleen mit einer grossen Menschenmenge. Die eleganteste Welt von Avignon sass umher oder spazierte auf und ab, — und die hübschen Mädchen des Volkes am Arme von Soldaten und Blousenmännern gingen ebensogut dazwischen hin. Es war ein echt republikanisch durcheinander-

gewürfeltes Publikum. Die Militairmusik spielte spanische Tänze mit Castagnettengeklapper, die sie sehr gut executirten. Somit hatte der reiche schöne Tag noch einen ganz poetischen Abschluss.

Am andern Morgen sahen wir, dass die Place Grillon, auf die unsere Fenster hinausgehen, recht originell aussieht. Es ist ein kleines ganz eingeschlossenes Viereck, das graue Häuser mit nur wenigen Fenstern umgeben, und das, von vielen himmelhohen, dickstämmigen Ulmen mit schwärzlich grünem Laube beschattet, völlig düster erscheint. Die Fensterläden der Häuser sind immer geschlossen, unten sind keine Kaufladen, — so sieht Alles aus wie unbewohnt oder ausgestorben. Nur an einer Seite, wo der breite hohe schön gebaute Thorbogen den Platz abschliesst, sieht man durch ihn hinaus zur Rhône, ist es hell und frei.

Wir nahmen nach dem Frühstück einen offenen Wagen und benutzten den heiteren sonnigen Morgen zur Fahrt nach Vaucluse. Der Wagen rollte zuerst auf trefflicher Strasse durch hohe Platanenalleen, wie sie rings um Avignon her zu sehen sind, dann in's freie, schön bebaute Land hinaus. Weithin dehnen sich Felder und Wiesen, alle in Reihen von Oel- und Pfirsichbäumen durchzogen, und durch Hecken von Rosen und niederen Cypressen gegen die Strasse zu geschützt.

Von Zeit zu Zeit fuhren wir durch ein stattliches Dorf, stets durchrauscht von den grünen Wellen eines Baches. Hinter dem Bache stehen

die Häuser, grau, hoch, malerisch, kleine Gärtchen vor ihnen, oder Mühlenräder von langem Moose überhangen in dem breiten Bache, und am Wasser immer die oben gewölbte schattige Allee vom ersten bis zum letzten Hause des Ortes, in der wir fuhren, und die dem Dorfe kühles Dunkel spendet. Es war in all' den Oertchen sehr lebendig von einrädrigen Karren voll Grünzeug, stattlichen Bauern darauf, die zu Markte fuhren, und geschäftig im Bache waschenden Frauen. Wieder draussen im Freien sahen wir die ganz blasse, nur schwach an den Horizont hingezzeichnete Bergkette, gegen die wir fuhren, uns immer näher rücken, immer dunkler blauen, immer höher werden. Wunderbare tiefblaue Schatten zeigten uns, wie sehr sie zerklüftet. Auch zur Linken traten uns graue Felsenhügel näher, mit Orten darauf, die wie aus dem Boden herausgemeisselt schienen, so gleich grau, steinig und zackig sahen sie aus. Dicht am Wege erschienen die Ruinen eines Karthäuserklosters auf hohem gelbem Gestein. Es sah mit seinen Bogenhallen, Mauern und Thürmen und den dunklen Lorbeerbäumen und Pinien dazwischen sehr malerisch aus. Der Epheu umstrickte Mauern wie Felsen, und bis an die Strasse herab glitten seine Ranken und mischten sich mit den ebenso graziös herabhängenden, pelzigen Ranken der wilden Gurke *Ecbalium elaterium*, deren blassgrünes Laub so harmonisch zu den ebenso blassgelben Blütenkelchen stimmt. Wir überfuhren auf langer Brücke die Durance,

ein mächtiges Wasser, kamen durch ein grösseres, wundervoll malerisches Oertchen: Lille, und rückten nun der Bergkette der Vaucluse immer näher. Sie ging vom Blau der Ferne allmählig in's Ochergelbe über; ihre Schatten erschienen durch das blendende Sonnenlicht daneben fast schwarzviolett; besonders der Schatten des mittleren, höchsten, oben abgeplatteten Berges war so tiefdunkel, dass es aussah wie eine kolossale Schlucht oder Höhle mitten in der senkrechten Wand. Dies ist der berühmte Felsen, dem die Sorgue entströmt. Nun ging's zuletzt einen Hügel hinan und oben gab es ein entzückend Landschaftsbild, stylvoll und grossartig. Weithin dehnt sich gelbgrauer welliger Boden mit einzelnen graugrünen Oliven bepflanzt. Links am Horizont steigt der schroffe wolkenbedeckte Mont Ventoux in blauer Ferne auf. Vor uns ist nun ganz nahe das gelbliche Gebirge mit der dunklen Riesenschlucht, und als Vordergrund desselben die Steinbogen eines langen schönen Wasserleitungs-Viaductes, der quer über den Weg zwei Hügel verbindet. Zur Rechten aber dehnt sich die Ebene und verliert sich das Gebirge in zarten Contouren, bis es mit dem Horizonte verschwimmt.

Unter den Bogen des Viaductes durchfahrend, waren wir plötzlich mitten im Dorfe Vaucluse, auf einem kleinen, von hohen Platanen beschatteten Marktplatz, alte graue Steinhäuser mit geschlossenen Läden rings um ihn; an der einen Seite die klargrüne eilige Sorgue und ein Brückchen

darüber, jenseits auf hohen Felsen graues Ruinengemäuer, das sich hell abhebt vom Schattenton des Felsenkessels, — kurz wieder ein neues entzückend pittoreskes Bild. Wir hielten vor dem Hôtel Laure et Petrarque, die Wirthin trat heraus und lud zum déjeuner — wir aber wollten erst unsere Ungeduld nach der poetischen Schlucht und Quelle befriedigen und bestellten die Prosa des Lebens für später. Wir gingen nun zu Fusse der Sorgue entgegen auf schmalem Pfad an der steilen Felswand hin, in die enge Schlucht hinein. Die Sonne brannte heiss, kein Baum spendete hier Schatten, doch unten am Grunde der Schlucht, zu unseren Füßen, wo die grünen Wellen über Felsblöcke rauschten und schäumten, gab es viele hohe, dunkle Bäume, gab es Cypressen, Lorbeern, immergrüne Eichen, die sich in kleinen Wäldchen und dichten Beständen sogar an der jenseitigen Felswand hinanzogen und ihre Spalten füllten. An der Seite, wo wir gingen, gab es nur, die losgelösten Blöcke überkleidend, ein undurchdringliches Gewirre von Epheu, Brombeeren, *Clematis*, den goldgelben Blüthen des *Glaucium Corniculatum* und den zierlich bläulichen Blüthen zahlloser Labiaten-Arten.

Bald standen wir nun vor dem gigantischen Felsenhalbrund; senkrecht, dunkel dräuend steigt die nackte Kalkwand empor, an deren Fuss aus schwarzer Höhle die Sorgue kömmt und da zuerst einen kleinen stillen See bildet, als wollte sie sich in Ruhe sammeln, ehe sie den hüpfenden, sprin-

genden Lauf über das chaotische Felsgetrümmer der Schlucht beginnt. Es ist ein wunderliebliches Plätzchen und doch erhaben und schön. Man kann sich wohl denken, dass es einen Dichter entzücken und begeistern konnte. Uns erinnerte es an ähnliche abgeschlossene Felsen-Amphitheater in unseren Kalkalpen, z. B. an eines hinten beim Fürstenbrunnen am Untersberg. — Während wir hier ruhten und Blumen pflückten, umspielten uns die Kinder des Dorfes, die mitgelaufen waren, plauderten mit uns, brachten uns Steine und Blumen, pflückten uns Brombeeren, viel grössere, süssere und aromatischere, als sie bei uns sind und zeigten uns, wie die ganze Schlucht entlang unter jedem Steine eine Quelle aus dem Felsen hervorsprudelt, so dass es begreiflich ist, dass die Sorgue gleich ein so grosses munteres Flüsschen wird. Im Zurückgehen sahen wir erst, dass unten am Wasser mehrere Häuser und Mühlen malerisch unter den Eichen und Lorbeern versteckt liegen. An solchem Plätzchen wohnte und dichtete einst Petrarca und besuchte ihn wohl seine Laura.

Wir kehrten in das Gasthaus zurück. Das Zimmer war der Hitze halber ganz dunkel und kühl gemacht. Man tischte uns allerlei Gethier der Sorgue auf, Aale, die wir kurz vorher im Fischkasten des Gartens noch lustig schwimmen sahen — und Krebse, so vortrefflich in Muscheln zubereitet, dass ich mir von der Wirthin das Recept ausbat, was sie denn auch, sehr geschmeichelt, schnell und bereitwillig aufschrieb. — Kurz Alles

war gut und der Wein ganz köstlich bei Laure et Petrarque, deren alterthümliche Bildnisse im Speisesaal die Wand zieren. Wir konnten uns denn auch, von diesem feurigen provenzalischen Rebenblut begeistert, nicht enthalten, beim Dessert ein heiteres Sonnet zu dichten und den Manen Petrarcas vorzusagen.

Das Zurückfahren nach Avignon beim schönsten Abendsonnenschein war wundervoll. Alles leuchtete golden, die grauen Oliven, die hohen Platanenalleen, die baumhohen, graziös ihre Blätter biegender und hängenlassenden Schilfgruppen, von *Arundo donax*, die man hier überall am Wege sieht, — und zuletzt die gewaltige finstere Papstburg, die über Avignon thront; auch sie war milder und lieblicher im warmen Abendlicht zu schauen.

Wir kamen gerade recht zur table d'hôtes. Ein lebhafter Südfranzose von den feinsten Manieren war unser Tischnachbar, und wir unterhielten uns vortrefflich mit ihm. Er erzählte von der provenzalischen Sprache, ihren anmuthigen Wendungen und Worten, z. B. dem Worte Pecayré — das freudig oder traurig in allen Betonungen, etwa wie unser ach, immer ausgerufen wird, — dann vom lebenden provenzalischen Volksdichter Mistral, der ein so wundervolles Epos »Mireille« geschrieben. Er empfahl uns sehr, es zu lesen. Nach dem Essen gingen wir ein wenig die Stadt bei Gasbeleuchtung ansehen. So hell und lebendig es in der rue Petrarque war, so sehr die Menge auf der Place de l'hôtel de ville wogte, so stille und

düster war's in den anderen engen Strassen mit ihren hohen, stillen, palastartigen aber ganz verfallenen Häusern. Auf der Place de l'hôtel de ville sind in der Mitte Alleen mit Bänken, und spielt Abends Militairmusik. Hier wogte es auf und ab. Wir sahen aber wenig schöne Gesichter. An der einen Seite des Platzes sind recht elegante Café's, Alles sitzt im Freien davor, wir thaten desgleichen, bis es um zehn Uhr allmählig stiller wurde, und die Menge heimärts zog.

Nun folgte ein reicher Tag, der 20. September. Wir brachen sehr früh auf, um uns das nahe Nîmes anzusehen. Der Weg dahin ist merkwürdig und höchst malerisch die Landschaft! An der rechten Seite der Bahn die niederen, kahlen, verbrannten, gelblich-weissen Felsen, die wir hier überall sehen, und in welche die weissgelben Häuser, bei denen man weder Dach noch Fenster sieht, ganz hineingebaut scheinen; an der linken Bahnseite mälig abwärts sich dehnend, die gelbe Ebene, die bis zum blauen Höhenzug am fernen Horizonte mit Oliven bepflanzt ist, die hier so dicht gedrängt stehen, dass sie von oben (denn wir sahen auf die Kronen der Bäume) einem Walde gleichen. Wie schön stimmen all' diese Farbtöne zusammen: das zarte Blau von Bergen und Himmel, das duftige und doch kräftige Grün-grau der Bäume, das sonnige Gelb der Felsen. »Ganz so sieht es in Jerusalem aus«, sagte uns ein junger Sachse, der im Coupé sass und in Palästina gewesen war. An den Oliven hingen

bereits die grünen ovalen Früchtchen und Schwärme von Lerchen liessen sich darauf nieder. »Die armen deutschen Lerchen«, sagte der Sachse, »hier finden sie alle ihren Tod. Zu Tausenden kommen sie im Herbst, um ihr Lieblingsgericht, die reifen Oliven, hier zu schmausen, und wenn sie davon recht fett und wohlgenährt sind, schiesst man sie todt und isst die köstlich gemästeten als Braten.«

Wir kamen nun zu einem entzückenden Landschaftsbilde: den Städtchen Tarascon und Beaucaire. Sie liegen einander gegenüber an beiden Ufern der Rhône, die hier breit und herrlich wie unsere Donau dahinströmt. Man hält zuerst in Tarascon, das, etwas tiefer als die Bahn, Einem ganz ausgebreitet zu Füssen liegt. Es ist ein grosses wirres Gemäuer, man sieht nicht Dächer noch Fenster, Alles ist einförmig grau, in der Mitte nur überragt es ein zierlicher Thurm, der eine goldene Madonna auf der Spitze trägt. An der Rhône hingegen schmückt Tarascon ein gar seltsamer Bau, das thurmhohe, vieleckige, gelbe Gemäuer eines alten Schlosses, das einst König René, den man den »guten« nannte, bewohnt hat. Es hat viele Thürme, wuchtige Mauern und gänzlichen Mangel an Fenstern nach Aussen. Statt des Daches hat der ganze Bau obenauf eine grosse von Balustraden umschlossene Terrasse. Im Innern soll es Gemächer geben, wo man nur einen Stein des Fussbodens aufzuheben braucht, um Jemand auf Nimmerwiedersehen in die tief unten rauschende Rhône zu stossen. Heut spiegelt sich das Schloss

goldig und lächelnd in den blauen Fluthen und ein dunkles Lorbeer- und Pinienwäldchen umgibt es mit malerischem Reiz an der Stadtseite.

Sehr merkwürdig ist auch gerade in Tarascon der allen provenzalischen Orten eigene Dreschplatz. Er ist nahe beim Bahnhof und von besonders grosser Ausdehnung, eine Fläche mit festgetretenem, glattem Lehm Boden, ganz bedeckt mit häuserhohen ovalen Getreidehaufen. Viele Bauern waren beschäftigt, die Pferde an der Leine im Kreise herumlaufen und so das Getreide dreschen zu lassen. Andere schichteten dann das Stroh wieder zu den ovalen Haufen auf.

Zwei prächtige Brücken verbinden Tarascon und Beaucaire. Auf der einen fuhren wir nun hinüber und hielten gleich wieder in letzterer Stadt, die an Charakter und Bauart Tarascon ähnelt, sich aber an drei seltsam zerklüftete Hügel anlehnt. Zwei davon enthalten nur Mauern und Trümmer, der dritte aber ist gekrönt von der alten Sommerresidenz der Päpste, einem Schlosse mit hohen Zinnen und Thürmen, das dunkle Bäume rings beschatten.

In Tarascon wie in Beaucaire waren wir so glücklich, unter den Ein- und Aussteigenden am Bahnhofs viele von den hier berühmt schönen Frauen zu sehen. Zwei besonders entlockten uns laute Rufe der Bewunderung. Sie schienen wirklich den griechischen Typus rein bewahrt zu haben! Die Eine war gross, von stolzer Gestalt, mit echt

classischem ernstem Angesicht und Rabenhaaren, mit dunklen Augen und braunem Gesichte, die Andere etwas weniger braun, von weicheren Zügen, die Anmuth selbst. Beider Profil schien den Antiken entnommen, das der Ernsten glich einer Agrippinastatue, das der Anderen, zaubrisch lächelnden, ganz dem der mediceischen Venus. Sie trugen grosse Goldringe in den Ohren, grosse weisse Spitzentücher um Brust und Schultern gefaltet, auf dem reichen Haare das kleine weiss und schwarze provenzalische Häubchen.

Bald erreichten wir Nîmes. Auch hier in der glänzend schönen, zum Theil neuen Stadt durchziehen, gleichwie im kleinsten Dorfe der Provence, hohe Platanenalleen die breiteren Strassen. Wir fuhren vom Bahnhofe aus im dichten Schatten solcher Bäume, hinter welchen recht elegante moderne Häuser sichtbar waren. Vor uns, am Ende der langen Allee, sahen wir den monumentalen weissen Marmorbrunnen Pradier's mit seinen Wasserstrahlen und allegorischen Gruppen, die Flüsse Südfrankreichs darstellend. Er bildet den Mittelpunkt des Hauptplatzes, den schöne Blumenparterres, Gartenanlagen und um diese herum wieder Alleén zieren; im Hintergrunde sieht man einen Theil des römischen Amphitheaters.

Wir hatten uns einen der allerliebsten, hier üblichen Einspanner genommen: ein offenes Wägelchen von Korbgeflecht und darüber auf einer Stange ein weiss und blau gestreiftes Zelt. Darin durchfuhren wir nun die älteren Strassen der gar

lebendigen und freundlichen Stadt bis zum Park. In diesem Parke ist ein ganzes Stück alten Römerreiches beisammen. Zuerst unten in dem ebenen Theil, von Alleen umbuscht, von Marmorbalkstraden und Treppen umschlossen, die klare, den Alten heilige Quelle Nemausus, zu grossen Bassins und Canälen gesammelt. In einem der Bassins aber ringsum ganz wohlerhaltene römische Badestuben für Einzelbäder und Ankleidestuben für die im Bassin Schwimmenden.

An üppigen Blumengruppen und der mitten darin sitzenden überlebensgrossen Marmorfigur des provenzalischen Dichters Jean Reboul geht nun der Weg vorüber, der sich bald im Pinienwalde bergan schlängelt und uns zur *tour magne*, dem zweiten Römerdenkmal, führt. Dies ist ein kolossaler, achteckiger, fast rund erscheinender Thurm, dem Grabmal der Cäcilia Metella in Rom etwas ähnlich und gewiss einst auch solchem Zwecke dienend. Heute steigt man innen eine Treppe hinauf zur Plateform, um von dort die Aussicht zu geniessen. Diese ist nun hier wahrhaft bezaubernd. Rings um den Thurm, den steilen Hügel hinab, ziehen sich Pinienwälder, auf deren hellen Kronen das Auge wonnevoll ausruht, und denen ein Duft entströmt, wie wenn die ganze Ebene mit blühenden Veilchen bewachsen wäre; es ist dies nicht die gewöhnliche Pinie, sondern *Pinus Alepensis*, ein von unten auf beästeter, zart mit frischgrünen Nadeln befiederter Baum, dem eben dieser Wohlgeruch eigen. Am Fusse

des Hügels sieht man nun das reizende Nîmes unter sich, ganz von Platanenalleen kreuz und quer durchzogen und mitten unter seinen freundlichen schönen Häusern das riesengrosse Oval des Amphitheaters, und mitten auf einem seiner freien Plätze den Forum-Tempel im reinsten Style der Griechen. Die Stadt verläuft sich in bunten Villen und Gärten, die weit hinaus die Ebene bedecken: — die Ebene, die eigentlich nur ein endloser Olivenwald zu sein scheint, von hellschimmernden bläulichen Flüssen durchschlängelt, denn überall leuchtet ein Stückchen Rhône auf, oder Durance oder Fontaine de Nîmes. Im Rücken von Nîmes, an den Hügel sich schliessend, auf dem wir standen, zieht sich die Bergkette der Cevennen weit hinaus, deren Höhen bedeckt sind von goldgrünen Pinien und silberschimmernden Oelbäumen, die aus ganz rother Erde aufstreben. Dazwischen nun die Hunderte heller freundlicher Landhäuser, auch auf den Höhen: — es ist ein prächtiges farbenreiches Bild. Weit am Horizonte sieht man noch zwei Reihen von Bergen die Ebene einsäumen, so ferne und duftig blau, dass sie nur wie hingehaucht erscheinen; die im Süden sollten die Pyrenäen sein! So wenigstens belehrte uns ein gar lebenswürdiger Südfranzose, mit dem wir auf der hohen Thurmwarnung plauderten und der sich als den belgischen Consul in Marseille zu erkennen gab. Lange blieben wir oben, das Bild war zu reich, zu lachend, zu schön — man konnte sich nicht satt sehen. Es schien Alles so fruchtbar, so cul-

tivirt, so gesegnet und von nur glücklichen Menschen bewohnt! so weit man sah.

Im Hinabgehen durchschritten wir den Pinienhain im langen Zickzackwege, es war so hell in dem bis zur Erde reichenden Nadelgezweige, Gras und Blumen so üppig darin und der Duft so balsamisch, dass wir fortwährend nur schlürften und aus der Tiefe der Brust einathmeten.

Wir kamen nun zum Dianentempel hinter der Nemausus-Quelle, am Rande des schattenden Nymphenhaines. Er ist noch halb erhalten. Man blickt durch einen grossen Eingangsbogen in den inneren Raum und im Hintergrunde auf die Cella, wo man genau sehen kann, wie einst Altar und Bild der Göttin hier gestanden. Die Längswände des Innern und ein Stück Deckengewölbe sind erhalten, man sieht die hohen Nischen, die herrlich sculptirten Friese, die abwechselnd halbrunden, abwechselnd dreieckigen Ueberdachungen der Nischen. Wilde Feigenbäume hängen malerisch über die Mauern herab; der blaue Himmel sieht oben herein und blickt in dem einen schmalen Seitengange durch die hohen, von Epheu und Reben übersponnenen Oeffnungen. Einzelne cannelirte Säulen stehen noch überall umher und bezeugen, wie schön es einst hier gewesen. Es ist ein poetisches, friedlich stilles Plätzchen hier in den Ruinen. Man hat ringsumher hier vorgefundene Köpfe und Statuen auf den Säulentrümmern aufgestellt, und so das Todte wieder zu beleben, die Wunden etwas zu bedecken versucht.

Wir bestiegen unser Zeltwäglein wieder und fuhren durch ein Stückchen altes Nîmes zum Forumplatz, in dessen Mitte auf hohem Stufenbau sich der Tempel erhebt, den sie heute *Maison quarré* nennen, obwohl er gar nicht viereckig, sondern länglich ist. Es ist ein römischer Bau, aber reinsten griechischen Styls — und obwohl die Zeit den weissen Marmor seiner Säulen grau gefärbt hat, ist er doch so wohl erhalten, als wäre er gestern erst fertig geworden — und so einfach schön in seinen Verhältnissen, dass er ganz ausserordentlich gross erscheint und man staunt, wenn man eintritt, das Innere fast klein zu finden. Es ist, als hätten all' die Krieger, die hier in Nîmes verheerend gehaust — die Gothen, Vandalen, Normannen bis zu den Päpstlichen, die hieher kamen, um die protestantischen Albigenen zu bestrafen und zuletzt noch einmal das oft zerstörte Nîmes ob seiner ketzerischen Gesinnung vernichteten — vor der Harmonie dieses Kunstwerkes Respect gehabt, da kein Eroberer es berührte. — Man sieht den Tempel an, weidet Sinn und Auge daran und fragt sich — worin liegt nur das Geheimniss dieser Schönheit? und wie kommt es, dass Einem z. B. die Börse in Paris und andere moderne Bauten des griechischen Styls ganz anders und weit hässlicher vorkommen — obwohl man sich doch gewiss bemühte, sie genau nach den Regeln der antiken Baukunst aufzuführen — während dies echte Werk hier so wohlthut, so harmonisch wirkt.

Wir stiegen die breite Stufenreihe hinan in das mächtig wirkende, hohe, imposante Peristyl aus korinthischen Säulen, deren Capitäle noch unversehrt mit ihren Akanthus- und Olivenblättern geschmückt sind. Eine hohe, von reicher Sculptur umrahmte Thüre führt in das Innere, das leider durch die rings an falschen Wänden aufgehängene Sammlung moderner Bilder ganz verdeckt ist. Unterhalb der Bilder sind die bei Nîmes ausgegrabenen Sarkophage, Büsten und Fragmente der Römerzeit aufgestellt, und in der Mitte liegt ein schöner antiker Mosaikboden.

Der Custode, ein fein aussehender Mann, erklärte uns Alles und plauderte geschwätzig über alles Erdenkliche mit uns. Ina und ich fragten ihn auch ob er uns nicht sagen könne, wo man wohl hier in Nîmes provenzalische Lieder bekäme, wir hätten in Avignon vergeblich nach solchen gefragt. Er lächelte mit Grazie und sagte ganz schüchtern, wir wären mit dieser Frage an den Rechten gekommen, er selbst sei provenzalischer Dichter, sein Freund setze seine Sachen in Musik, alte Volksmelodien dazu benützend, und er wolle uns das, was erst gestern fertig geworden sei, sogleich vorsingen! und siehe — inmitten des erhabenen alten Marmortempels sang uns der schöne Provenzale mit der weichsten süssesten Tenorstimme und einem Schmelz und Ausdruck, der an unseren Walter in Wien erinnerte, sein neuestes Lied vor, ein graziöses liebliches Frühlingslied im schönsten Provenzalisch. Auf unser Ent-

zücken hin und unsere Bitte, versprach er, es abzuschreiben und uns nachzuschicken, und so kam wirklich bald darauf nach Barcelona an uns die Notenrolle mit dem Autograph des Dichters und seinem Namen: Louis Bard. — Dies kleine poetische Erlebniss liess uns den Tempel, der uns so wohl gefiel, noch schöner erscheinen.

Wir fuhren nun von hier zum Amphitheater. Auch dies grosse Eirund ist fast noch ganz erhalten, und die Steine sind doch nur durch die wunderbarste Glättung und exacteste Berechnung ineinandergefügt, wie man behauptet, ganz ohne Mörtel. 30.000 Menschen hatten Platz auf den unzähligen Sitzreihen, die sich in immer weiteren Kreisen mächtig aufbauen. Zu oberst sieht man noch die Zeltstangen und unten noch alle Kammern für Thiere und Kämpfer, alle Corridors, alle Ausgänge und Nebenräume, Alles wie von heute. Man führt jetzt Stiergefechte hier auf. Wir kamen nun zurück zum grossen Platze, in dessen Mitte der weisse Marmorbrunnen und von dem aus die breiten Strassen des modernen Nîmes gegen den Bahnhof hingehen. Es war noch Zeit ein Frühstück einzunehmen; wir thaten es im eleganten Hôtel Luxembourg, das ein geschmackvoll pompejanisch decorirtes, dämmerig kühles Speisezimmer mit Mosaikboden hat. Man bewirthete uns mit trefflichen Speisen und ganz köstlichen Feigen, Trauben und Melonen.

Wie angenehm, dass in der grössten wie in der kleinsten Stadt Südfrankreichs, ja in jedem

Dorfe, immer in den Hauptstrassen diese uralten, oben ein grünes Laubgewölbe bildenden Platanenalleen sind! So konnten wir auch heute trotz arger Hitze im dichten Schatten bis zum Bahnhof gehen.

Wie freuten wir uns, noch einmal das Bild zu sehen, das uns auf der Herfahrt so sehr entzückte: die Schwesterstädte Beaucaire und Tarascon am mächtigen Rhônestrom mit ihren alten seltsamen Burgen, denn auch in Beaucaire spiegelt sich ein echtes Schloss des Mittelalters mit Thürmen und Zinnenmauern im Strome.

In einer Stunde waren wir zurück in Avignon und schritten gleich durch seine breite dunkle Platanenstrasse, die rue Petrarque hinauf bis zum Platze des Doms und der Papstburg.

Diese letztere ist ein Bau, den Giganten aufgemauert zu haben scheinen — so hoch die Mauern, so gewaltig die Thürme, so kolossal die Höfe und die Prachttreppen. Von Aussen gleicht sie einer Festung, da man so wenige Fenster bemerkt, und dennoch sind all' die Riesenräume, durch die wir geführt wurden, ganz helle und haben schmale hohe Fenster zur Genüge. Die Säle sind gänzlich ihres Schmuckes beraubt, nur weiss getüncht und jetzt Kasernenräume. Wir wussten eigentlich nicht, weshalb wir von einem in den anderen geführt wurden, da wir Nichts sahen, als auf ihren Betten sitzende, ihr Riemzeug putzende Soldaten im tiefsten Negligé, die meisten bildhübsche junge Bursche, die sich vor uns Frauen

ebenso genirten, wie wir uns vor ihnen. Ina und ich flohen denn auch in's Freie, zum besonderen Aerger der geschwätzigen alten Führerin, die uns bei ihrem Fremdentrupp nicht missen wollte. Wir sahen uns den Dom an. Er liegt neben der Papstburg, nur noch etwas höher, das ganze Land ringsum beherrschend. Auf hohen Stufen erhebt sich das herrliche Säulenportal romanischen Styls, durch das wir eintraten. Im Innern umfing uns kühle Dämmerung, wonnige Stille, gedämpfter Orgelton. Es ist ein einfach schönes Schiff, auch romanischer Bauart. In einer Seitencapelle bewunderten wir die kunstvollen Grabdenkmale zweier Päpste. Lebende gab es fast nicht im stillen Dome, nur wenige Beter knieten in lautloser Andacht umher. Als wir wieder hinaustraten, kam auch Moriz aus der Papstburg. Er hatte noch ein paar schaurige Folterkammern in nachtdunklen Thürmen gesehen, den Kerker Rienzi's und in einem Thurmgemache einige wenige Ueberreste alter Fresken.

Dicht an Dom und Papstburg schliesst sich ein öffentlicher Park Avignon's an, der sehr schön angelegt ist, voll von Evonymus, Cypressen, Pinien- und Lorbeergängen, Rasenplätzen mit Gruppen und Beeten südlicher Pflanzen, Springbrunnen dazwischen. Da er die Fortsetzung jenes Felsens bedeckt, auf dem die Papstburg steht und um und an welchem die Stadt sich hinzieht, gleicht er einer ausgedehnten Terrasse, besonders da, wo der Kalkfelsen senkrecht gegen die Rhône hin

abstürzt, ja überhängt. Es ist schaurig, an dem dünnen Eisengeländer dieses Absturzes zu stehen, man sieht gerade in die Fluthen der Rhône hinein, von solcher Höhe, dass wohl jedem schwindelt. Dennoch ist man unwiderstehlich gefesselt. Das Bild, was sich da unten ausbreitet, ist womöglich noch schöner, wie das vom tour magne in Nîmes, und da der Fels, auf dem man steht, ganz überzogen ist mit kurzen grünen Kräutern allerlei südlichen Arten von *Thymus* und *Satureia*, schlürft man nicht minder würzige Düfte, als dort im Pinienhain. Was hier das Bild so unvergleichlich macht, das ist der Vordergrund, der Doppelstrom der Rhône (von einer Insel unterhalb der Stadt in zwei Arme getheilt) und die beiden Brücken, die über ihn führen, die neue, an riesigen Ketten schwebende, wie die alte, auf steinernen Bogen ruhende, die mitten im Strome abbricht und deren Kanten und Wunden dort Epheu und Gesträuch mit frischem Grün verhüllen. Am diesseitigen Ufer blickt man in das dunkelgraue Häusergewirr Alt-Avignon's hinab und kann genau die hohen Mauern verfolgen, die es rings umschliessen, in gleichen Zwischenräumen von gewaltigen Thürmen unterbrochen. Sie werden mit mehr Pietät erhalten, wie die von Nürnberg. Am jenseitigen Rhôneufer aber liegt Ville neuve des Avignon — trotz seines Namens fast noch älter und malerischer aussehend, als die eigentliche Stadt. Es baut sich auch an mehreren Hügeln auf und gürtet sich um ihren Fuss, die Spitzen derselben krönen eine

mittelalterliche Burg und ein Karthäuserkloster, halb in Ruinen. Rings um diese pittoreske Stadt dehnt sich, wie um Alt-Avignon, die herrlich bebaute Ebene weit hinaus. Zwiefach durchschlängelt sie das Silberband der Rhône in schönen Windungen, und überall sieht man ihr helles Blau im dunklen stumpfgrünen Meere der Olivenbäume aufblitzen.

Ebensoviele Bäume und Häuser und hell-schimmernde Dörfer, so weit das Auge reicht, wie wir's bei Zürich gesehen! ebenso sehr ein Bild der Fruchtbarkeit und des regen frischen Lebens und Wohlstandes, wie dort — und doch wie anders der Charakter: dort smaragdgrüne Matten und dunkelwipflige Obstbäume, hier rothe Erde ohne Gras und feinlaubige Oliven darauf. Dort die schneebedeckten Alpen am Horizont, hier ringsum Berg- und Hügelketten in duftig warmen Tinten des Südens verschwimmend, — zwei verschiedene und doch im Wesentlichen ganz gleich schöne reiche Landschaften. Hier steigen einerseits am Horizonte die zackigen niederen Cevennen auf, andererseits ziehen sich die Vaucluser Berge herüber und schliessen mit dem imposanten Mont Ventoux ab, der, höher als sie Alle, schroff in die Ebene abfällt. Dieser schöne Berg erinnerte mich in Form und Farbe an die beiden auch so steil abfallenden, auch Abends so wie hingehaucht blassvioletten und doch einander so fernen Berge: den Soracte bei Rom und den Venusberg bei Eisenach.

Die Aussicht von diesem Rocher Domus hat, wie man sieht, gewiss nirgends ihres Gleichen! Auch in das Gewirre der Stadt blickt man so recht hinein, nur die Mauern der Papstburg sind so hoch, dass sie einen Theil des Rundbildes verdecken.

Wir stiegen nun wieder in die Stadt hinab, vertieften uns noch ein wenig in ihre seltsamen engen Strassen mit den grauen, hohen, ganz todt und unbewohnt scheinenden Steinhäusern, und dachten: hier würde der junge Deutsche von heute Früh wohl auch gesagt haben: »wie in Jerusalem!« Es war noch eine gute Stunde Zeit bis zu Tische. Ina und ich benutzten sie zu einem Gange über die Kettenbrücke auf die Insel, die vor Ville neuve liegt, und setzten uns unter hohen Platanen in das Gras am Rhôneufer, um Alt-Avignon aus der Ferne zu betrachten und zu skizziren. O, wie schön ist es von hier! — Steil erhebt sich der Felsenhügel, den es umgürtet und bedeckt! — Riesengross und dräuend steht die Papstburg da oben, sich breit hindehnend mit Mauern, Bogen, Thürmen und zinnen-gesäumten Terrassen statt Dächern. Daneben ragt die Kathedrale himmelan und dann kommt der Fels, auf dem wir standen, der malerisch abstürzende, dessen Plateau hohe Baumkronen schmücken, dessen Fuss die Rhône benetzt, und unter dem die halbzerstörte Brücke mit ihren Bogen sich reizend im Strome spiegelt. Hinter der Brücke aber erhebt sich, das Bild abschliessend, der

Ventoux, und zur Rechten endets mit dem Prachtbau der hochschwebenden Kettenbrücke und ihrer beiden Portale. Das ganze Rhôneufer entlang aber sieht man die merkwürdigen Stadtmauern Avignon's sich hinziehen, welche es einschliessen. Sie sind, wie schon gesagt, in regelmässigen Zwischenräumen von runden oder vieleckigen, etwas hervorstehenden Thürmen malerisch unterbrochen, und Mauern und Thürme tragen ausnahmslos die schöne Zinnenkrone auf kleinen vorspringenden Trägern ruhend, die man hier *Machiculis* benennt.

Auch hier gedachten wir, wie schon so oft, unseres Meisters Rudolf Alt in Wien! Das wäre ein Bild für seinen Pinsel! besonders wie es jetzt eben die Abendsonne in den wärmsten Tönen erglühen liess. Doch wir mussten uns losreissen und in's Hôtel hinübereilen.

Eine wieder ganz neue Gesellschaft sass an der Mittagstafel um uns her, darunter ein junger Norddeutscher, der sich uns gleich nach den ersten Worten mit seiner Visitkarte vorstellte und der auch nach Spanien reisen wollte. Er hiess Ingversen und war ein Hamburger. Er erzählte uns von einer merkwürdigen Scene, die er gestern hier erlebte. Er war Abends in einen Garten gerathen, wo Musik erklang und die Bürger Avignon's beim Weine sassen. Im Hintergrunde des Gartens war auch ein Volkstheater, wo man eben anfang, ein Lustspiel aufzuführen. Alle sahen zu, Herr Ingversen desgleichen. Da trat am Schlusse

eine Sängerin in der Allegorie der französischen Republik auf und sang die Marseillaise. Alles nahm die Hüte ab und erhob sich. Herr Ingversen, der vor der Marseillaise keinen solchen Respect empfand, blieb sitzen und behielt den Hut auf. Man rief ihm drohend zu: *le chapeau a bas Monsieur*, und drang auf ihn ein, er aber wollte nun erst recht nicht, da rief Alles: *un prussien, un prussien*, und drang wieder auf ihn ein! — Zum Glücke war inzwischen das hohe Lied der Republik verklungen, ein anderes Lustspiel hatte begonnen, die Vornesitzenden gaben zischend ein Verlangen nach Ruhe zu erkennen und Herr Ingversen fand Zeit, sich trotz der wüthenden Blicke, die ihn durchbohrten, langsam zu entfernen — nicht ohne Befriedigung, dass er sich nicht zum Abnehmen des Hutes hatte zwingen lassen!

Ausser diesem einen Deutschen gab es auch heute wieder nur Franzosen am Tische. Das Diner war vortrefflich, wie bisher. Etwas Neues war uns ein Gericht Selleriestengel, spargelartig zubereitet, was sehr zart und gut schmeckte.

Nach Tische sass man im Blumenhofe am plätschernden Brunnen, die Herren rauchten, Ina und ich gingen in den kleinen freundlichen Lese-salon und sangen unsere deutschen Lieder.

Am nächsten Tage hiess es den traulichen kühlen Zimmern dieses Gasthofes Adieu sagen. Ich skizzirte noch schnell unten auf der Strasse die Place Crillon mit ihren düsteren Bäumen und dem

schönen Thore und alsbald stand die halbe Jugend Avignon's um mich her und sah mir zu, und die vor dem Hôtel postirte Schildwache schielte auch beim Auf- und Abgehen in mein Buch, so dass vor Unruhe und Neugier kaum zu zeichnen war.

Dann fuhren wir an einem sonnigen wonnigen Sonntagsmorgen nach Arles.

Schon im Omnibus und dann auch im Coupé redete uns ein Südfranzose an, der von einer beispiellosen Höflichkeit und Lebendigkeit war. Er sagte Ina und mir fortwährend Artigkeiten, beschrieb uns die Herrlichkeiten seiner Vaterstadt Marseille so verlockend als möglich, damit wir ja hinkommen sollten und gab uns schliesslich seine Karte und Adresse dort. So oft er etwas bewunderte und pries, legte er seine fünf Finger zu einem Kusse an den Mund und warf sie dann mit so saftigem Schnalzen ausgespreizt in die Lüfte, dass wir fortan solch' enthusiastische Kundgebungen: Küsse *a la Rey* (so hiess er) nannten. Sehr komisch war uns aber an ihm noch besonders, dass er so ganz brouillirt mit der Geographie zu sein schien, obwohl sein Aeusseres auf einen Mann der besseren Stände schliessen liess und er viel von seinem Papa, dem »Präfecten«, sprach. Er fragte, woher wir wären, und als wir Oesterreich nannten, redete er uns englisch an und fragte, ob wir in London wohnten! Darüber aufgeklärt, sprach er rasch italienisch — denn »Autriche sei wohl eine Provinz von Italien?« Das Räthsel dieser von uns noch oft belachten

Unwissenheit sollte uns später in Marseille sehr traurig gelöst werden!

Auch heute kamen wir wieder bei Tarascon vorbei, und wieder stiegen wunderbar schöne Frauen, Gesichter von echt griechischem Typus, in den Zug ein. Sie trugen um das weisse Tüllhäubchen, das hinten auf dem Zopfe sass, ein breites schwarzes Band, durchstickt mit bunten Blümchen. Ganz ebenso sahen wir's an den Arleserinnen, nur Schwarz in Schwarz, mit Sammtblumen auf dem Seidenband.

Nach einer Stunde waren wir in Arles. Bald hinter dem Bahnhofe bilden zwei dicke epheubewachsene Mauerthürme den Eingang zu der engen Gasse, durch die der Omnibus nun auf jenen Platz holpert, der einst das römische Forum gewesen. Hier kehrten wir ein im Hôtel du Nord. Neben demselben in eine Mauer eingelassen schmückt den Platz die wohlerhaltene Façade eines kleinen Römertempels, Säulen, ein Fries, ein Frontispiz. Er mochte zum Forum gehört haben. Wir erhielten zwei wunderschöne Zimmer, fast Säle, äusserst behaglich eingerichtet, mit grossen sauberen Himmelbetten und statt der Fenster Balcons. Der Fussboden bestand aus glänzend glasierten dunkelrothen Ziegeln, glatter wie die feinsten Holzparquetten. Der Blick auf den Platz hinaus ist allerliebste. Er liegt, ein längliches Viereck, vor uns. In der Mitte bilden Platanenreihen kühles Dunkel, ringsum befinden sich hübsche Häuser mit vielen Balcons und mit Café's im Erdgeschoße. Unter

den Platanen standen alle Männer von Arles und schwatzten. Jeden Sonntag Morgen sei hier Männerversammlung, sagte man uns! Dieser Platz heisst auch heutzutage *Place d'hommes*. Wir gingen sogleich zur Besichtigung der Merkwürdigkeiten aus.

Durch enge, aber recht belebte Strassen gelangten wir zum Rathhaus; der eine Theil desselben ist altersschwarz, ein schöner spätgothischer Bau mit wundervollen Fenstern, — der andere neue, minder schöne Theil bildet einen Durchgang, durch dessen Hallen wir hinaustraten auf den Hauptplatz von Arles. Es ist ein grosser weiter Raum; ein Obelisk, schlank und hoch, von grauem Granit, auf Löwen ruhend, ziert des Platzes Mitte. Schöne Gebäude schmücken ihn ringsum, das Schönste davon ist die alte Façade der Kirche St. Trophime mit ihrem Pracht-Portal. Es ist romanischen Styls, mit zahllosen, auf kleinen Löwen aufstehenden Säulchen. Diese haben zwischen sich und tragen auf ihren kunstreich ausgehauenen Capitälchen Heiligenfiguren; das Ganze krönt ein reich sculptirter Giebelaufsatz. Die übrige Façade ist ebenso schwarz und verwittert, wie dies Eingangsthor, und es ist daher ein entzückendes Architekturbild. Auch das Innere der Kirche ist schön und würdig, das Schiff von gothischen hohen Säulen getragen. Durch eine kleine Thüre nahe dem Altar kömmt man in den Kreuzgang, eine Halle, die sich rings um den von Gras und Blumen begrünten Hofraum zieht. Auch der ist wieder von hoher Schönheit! Die gewaltige

Deckenwölbung ruht auf zwei Bogenreihen, die von zahllosen feinen Doppelsäulchen getragen werden. Und die Capitäle dieser schlanken Pfeiler sind jedes anders, jedes von kunstreichster Ausführung. In den Ecken sind Figuren an den Säulchen angebracht. Es ist ein reizend Spiel von Lichtern und Schatten, von Säulen und Bogen in diesen Hallen, die einsam und verlassen stehen und in denen Ina und ich ganz ungestört umhergehen und schwärmen konnten.

Wieder auf den Platz hinausgetreten, lud uns gegenüber, auch in einer alten Kirche aufgestellt, das Museum zum Besuche ein. Es enthält die in der Nähe aufgefundenen Alterthümer römischer wie frühchristlicher Zeit. Das Meiste sind Sarkophage, die man hier in den Eliscamps gefunden hat. Einige davon sind mit besonders schönen Relief-Darstellungen geschmückt, oder nur einfach mit Eichen- und Lorbeerkränzen in feinster, naturwahrster Ausführung. Auch der Urnen, Säulenreste, Altäre mit Sculpturen, Tempelfragmente mit den reichsten Verzierungen, gibt es eine Menge, nicht minder Goldschmuck und Büsten. Unter den Thonkrügen ist einer von so kolossalem Umfange, wie ich noch in keinem Museum etwas Aehnliches sah: wie ein Fass so gross und dickbauchig, nur mit engem Hals. Ein ganzer Eimer Wein mag darin aufbewahrt gewesen sein. Unter den Büsten ist die schönste ein weiblicher Kopf, die Einen benennen ihn Diana, die Anderen Agrippina; uns schien er so schön und tadellos

gemeisselt, wie der der Venus von Milo. Leider hat er eine ganz verstümmelte Nase; der Custode, dieser Schätze Hüter, aber hält, indem man den Kopf betrachtet, ein Kartenblatt vor die Nasenspitze — und siehe, die Phantasie ergänzt sich die Fehlende so einzig — und gewiss so richtig — dass der Kopf plötzlich ein vollendetes Ganze zu sein scheint, wovon dem Beschauer nur wie zufällig ein Stückchen verdeckt ist. — Wie seltsam, dass dies andererseits der Phantasie nicht gelingen will, wenn kein Blatt vorgehalten wird, und man den Bruch, die Wunde sieht! Der Kopf ist so mild und stolz, so ernst und warm zugleich, die Linien so ganz edle Schönheit, dass es wenige seines Gleichen geben wird!

Von sehr schöner Arbeit sind auch die Gewandfiguren von schwebenden Tänzerinnen, doch fehlen ihnen Allen nicht blos die Nasenspitzen — sondern die ganzen Köpfe.

Nachdem wir uns hier an der marmornen Schönheit sattgesehen, gingen wir in's Freie über den weiten sonnigen Platz, hinaus zu den Eliscamps, der berühmten Gräberstrasse von Arles. Es ist eine lange, düstere Cypressenallee, an deren Anfang und Ende noch halbe Bogen, mit Netzwerk verzierte Mauern, Säulen und Friese stehen, die Reste antiker Grabkapellen. Zwischen den Bäumen aber sind, einer an den andern gereiht, Hunderte von verwitterten Sarkophagen aufgestellt, alle ihres Inhaltes und ihrer Deckel beraubt. Ein schaurig öder Anblick — noch düsterer als selbst

der Tod schien diese Leere! — Es war so dunkel hier und unheimlich, dass es uns nicht lange litt und wir uns nur wunderten, dass diese Allee den heiteren Arlesischen Kindern als Tummelplatz zu behagen schien. Wir sahen sie mit dem grössten Lärm umhertollen und blinde Kuh spielen!

Wir aber schritten zurück zur Stadt, durch schöne Platanenalleen in den reizenden Garten, durch den der Weg zum römischen Theater führt. Es ist nicht viel mehr davon übrig als Mauerreste um ein weites Rund, einzelne Theile mit Sitzreihen, und ein Chaos durcheinandergestürzter Säulen und Quadern. Im Hintergrund sieht man deutlich die Anlage der Bühne — davor steht allein noch aufrecht ein hohes Säulenpaar. Durch die Bäume, die ringsum hereinnicken und die malerischen Gebäude, die man hinter dem Theater sieht, gibt auch dies wieder ein besonders pittoreskes Bild!

Als wir hinaustraten in die Platanenalleen, die Arles rings umgürten, wogte die Menge bereits der alten Arena zu (dem zweiten römischen Riesenbauwerk von Arles), denn es war ein Sonntag — und war Stiergefecht.

Wir gingen natürlich auch dahin — dort sollten wir ja all' die berühmten Schönheiten von Arles auf einem Raum beisammen finden. Nur ganz Einzelne hatten wir Vormittags in den Strassen begegnet, auch auf dem Wege zur Gräberstrasse zwei wunderhübsche Mädchen angesprochen — und von ihnen im lieblichsten Provenzalisch und

mit reizender Grazie und Artigkeit Antwort und Auskunft erhalten.

Nun gingen wir mit einem ganzen Schwarm geputzter Menschen die steile Strasse erst hinauf und dann wieder hinab, dem dunklen Kolosse der Arena zu.

Innen angelangt, hat man volle Freiheit zu gehen und zu sitzen, wo man will. Bis zu der höchsten Gallerie führen noch die wohlerhaltenen Steintreppen der Römer hinauf. Wir suchten uns in halber Höhe ein Plätzchen — und es machte uns besonderes Vergnügen, recht auf einen zertrümmerten, grasbewachsenen Bogen hinaufzuklettern und da oben zu sitzen! — Welch' ein Anblick bot sich uns hier dar! Wir übersahen die ganze Grösse der eirunden Arena, die noch so wohlerhalten ist, dass nur hie und da Lücken in den Sitzreihen und in den gigantischen freistehenden Bogen, die sich oben herumziehen, sichtbar sind. Freilich zerbröckelt, verwittert und moosbewachsen ist Alles — aber umso schöner.

Alle diese unzählbaren steinernen Sitzreihen waren nun voll von Menschen, bis hinab in den sandigen Raum sassen sie, und auch da waren stufenartige Holztribünen aufgestellt, auf denen junges Volk, meist Knaben, Platz genommen. In der halben Höhe unterbricht die sonst amphitheatralischen Sitzreihen ein breiter Gang vor und unter Bogenhallen. Da standen Tische und Bänke, an denen die guten Bürger von Arles beim Weine

und Biere sassen. Daneben, sowohl im Freien wie auch im Schutze des Bogenganges, lustwandelte Alles vor Beginn und während der langen Pausen. Es war ein farbenprächtiges bunt bewegtes Bild.

Uns klopfte das Herz gewaltig bei dem Gedanken, dass wir das erste Stiergefecht sehen sollten! Wir hatten es ja immer als so blutig und entsetzlich schildern hören. Als wir nun aber diese nach Tausenden zählende bunte Menge so ruhig umhergehen sahen und alle fröhlich lachen und schäkern hörten, verging uns das Bangen ein wenig!

Um drei Uhr ertönte Trommelwirbel und Trompetenstoss und es spazierten von der einen Seite vier, wie Spanier in sammtenen goldgestickten Jacken gekleidete Bursche herein, die sich erwartungsvoll aufstellten. Ein zweiter Trompetenstoss — und das Thor des Zwingers that sich auf und hereinspazierte langsam und gemächlich ein ganz junger, allerliebster schwarzer Stier mit einem wahrhaften Kindergesicht — so gutmüthig und unschuldvoll. Er blieb zuerst neugierig stehen, sah sich um, stutzte und schien etwas Angst vor diesen vielen Menschen zu empfinden! Da kamen die costumirten Bursche, die falschen Spanier, heran und neckten ihn mit vorgehaltenen, rothen und gelben Tüchern, dazu schrien und piffen die Gassenjungen auf den untersten Tribünen — und das arme liebe Thier bekam eine wahre Todesfurcht, fing an ängstlich hin und her zu laufen und versuchte fortwährend unter die Bänke der

Tribünen zu kriechen oder sich hinter denselben zu verstecken; dabei sprangen die Jungens, die auf den unteren Bänken sassen, immer so schleunig auf die oberen hinauf, dass diese Geberden menschlicher Furcht und Schwäche stets einen äusserst komischen Eindruck machten, besonders weil der Stier noch viel furchtsamer war, als die, welche ihn flohen.

Nach und nach gelang es den Burschen, ihm einige bunte Bänder mit Häkchen an den Leib zu heften, die ihm nicht weher zu thun schienen, als uns etwa ein Mückenstich; da war denn jedesmal grosser Applaus und Jubel des Publicums. Oefter voltigirte einer der gewandten Bursche über des Stieres Rücken, da gab's besonderen Jubel. Zuletzt als er schon müde gejagt und gehetzt war ertönte wieder ein Trompetenstoss und herein trottete ein grosser alter Stier. Nun war's völlig rührend, die Freude des Jungen zu sehen; er schmiegte sich dermassen an seinen Papa an, dass die zwei wie zusammengewachsen, Seite an Seite, angstvoll umherliefen. Da sie den Leuten durchaus nicht den Gefallen thaten, wild zu werden, sprang die ganze Gassenjugend von den Tribünen herab und half unter Pfeifen und Schreien sie umherjagen. Dies dauerte ein Viertelstündchen — da öffnete sich die Pforte des Zwingers und voll Seligkeit, der tobenden, lärmenden und beängstigenden Menge zu entkommen, rannten Papa und Sohn Stier in grossen Sprüngen in ihren Stall zurück.

Wir waren ganz erleichtert ob dieses harmlosen Verlaufes. Er wiederholte sich noch drei bis vier Mal. Die Jugend bekam immer mehr Courage, half immer mehr hetzen, war aber dennoch stets mit hochkomischer Behendigkeit oben auf den Bänken, sobald der Stier nur ein Mal Kopf und Hörner senkte.

Es war zum Lachen, diese menschliche Frechheit und menschliche Feigheit da so einträchtig nahe zusammen zu sehen.

Auch absichtlich komische Intermezzo's gab es: Eine Hütte erschien in der Arena, und darin ein paar Müller von Mehlsäcken umschant; der Stier musste hineinstossen, dass der weisse Staub umherflog und ihn einhüllte: dann wieder schlugen Pierrots mit riesigen luftgefüllten Blasen auf ihm herum und allgemeiner Jubel ertönte, wenn er eine spiesste und sie knallend zersprang. Wir sahen zuletzt gar nicht mehr auf diese harmlose Kinderposse hinab — sondern nur noch auf die Frauengruppen, die sich rings um uns gebildet hatten! — Denn zu zehn und zwölfen in einer Reihe, oft sich einander umschlungen haltend, sassen sie, wohl viele Tausende, in der ganzen Arena auf den antiken Quadersteinen rings umher — die weltberühmten schönen Arleserinnen!

Für uns war dieser Sonntag Nachmittag auf diesem alten, von der Abendsonne vergoldeten Gemäuer ein herrliches Bild! Solches Leben, solche Buntheit und Bewegtheit in dem schönen Römerbau, und oben auf den hohen Bogen, die wie

dunkle Rahmen ein Stück tiefblauen Himmels umspannten, dieses Goldlicht, diese tiefvioletten Schlagschatten — welch' ein Schauplatz, welch' eine Staffage! In den Pausen war, wie gesagt, grosser Corso vor dem Säulengange der halben Höhe. Welche Schönheiten erblickt man da! — Es ist wirklich wahr, was der Ruf sagt: es gibt keine Frau in Arles, die hässlich ist; hübsch sind mindestens Alle — schön die Meisten und die Alten erst recht; die sehen edel, ernst und würdevoll aus, mit blassem Gesichte und einem Profil, wie mit dem Meissel ausgearbeitet; so denkt man sich die römische Matrone! — Die Jungen haben alle so viel Anmuth und Liebreiz, so feine Züge, so helle frische Farben, Alles ist rund und weich in ihren Gesichtern! Die Stirne ist immer rein und ausdrucksvoll, die Brauen sind schön gezeichnet, die Nasen klein und fein, die Augen gross, dunkel und warmblickend, der Mund schelmisch, die Zähne klein und tadellos. Aller Haut ist weiss und aller Gesicht ist kindlich rund, im Gegensatze zu den schmalen bräunlichen Gesichtern und strengen Profilen, die wir an den Tarasconerinnen sahen. Zu all' der Schelmerei in ihren Zügen kömmt hinzu, dass die Arleserinnen sehr gut wissen, dass sie in den Fremdenbüchern stehen und man ihretwegen nach Arles kommt. Sie entdeckten uns gar bald, setzten sich in reizenden Gruppen recht nahe um uns herum, kicherten, steckten die Köpfe zusammen, sprachen von »Anglaises«, das Wort betonend, und sahen,

so viel sie konnten, freundlich zu uns herüber, mit uns coquettirend, als wären wir Herren!

Wir sahen sie freilich auch sehr freundlich und sehr bewundernd an! Es war manchmal ganz komisch anzusehen, wie sie so in Reihen, gleich Schwestern, da sie Alle fast dasselbe tragen, mit den ganz ähnlichen grauen Kleidern, weissen Busentüchern und kastanienbraunen Lockenscheiteln, obenauf das coquette Arleser Häubchen, auf den niederen Steinstufen hockten, schwatzten und dazwischen nach uns sahen. Ihre Gestalten sind nicht so schön, als ihre Gesichter, mehr breit als schlank. Der faltige graue, hie und da wohl auch schwarze oder geblünte Rock — gar oft von schwerer Seide — den sie tragen, verbirgt den Fuss und zum Glück auch den Wuchs. Die Brust ist ganz eingehüllt in ein über den Schultern bis zum Gürtel mit Volants oder Spitzen garnirtes, in Falten gelegtes Busentuch, meist von blendend weissem Mull, was reizend kleidet! Der Hals ist frei und mit Goldketten, Perlen und anderem reichen Schmuck geziert. Das Haar tragen sie vorn aus dem Gesichte weg in einer dicken Locke oder einem eingerollten Wellenscheitel mit den Enden der Haare im Nacken aufgesteckt. Darüber sitzt, auf der Mitte des Kopfes, ein winziges weisses Mullhäubchen, um welches das breite, schwarze, broschirte Seidenband sich schlingt. Unter dem Häubchen ist das Band mit einer goldenen Nadel zusammengesteckt und nur ein Ende desselben, aber ein langes, reich mit Spitzen garnirtes, fällt

auf das Tuch hinab. Die Tracht ist so einfach und kleidet doch so hübsch und so coquett! Dabei gestattet sie, was das Kleid, vielmehr den Rock betrifft, alle Abwechslungen der Mode mitzumachen.

Wir bestiegen im Verlaufe des Schauspiels noch einen der festen Mauerthürme, welche gothische oder vandalische Besieger der Römer in die höchste Hallenkrönung der Arena eingefügt, und die in Zwischenräumen ringsum stehen.

Da gab es wieder in der Purpurbeleuchtung des Sonnenunterganges ein einzig schönes Bild! Dicht uns zu Füßen, sich rings um die Arena schmiegend, das weitausgedehnte, enggebaute, graue Arles, ganz angefüllt mit Ruinen von Theatern, Thermen, Tempeln und Säulen. Rundherum zackige Mauern und epheuumschlungene, zinnengekrönte Thürme. Rings um die Stadt aber das grüne gesegnete, schön bebaute Gefilde — ein einziger Olivenhain, durch dessen ganze Ausdehnung die Rhône ihre hellen Fluthen schlängelt. Aus der Ebene schwellen da und dort einzelne Hügel, mit Oelbäumen sanft begrünt, auf und mittelalterliche Burgen stehen oben. Ganz ferne am Horizont aber dieselben duftig blauen Bergzüge, wie wir sie von Nîmes und Avignon aus gesehen.

Diese Provence ist doch ein reiches, glückliches und schönes Land! — Anders wie Italien, doch eben so schön. Es hat auf kleineren Räumen viel mehr und oft viel besser erhaltene Bauwerke aus der Römerzeit.

Bei Arles ist auch ein Hafen in der Rhône, belebt von Schiffen und Masten, überbrückt von prächtigen Steinbogenreihen aus der Römerzeit.

Gegen Sonnenuntergang war das Neckespiel mit den Stieren aus, die Menge strömte fort, wir folgten wieder im dichtesten Gedränge durch die engen (mit spitzen Steinchen fürchterlich gepflasterten) Gassen, bis zu der Platanenterrasse mit dem Fernblick auf die Ebene und den Fluss.

Hier war nun noch eine Stunde lang grosser Corso. Dicht gedrängt wandelte die Menge auf und ab und man hatte Musse, noch einmal recht tief in die schönen Augen und lieblichen Gesichter der Mädchen und Frauen von Arles zu blicken!

Als die sechste Stunde vorbei war, gingen wir in unser Hôtel zur table d'hôtes und plauderten mit munteren Südfranzosen. Auch hier waren wir die einzigen Gäste aus anderen Landen; es scheinen wenig Fremde in die Provence zu kommen. Der Abend war mild und schön. Alles war lebendig in den Strassen, überall hörte man singen und lachen, und im Freien vor einem der Café's unseres Platzes sitzend, sahen wir ganze Gesellschaften von jungen Männern und Frauen an uns vorüber heimwärts ziehen.

Ein herrlicher Morgen weckte uns den folgenden Montag. Wir entstiegen sehr früh den köstlichen Himmelbetten unseres Zimmers und gingen noch ein wenig hinab auf die place d'hommes, die jetzt place des femmes war, denn unter den Platanen sassen Marktweiber mit Körben der köstlichsten

Trauben und Feigen, der üppigsten Kohlköpfe, Zwiebeln und Salate. Der krause blassgelbe Salat ist nirgends so trefflich, als hier in der Provence. Er kommt täglich auf den Tisch und ist immer gemischt mit Stückchen zarter, junger Selleriestengel, was ihn sehr pikant macht*).

Um 7 Uhr verliessen wir das bezaubernde Arles und nahmen directe Billets (wie klang es so schön) nach — Barcelona! — Es sollte nun wahr werden, was ich so lange sehnsuchtsvoll gewünscht, geträumt, ich war auf dem Wege nach Spanien! — Uns Allen war das Herz von Seligkeit und freudigem Klopfen geschwellt bei dem Gedanken: — morgen früh erwachen wir in Barcelona! — Einstweilen aber mussten wir die Ungeduld noch ein wenig zügeln und kamen zunächst nur nach — Lunel.

Bald nach Arles hatten die Olivenpflanzungen nach und nach aufgehört und sich in Weinpflanzungen verwandelt. Diese gleichen hier in Südfrankreich und Spanien weiten grünen Feldern, denn der Weinstock wird ganz niedrig gezogen, wie ein Kraut oder eine Gemüsepflanze. Man sieht keinen Stock, woran er befestigt. Die blauen Trauben kriechen an den Ranken fast am Boden hin. Es war eben überall Weinlese und die Gegend, durch die wir nun bis zum späten Abend

*) Wir Hausfrauen kümmern uns auf Reisen und in fremden Ländern gar gerne um Nahrungsmittel und Speisen, um auch da wieder etwas Neues heimbringen und dem ewigen Einerlei unseres Küchenrepertoires einverleiben zu können.

fuhren, bot ein entzückendes Bild fröhlichen Lebens, guter Ernte! — In allen Weinfeldern von Lunel bis Perpignan wimmelte es von Männern und Frauen, die Trauben pflückten und in grosse Holzkübel warfen. In allen Wegen standen Reihen voll Karren mit Maulthieren und Eseln bespannt, die des Segens warteten und die Kübel wegführten! Es war ein wunderschöner Anblick, solch' einen Wagen fahren zu sehen. Die Gefässe quollen über von den blaubereiften, grossen Früchten und Alles war geschmückt und bekränzt.

In Lunel wurde am Bahnhofe der köstliche Muscatwein verkauft. Auch wir nahmen ein Fläschchen mit und leerten es unterwegs auf Moriz's Wohl, da heute gerade sein Namenstag war.

In Cette, wohin wir nun gelangten, blieb der Train zwei Stunden liegen! Wir hatten Zeit, am Bahnhof ein Gabelfrühstück zu nehmen — einen Gang durch Stadt und Hafen zu machen — und noch ein wenig in der Bahnhofsveranda mit recht schönem Blick auf den grünumwaldeten Hügel hinter der Stadt — Briefe und Tagebuch zu schreiben. Macht es, dass man weiss, wodurch Cette seine Bedeutung erlangt hat, oder ist es wirklich so hässlich, wir fanden es fürchterlich nüchtern und prosaisch in dieser Stadt.

Hier wird nämlich all' der köstliche Rebensaft, den Spanien und Frankreich produciren, in ausgedehnten Fabriken mit Branntwein und anderen unangenehmen Ingredienzien vermischt, verkocht und versudelt, so dass vom ursprünglichen natür-

lichen Aroma fast nichts mehr übrig bleibt. Ganz Cette besteht denn auch nur aus Fässern, Ballen, Schmutz, nach Spiritus duftenden Magazinen und düsteren Kneipen. Auch die Leute, die sich in den Strassen umhertreiben, sehen schmutzig, zerlumpt und verwegen aus. Die Meisten duften schon von Weitem und taumeln mit rothen Nasen umher. Sturm und Staub scheinen hier täglich die Luft zu erfüllen und überall stehen nicht fertig gebaute, halb wieder ruinenhafte Häuser umher. Das Ganze hat etwas so Verkommenes und Reizloses, wie ich nie gesehen. Selbst am Hafenquai sahen wir vor lauter hochaufgestapelten Oel- und Spiritusfässern keine Schiffe und vor lauter schmierigen unschönen Schiffen kein Meer. Die wohlhabenden und feinen Leute von Cette scheinen ausser der Stadt zu wohnen. Sie zieht sich nämlich bis zu einer entfernten Hügelkette hin, die einladend aussieht, da sie bis zu den Spitzen mit Gärten und Baumwuchs dunkelster Fülle und Ueppigkeit bedeckt ist, aus denen Hunderte weisser Villen hervorschimmern.

Als wir Cette verliessen, stieg eine junge Dame neben uns in den Waggon, die von der Weinlese zu kommen schien, denn sie trug in ihrer Hand an einem dicken Rebenast, von dem die Ranken noch malerisch herabhingen, eine grüne Traube von solcher Grösse, dass ich gar nichts finde, womit ich sie vergleichen kann! — sie mochte eine Elle lang und eine halbe Elle breit sein, und jede Beere von durchsichtigstem Goldgrün und schwellendstem Rund war von der

Grösse einer wällischen Nuss. Solche Fülle bringt dies üppige Land hervor!

Wir kamen nun nach Montpellier, Narbonne, Perpignan. — Alle diese Städte sind ungemein malerisch an Hügeln hingebaut, von Alleen umgeben. Alle überragen alte Burgen mit vielen Zinnen und Thürmen und von den Hügeln weithin schauende Kathedralen.

Das ausgedehnte ebene Land zwischen den Städten ist fruchtbares Weingefilde. Nur hie und da kommt dazwischen ein weiter seichter Seespiegel oder schilfdurchwachsener Sumpf, namentlich in dem Theil, der die Carmague heisst. Da wächst Tamariskengebüsch am Rande und ganze Flächen sind lila und rosa von einer zarten Doldenblüthe. Diese Sümpfe sind die Vorboten des Meeres, das wir seit Cette aus dem Auge verloren hatten und nun bald wieder erglänzen sahen.

Als wir in Perpignan ankamen, war es neun Uhr Abends, wir hofften, im Buffet etwas speisen zu können, was uns seit dem Frühstück in Cette nicht gelungen war. Wir fanden aber die Wartesäle und Restaurationen alle so gedrängt voll Menschen und ein solches Getöse und Gestosse, um in den Train zu kommen — und darinnen wieder standen Redner auf den Tischen, schrien und gesticulirten und wurden bejubelt, dass kein Gedanke daran war, hinein zu dringen!

Man hatte nämlich heute eine Statue des Arago hier enthüllt, welchem Schauspiele das ganze Landvolk der Umgebung beigewohnt zu haben

schien. Lange dauerte es, bis all' die keifenden Bauern, kreischenden Weiber und weinenden Kinder, die auf dem Perron hin- und herrannten, eingeschifft waren — dann ging es in die Nacht hinein — der spanischen Grenze entgegen! — Wir fuhren langsam bergan durch Schluchten und Tunnels, an Buchten, tief unter uns, vorbei, wo weit hinaus das Meer durch die Nacht schimmerte. Wir waren in den Pyrenäen! Gegen Mitternacht sahen wir uns inmitten hoher dunkler Berge, in der Ferne funkelte eine Reihe heller Gasflammen, sie rückten näher und näher, endlich hielten wir an dem langen einsamen Perron, den sie erleuchteten, der Conducteur öffnete die Wagenthüre, rief: »Port-Bou!« — und wir waren in Spanien!

III.

In Spanien.

Wir umarmten einander vor Freude, auf spanischem Boden zu stehen — und ich gelobte diesen Boden, nach dem ich mich so sehr gesehnt, beim Abschied zu küssen, wenn das Land keine Täuschung sein, — wenn es uns glücklich und gesund wieder entlassen würde!

Der erste Gruss war natürlich: — die Untersuchung! Er fiel aber so freundlich und liebenswürdig aus, wie wir es nie gedacht hätten. Die Douaniers, ernste, stolzblickende, schöne Spanier, baten: »uns doch ja nicht zu bemühen«, als wir die Koffer öffnen wollten! — und so konnten wir ruhig hinüber gehen, in Wartesaal und Restauration, denn wir waren recht hungrig geworden!

Es sah in der Restauration viel sauberer und eleganter aus, als sonst an Grenzstationen. Ein alter Wirth und ein junger Mozo*) bedienten uns — wir konnten zum ersten Male spanisch sprechen!

Das Souper aber, das wir bestellten, war entsetzlich, die Wassersuppe noch das Beste davon! — wir brachten sie zur Noth hinunter, — dann kamen schwarze, in Oel gekochte Schwämme,

*) Mozo heisst Bursche oder Kellner.

nicht zu riechen, geschweige zu essen — dann schwarze Beefsteaks, hart wie Stein, unmöglich zu geniessen, und ebenso alles Weitere. Wir bekamen schöne Angst vor der spanischen Kost, mussten uns resigniren hungrig zu bleiben und suchten das Nachtlager im Wartesaal auf.

Der Zug bleibt nämlich von 12 bis 4 Uhr hier liegen, und wir konnten also recht gut drei Stunden schlummern. Leider ward auch daraus nichts. Die Sopha's waren allzu hart und schmal, die Petroleumlampe roch zu schlecht, auch wurde es gegen Morgen, wo die Passagiere sich einstellten, in den Gängen immer lauter und lärmender. Wir waren froh, endlich um sechs Uhr im Waggon zu sitzen und da etwas Schlaf nachholen zu können.

Beim Erwachen befanden wir uns in einem dichten hellgrünen Walde hochstämmiger Pinien, oben in den Pyrenäen. Wir hielten an einer kleinen Station, wo mehrere Züge sich kreuzten, und betrachteten mit neugieriger Freude all' die lebhaften Spanier und Spanierinnen, die ein- und ausstiegen und den Perron füllten. Einer von den Zügen geht von hier aus das Meer entlang, während unserer den inneren Weg nimmt. Wir stiegen daher auf den Rath eines Reisegenossen um, weil es natürlich schöner ist, am Meeresufer zu fahren, als mitten durch das Land. Dieser Reisegenosse, ein sehr lieber älterer Herr, hatte schon in Port-Bou und dann im Coupé öfter das Wort an uns gerichtet und uns guten Rath gegeben. Er ist ein Engländer, seit seiner Jugend

in Barcelona etablirt und an Lebendigkeit und Höflichkeit schon ein halber Spanier geworden. Es plauderte sich mit ihm und ein paar Barcelonesen, die noch einstiegen, recht angenehm und rasch verging die Zeit bis Barcelona. Die Spanier hatten kaum gehört, dass wir aus Oesterreich kämen, so fragten sie nach ihrer künftigen Königin und wollten wissen, wie sie aussähe und was sie für einen Charakter habe! »*Es ella buena?*« (ist sie gut?) war ihre erste Frage, und als wir sie dessen versichert hatten, meinten sie alles Andere sei Nebensache, wenn sie nur gut wäre!

Unser Weg ging vorerst noch lange im Pinienwalde hin, dann durch Felsschluchten abwärts, und nun aus einem grünen Thale in's andere, bis sie sich allmählig zur Ebene erweiterten. Die hohen Berge traten zur Rechten immer mehr in die Ferne und bildeten eine lange Kette brauner Höhen. Schwarze Wolken verhüllten ihre Gipfel.

Es lag nun eine reizend schöne Landschaft vor uns: Wiesen mit Eichenwäldern abwechselnd in den Thälern, schlanke Pinien auf den Hügeln, und hie und da zerstreut grosse Orte von gelbem Gemäuer eingefasst.

Bald rollten wir auf majestätischer Brücke über einen breiten Strom einer Stadt zu, die malerisch auf hohen Felsen über des Stromes Abgrund lag und die von verwittertem Gemäuer und hohen mittelalterlichen Thürmen überragt war. Es war Gerona, die erste spanische Stadt, die wir sahen. Auf Herrn Clarke's Rath gingen

wir in's Buffet, um das beliebte Frühstück der Spanier, die *chocolate con biscochos*, einzunehmen. Alle Passagiere thaten so. Wir bekamen in kleinen netten Tässchen eine ganz dicke, würzig und köstlich schmeckende Wasserchocolade und kleine, weiche, frische Biscuits dazu. Der Spanier nimmt dies täglich beim Aufstehen. Es ist das *Desayuno*, die Entnüchterung, und mundet trefflich.

Weiter ging es nun immer mehr thalabwärts, doch immer die Bergkette getreu zur Seite. Gegen 11 Uhr gelangten wir plötzlich an's Meer und fuhren nun fort neben der blauen sonnenbeglänzten Fläche dahin, nur hie und da ein Felsenvorgebirge mittelst eines Tunnels durchbrechend, bis Barcelona.

Wir waren meist so nahe an den Wellen, dass der Schaum der brandenden Wogen bis zum Waggon herauf spritzte und wir vor Getöse des Meeres kaum sprechen konnten! Die gelben Uferabhänge waren bedeckt mit blaugrünen riesengrossen Agaven, die zwischen allen Felsblöcken herauswuchsen.

Elegante Villen und kleine Badeorte, da, wo ein Stück sandiger Düne einmal das felsige Ufer unterbrach und die Badekarren reihenweise stehen konnten, verkündeten die Nähe der grossen Stadt, und um 1 Uhr Mittag fuhren wir ein im Bahnhofe der Hauptstadt Cataloniens, in Barcelona.

Barcelona.

Wir waren sammt unserem Gepäck bald in einem netten kleinen, eigenen Omnibus untergebracht und rollten nun im sausenden Galopp durch ein endloses Gewirre lärmender, menschengefüllter Gassen, der Rambla zu und dem Hôtel, spanisch: der *Fonda de los cuatro naciones*.

Der erste Eindruck hier konnte nicht angenehmer sein! Man gab uns zwei elegante Salons, dahinter höchst saubere Alcoven als Schlafgemächer, und wir sahen von jedem Balcon unserer drei grossen Glasthüren hinab auf das Gewühl der Rambla.

Diese Rambla ist eine sich oben zu grünem Laubdach wölbende, dunkelschattige, breite Allee mitten in der schönsten Strasse. In ihr wogen die Fussgänger. Zu beiden Seiten der Allee sind die Fahrstrassen, die Trottoirs, die glänzenden Läden und Häuser.

Ganz Barcelona durchschneidet die Rambla, vom oberen neueren Theile bis hinvor zum Meere. Wir sehen dieses vom Balcon aus durch die Platanen schimmern und sehen den Mastenwald der Schiffe, die dort im Hafen liegen.

Nachdem wir den Reisedaub von den Füßen geschüttelt, d. h. gewaschen und umgekleidet

waren, gingen wir noch eine Stunde hinab in das Menschentreiben, das uns ein ganz neues, fremdartiges, wunderbares schien! In der Allee standen Reihen von Stühlen zwischen den Bäumen, wo die schönen Spanierinnen sassen, Alle, Alle in schwarzen Spitzen-Mantillas und in reizenden Händchen den kleinen bunten Fächer in unaufhörlicher graziöser Bewegung. Von allen Lippen floss der melodische Klang der süssen spanischen Sprache; im breiten Mittelraum war ein Gedränge von Menschen aller Stände, vom elegantesten Herrn bis zum Bauer in buntgestreifter Manta, von der Señora in kostbarster Spitze bis zum Bürgermädchen in einer Mantilla von Tull oder einfach schwarzem Flor mit Seidenstreifchen. Alle, die wir sahen, schienen uns bezaubernd schön, denn alle Männer und Frauen hatten grosse, dunkle, blitzende oder schmachkende Sternenaugen, Alle wie von Künstlerhand hingezeichnete dunkle Augenbrauen, feine kleine Nasen, blasse, mond-scheinhafte Hautfarbe und anmuthvolle Bewegungen.

Wir gingen in der Mitte auf und ab und schauten und schauten, dann auf den Seiten auf und ab, in die glänzenden Café's und Läden blickend, und schauten und schauten und waren ganz trunken von Entzücken und von dem Gefühl, in Spanien zu sein!

Wir sahen aber bald, dass doch etwas Ungewöhnliches hier los sein müsse und dass eine solche Menschenmenge in solchem Putz doch nicht

das alltägliche Barcelona sein konnte. Da erfuhren wir im Hôtel, dass wir zum grössten Feste dieser Stadt hieher gekommen sind, zum Feste *de nuestra Señora de las Mercedes!* dass es morgen früh beginnt, dass grosses, glanzvolles Stiergefecht, Illumination und was nicht noch Alles sein wird. Welch' glücklicher Zufall für uns.

Um 6 Uhr speisten wir an der table d'hôtes unseres Hôtels; zu unserer Freude waren alle übrigen Gäste am Tische Spanier und wir konnten mit unserer Nachbarin, einer alten, sehr liebenswürdigen Marquesa aus Madrid, die zum Feste hieher gekommen war, recht spanisch plaudern. Der Tisch war vorzüglich, so fein, wie kaum in den ersten Hôtels von Paris! Der Wein, der in Spanien stets frei dazu gegeben wird, das Köstlichste was man sich denken kann. Nach Tisch sassen wir auf unserem Balcon, betrachteten die grossen glänzenden Sterne am spanischen Himmel und unten in der taghell schimmernden Allee das Auf- und Niederwogen der Menschen. Es war ein betäubender Lärm da unten, und so ermüdet wir auch waren, wir konnten lange nicht vor all' dem Schwatzen, Lachen und Singen, das bis herauf tönte in unsere gemüthlichen Alcoven, zur Ruhe gelangen.

Um 6 Uhr früh aber weckte uns schon wieder die herrlichste Musik. Wie freundlich bewillkommt uns Spanien! Des Festes wegen zieht diesen Morgen spanische Militärmusik aus lauter Hörnern und Trompeten zusammengestellt, mehrmals durch die Strassen. Wir hörten sie wiederholt von fernher

näher kommen und wieder in der Ferne verklingen. Sie schienen im Sturmschritt zu gehen, so rasch, so feurig und begeisternd klang der lustige frische Marsch, den sie bliesen, mit dem sie uns begrüßten.

Um 8 Uhr fragte der Camarero des Hôtels an, ob er die Chocolate bringen dürfe und ob wir sie *à la española* oder *à la francesa* wünschten. Natürlich „*à la española*“ sagten wir ihm, und der geschmeichelte Spanier erzählte später einem Bekannten, der im Saale unserer harrte: die deutschen Damen wären sehr liebenswürdig, sie sprächen so gut spanisch und wollten immer alles echt spanisch haben. Von diesem netten Camarero bis zum jüngsten und letzten Kellner hinab ist die Bedienung hier auch vorzüglich und das ganze Hôtel eines der besten, das wir je auf Reisen bewohnt.

Nach dem Desayuno gingen wir hinab in die Rambla, den Blumenmarkt anzusehen. Unter den Bäumen sind jetzt und allmorgendlich bis 12 Uhr die Tische der Blumenverkäuferinnen aufgestellt. Da gibt es alle Arten Sträusse zu den billigsten Preisen, von der einzelnen Rose bis zum pyramidenförmigen, aus hundert Rosen bestehenden Strauss, vom kleinsten Jasminsträusschen bis zum Riesenbouquet aus Astern und Georginen. So geschmackvoll, wie in Paris, sind aber die Blumen nicht gebunden. Ina und ich kauften uns um einen Franc einen Strauss duftigen Jasmins. Die Frau konnte auf 10 Franc nicht herausgeben. Wir sagten ihr, wir gingen auf die Post dort wechseln und würden den Strauss auf dem Rück-

wege holen. Sie aber drang uns den Strauss völlig auf und meinte, wir sollten ihn ihr schuldig bleiben so lang wir wollten! Und das sind die Spanier, von denen man uns erzählte, dass sie alle Fremden betrügen und bestehlen.

Wie war's nur erst gestern auf dem Bahnhof. Die Träger der Bahn schleppten unsere Koffer auf den Omnibus, und als wir sie zahlen wollten, nahmen sie nichts und liefen eilends davon, und es hiess, man würde zerrissen von Trägern und bettelnden Leuten, wenn man irgendwo in Spanien ankäme!

Auch auf der Post, wohin wir nun schlenderten und wo Moriz früh umsonst nach Briefen gefragt hatte, erfuhren Ina und ich, da wir den Beamten freundlich spanisch anredeten, die grösste Zuvorkommenheit. Alle Schubfächer wurden durchsucht, und in der That fanden sich einige wo andershin verirrte Briefe vor.

In der Rambla wogte es nun gegen Mittag wieder von sonntäglich geputzten Menschen, besonders viele Mütter mit Kindern gingen umher, denn nebst dem Blumenmarkt gab es an der andern Seite der Allee einen ganzen Jahrmarkt von Buden mit Spielzeug, Vögeln, Süssigkeiten und kostbaren Trauben, Feigen und Pfirsichen. Wir sahen wieder wunderschöne Spanierinnen. Die eleganteren waren alle in schwarze Seide gekleidet und zaubrisch umfloss die Spitzen-Mantilla, die ganz schmal zusammengehalten, nur mit der äussersten Spitze am Hinterkopf befestigt

ist, ihre Schultern. Die Spanierinnen tragen fast nie Handschuhe, höchstens kleine halbe von schwarzem Filet, und wie schön sieht das aus, besonders wenn man die feinen, schmalen, zierlichen Hände mit dem Fächer spielen sieht. Auch die Füße der Spanierinnen sind ungewöhnlich klein und schmal. In's Hôtel zurückgekehrt, nahmen wir das *Almuerzo* ein, das ist das eigentliche Frühstück, eine 12 Uhr-table d'hôtes im Speisesaal. Es beginnt immer und überall mit einer vorzüglich zubereiteten Omelette mit Kräutern, Champignons oder Kartoffeln gefüllt, dann folgen gebackene Fische, ein Ragout oder Cotelettes, eine Mayonnaise mit Hummer oder etwas Aehnliches, endlich Backwerk, Obst und Käse. Die *Comida*, das Mittagessen, um 6 oder halb 7, fügt zu denselben Sachen noch Suppe, einen grösseren Fisch, ein Filet, einen Braten und eine süsse Speise. Man sieht, es lebt sich in Spanien so gut, wie nur irgendwo.

Als wir auf unserem Balcon des Wagens harrten, gab es fortwährend etwas zu schauen; Musik ertönte, ein Aufzug ging vorüber, die Menschenmenge folgte jubelnd, dann neuer Lärm, ein neuer Aufzug, und so fort den ganzen Tag. Wir sahen die Tuchmachergilde vorüberziehen mit grossem tücherumhangenen Wagen und berittene Meister in alterthümlicher Tracht um ihn her, dann die Schneidergilde mit einem Wagen voll Maskeradenputz und einer grossen Scheere voraus, die Bäcker-gilde mit riesiger Brezel —

Alles wie beim Wiener Festzuge, nur ohne den Glanz und Reichthum der Stoffe.

Als wir nun endlich selbst im offenen Wagen die Stadt durchfuhren, trafen wir auf noch viel seltsamere Festgebräuche. Hie und da stiessen wir auf einen grossen Menschenknäuel, oft mitten in der engsten Gasse, um eine Gruppe drollig costümirter Bauernjungen her, die zum Ton einer Geige oder Guitarre einen seltsam zappelnden, hüpfenden Tanz aufführten, mit den Füßen stampften, mit Hölzern und Stöcken aneinander schlugen, dazu sangen und schrien. Tänzer und Zuschauer gaben köstliche Gruppen ab. Wir fuhren bis zum Ende der Rambla und hinaus in die prächtigen breiten alleenbepflanzten Strassen von Neu-Barcelona. Es liegt oberhalb der alten Stadt. Man nennt es *el Ensanche*, die Erweiterung. Dort gaben wir Karten ab bei Baron Lenk, dem österreichischen General-Consul, und bei Kaufmann Heyer, dem Vetter des Hauptmann v. Heyer in Wien.

Wir fuhren noch den neuen Park anzusehen, der nicht nur ganz grossartig angelegt ist, sondern auch mit der peinlichsten Nettigkeit gepflegt und erhalten wird. Riesenbreite Alleen von Ulmen, Platanen und Magnolien umschliessen als äusseren Rand eine englische Parkanlage und bilden durch ihre Höhe ein dunles Schattendach, unter welchem die Equipagen mit den schönen Spanierinnen langsam hin- und herrollen. Zu beiden Seiten dieser Fahralleen sind nach innen zu schräg herablaufende Abhänge gemacht, mosaikartig mit den seltensten

Blumen aller Farben und dazwischen dunklem Epheu und hellblättrigem Vincagrün bepflanzt, was ungemein reizvoll aussieht. Ein grosses Aquarium in der Mitte des Parkes mit Grotten und Teichen ist noch nicht vollendet.

Es war inzwischen halb drei geworden, wir mussten zum Stiergefecht fahren. Je näher wir der Arena, der Plaza de Toros, kamen, je mehr staute sich die Menge der Wagen vom elegantesten Stagecoach, Vierspänner und Phaeton des Dandy bis zum maulthierbespannten Korbwagen der Landbewohner. Es ging so toll und lärmend zu, wie wenn es in England zum Wettrennen geht; in dichten Strömen pilgerte die Menge zu Fuss neben den Wagenreihen und alle Balcons in den Gassen waren mit Fahnen und Teppichen geschmückt, waren von Frauen besetzt, die dem Getriebe zusahen.

Um die Eingänge des Gebäudes drängten sich Menschen und Wagen in betäubendem Gewirre. Das Gebäude, hier nur von Holz, macht von Aussen den Eindruck einer riesengrossen Kunstreiterbude, im Innern ist's dann freilich anders! Ueberall an der Aussenseite waren grosse Programme angeklebt mit der Aufschrift: *Hoy gran corrida de Toros de muerte!* — Heute grosses Stiergefecht mit Tod!

Uns schauderte, allein wir dachten an Arles, wo wir uns umsonst so gefürchtet hatten, und gingen muthig hinein. Unsere Loge war hoch oben und an der Schattenseite (wo übrigens alle

Plätze noch einmal so theuer sind), wir konnten also beim Eintritt den ganzen, immensen, drüben hell beleuchteten Raum mit einem Male überschauen.

Welch' ein Anblick!

Tief unten, uns zu Füßen, liegt der weite, noch schweigende, leere Kampfplatz, die mit gelbem Sand bestreute eigentliche Arena. Um diese her baut sich Stufenreihe über Stufenreihe bis in schwindelnde Höhe amphitheatralisch auf, und 20.000 Menschen sitzen auf diesen Stufen, die Alle lachen, reden, schreien, sich mit rothen, gelben und blauen Fähnchen und Papierschirmchen*) vor der Sonne schützen und Luft zufächeln, die Alle gesticuliren und in höchster Aufregung zu sein scheinen.

Zwanzigtausend Menschen! Alle in Bewegung, Alle lärmend!

Es war betäubend und hatte doch zugleich etwas ganz Grossartiges!

Man hörte aber sein eigen Wort kaum und man sah nichts als bunte Farben sich bewegen und Sonnenglanz darüber funkeln, bis hinauf zur obersten Stufenreihe, wo ringsum auf Stangen gelbe Zelte flatterten und hoch darüber rothe Fahnen wehten.

Die allgemeine Erregung und Erwartung theilte sich unwillkürlich auch uns mit. Auf der anderen Seite, uns gegenüber, es schien, als sei es meilenweit entfernt, sass die Musikbande. Man

*) Man kauft sie für einen Kreuzer am Eingang.

sah die Soldaten die Arme bewegen und mit gefüllten Backen in die Trompeten blasen, aber man hörte kaum hin und wieder einmal einen Ton vor lauter brausenden Menschenstimmen.

Alle Männer rauchten Cigaretten (wie denn überhaupt der Spanier den ganzen Tag solche im Munde führt, die Frau hingegen in Spanien niemals raucht), es war ganz ängstlich in solchem Holzbau. Auffallend war es, dass die Zuschauer-
menge fast nur dem männlichen Geschlechte angehörte. Die Logen um uns her waren besetzt theils von eleganten jungen Stutzern und Officieren, theils von Fremden, theils von einigen wenigen Manola's, d. i. jungen Dämchen der Halbwelt, die in weissen Blonden-Mantillas mit Rosen im Haare und in hellen schimmernden Kleidern da sassen.

Fein aussehende Damen bemerkten wir nur ein Paar in der Nähe der Präsidentenloge. Die unteren Stufenreihen waren ganz vom Volke, von Matrosen, Soldaten, Arbeitern eingenommen, und auch da, zur Ehre der Spanierinnen sei es gesagt, waren fast gar keine Frauen zu sehen, doch leider recht viele Kinder, nämlich Knaben.

Wir selbst ahnten noch nicht, was uns bevorstand und schwelgten entzückt im Anblick des buntbewegten Bildes. Kaum hatten wir uns gesetzt, so erschien schon in der grossen Mittelloge, die mit rothem Sammt und Gold decorirt war, ein Herr in Frack und weisser Cravatte, von einem ebenso geschmückten Stabe feiner Herren, den

obersten Behörden der Stadt, umgeben, trat vor an die Brüstung und wehte mit einem Taschentuche. Tausendstimmiger Jubel und allgemeines Wehen mit den Taschentüchern antwortete ihm, denn er war der Presidente des Stiergefechtes, und dies das Zeichen, dass es zu beginnen habe. (Hier ist der Alcalde von Barcelona, der Bürgermeister, Presidente, in Madrid ist es der König.)

Allgemeine erwartungsvolle Stille folgte, es öffneten sich unten die Hauptthore der grossen Arena, des Sandplatzes, und unter Trompetenfanfaren und den Klängen eines heiteren Marsches zog die Quadrilla ein. Hat man dies malerische und glanzvolle Schauspiel auch oft genug abgebildet und auf dem Theater gesehen, (z. B. im Kleinen ganz nett in der Wiener Oper, in Carmen), es wirkt dennoch wie eine Ueberraschung, wie ein Zauber durch die Schönheit seiner Menschen und Pferde, durch die Farbenpracht seiner Costume. Zuerst ritten auf stolzen Rappen mit langen Mähnen und Schweifen vier altspanisch, in schwarzem Sammt gekleidete Herolde ein*), dann folgten sechzehn Picadores zu Pferde, in gelb- und rothgestreiften Costumen mit sehr breiten, flachen, runden Strohhüten und Lanzen in der Rechten. Nun kamen buntgeschirrte herrliche Maulthiere voll blauer und rother Troddeln und Schellen, immer zu vierten nebeneinandergespannt, die be-

*) Genau wie Makart im Wiener Festzuge gekleidet, mit Sammtmäntelchen, Puffenärmeln, Spitzenkragen und grossen Sammthüten voll wehender Federn.

stimmt sind, in den Pausen die getödteten Thiere hinaus zu schleifen, und nach ihnen zu Fusse die Hauptpersonen, die eigentlichen Toreros und Banderilleros, wohl zwanzig, und der Espada, der Hauptheld: Alle in prachtvolle, malerisch umgeworfene Tuch- oder Sammtmäntel gehüllt, die jeder eine andere Farbe hatten und bedeckt waren mit Goldstickerei. Hellblau, hellviolett, hellgelb, purpurroth, braun und dunkelblau, jegliche Farbe war vertreten. Der Espada, hier der in ganz Spanien berühmte Lagartijo, prangte in hellgrünem Sammt. Den Schluss der Quadrilla bildete ein Corps von Dienern, *chulos* genannt, matrosenartig in weisse, rothgeränderte Blousen und Hosen gekleidet.

Sie hielten nun feierlich unter Jubelgeschrei, allgemeinem sich Erheben und rauschender Musik den Umzug und blieben zuletzt unter der Loge des Präsidenten stehen, ihre Hüte in die Höhe werfend und ihn mit erhobenen Armen und Zuruf grüssend, wie einst die römischen Gladiatoren den Nero und Caligula. Der Präsident wirft hierauf, in sein Taschentuch gewickelt, den grossen silbernen Schlüssel herab, ein Herold fängt ihn im Hute auf. Die Luft erdröhnt von einer Jubelsalve, die Herolde, die Pferde mit den Schleifen, die Picadores galoppiren hinaus, die Toreros zu Fusse werfen ihre Mäntel mit so gewaltigem und graziösem Schwung in die Höhe, dass sie auf der Balustrade der ersten Sitzreihe hängen bleiben, und sie nun, angezogen wie Ballettänzer, in seidenen Strümpfen, Schnallen-

schuhen, sammtenen Kniehosen, rothseidenen Binden um den Leib, reizend goldbetressten, goldgestickten Sammtjäckchen von jenen lichten schönen Farben über dem feingefalteten Hemde, und kleinen, schwarzsammtenen, dreieckigen Hütchen kampfbereit dastehen — und der Herold galopirt zu dem Thore des Zwingers, schliesst es auf und sprengt in Carrière wieder hinaus.

Bis hieher war Alles wunderschön gewesen, wir fühlten selbst die Exaltation des ganzen Publicums mit und waren in gehobenster Stimmung, nun aber kam es anders und lange nicht so gemüthlich, wie beim guten kleinen Stierchen in Arles.

Das Thor war nun geöffnet und heraus trat im Lauf, der Freiheit entgegen, wie er wähnen mochte, ein gewaltiger schwarzer Stier, ein Prachtexemplar von einem Thiere, von feinstem Körperbau und wirklich stolzer Schönheit! Plötzlich stutzte er, blieb stehen und schien vor all' den schreienden Menschen, den wehenden Fächern und dem bunten Gewirre, die entsetzlichste Angst zu bekommen; er sah wie hilfeflehend umher und schien nur Eins zu empfinden: hinaus! hinaus! Der Käfig war verschlossen, er sprang also mit einem Satze über die hohe Holzwand, die den Sandplatz umgibt und hinter der ein breites Couloir hinläuft, mit Oeffnungen nach dem inneren Raum. Hier raste er umher und plötzlich sprang er auf die zweite Wand, die noch höher, als die erste, und über der die Sitzreihen beginnen. Ein Schrei des Entsetzens ertönte!

Aber die Männer des Volkes, die dort sassen, mochten auf Aehnliches gefasst sein und schlugen ihn alsbald mit grossen Knütteln und grossem Geschrei wieder hinunter.

Er lief nun voll Angst und Entsetzen bei der nächsten Oeffnung in die Arena zurück, wo jetzt Picadores (die inzwischen ihre schönen Pferde mit armen alten, dem Schinder geweihten Gäulen, wahren Jammergestalten, vertauscht), aufgestellt waren und seiner warteten.

Auch die Toreros hatten sich die gelben und rothen Tücher von den Dienern reichen lassen und standen nun kampfbereit ringsumher.

Jetzt begann ein Neckespiel zwischen der rohen Kraft und Plumpheit des Thieres und der Gewandtheit und Kühnheit des so viel zarteren Menschen, welches schön, ja sogar poetisch genannt werden könnte, würde es nicht so entsetzlich enden. Die Toreros nämlich halten nun abwechselnd im Lauf dem Stier die rothen und gelben Tücher vor, und so wie der Stier das Haupt zum Stosse senkt und die Hörner hineinbohren will, springt der Torero mit unglaublicher Gewandtheit seitwärts und der Stier stösst in die Luft. Oft ist es nahe an der Barrière, dann voltigirt der Torero mit einer Schnelligkeit und Grazie hinüber, dass man glaubt, er fliege; der Stier mit einem Satze ihm nach, auch ein prächtiger Anblick, das gewaltige Riesenthier so kühn zum mächtigen Sprunge ausholen und mit seiner Wucht und Grösse so da hinüberfliegen zu sehen; so geht es

hin und her. Oft springt sogar ein kühner Torero um zu entrinnen, in einem Satze über den Rücken des Stieres hinüber, dann gibt es eine Salve von Applaus. Kurz, all' dies ist immer noch reizend, und man hat nicht die mindeste Angst dabei für die Menschen, die durch ihre Schlangengewandtheit und grossartige Turnkunst ganz ungefährdet scheinen. Nun kommen aber die Banderilleros näher und heften dem Stiere im Laufe die buntbebanderten Pfeile in das Fleisch. Jetzt fängt er an, Schmerz zu empfinden, wird gereizter und wilder und geht endlich auf die Picadores los.

Die Picadores auf ihren Pferden stehen wie Mauern an der Wand der Arena und erwarten ihr Schicksal. Den Pferden sind, falls sie nicht schon vor Alter blind sind, die Augen verbunden. Stürzt der Stier auf den Reiter los, so verwundet ihn geschickt ein Lanzenstoss und Blut trieft ihm von den Seiten herab. Nun immer wilder werdend, rennt er auf das Pferd zu und bohrt seine Hörner tief in dessen Fleisch. Ein Blutstrom quillt hervor, der Reiter aber spornt es und entflieht, der Stier ihm nach, ein neuer Stoss in die Seiten des armen Pferdes, es wankt und stürzt und bricht sterbend in einem Blutbade zusammen! Der Picador springt ab und läuft hinaus, um sich ein anderes zu holen. Inzwischen hat der Stier, der nun immer wilder wird, schon ein zweites Pferd durchbohrt, auch dem strömt das Blut herab und blutige Knäuel von Gedärmen hängen aus seinem Leib herunter und schleifen nach; bald bricht

auch dies zusammen. Der Stier rast nun umher, bald auf die Tücher los, die die Toreros ihm vorhalten, bald auf das dritte, das vierte Pferd. Oft stürmt er zu einer der Leichen hin, reißt sie mit den Hörnern empor, wühlt in ihr herum. Alle diese Leichname bleiben ja ruhig in ihren Blutströmen in der Arena liegen, es ist grauenhaft!

Sind der Pferde drei oder vier geopfert, so naht auch des armen Toro letzte Stunde. Er ist inzwischen matt und matter geworden, und von Blutverlust und Raserei entkräftet, wankt er nur noch umher. Da erscheint der Espada, der grosse Held Lagartijo, er verneigt sich vor dem Präsidenten, fragend, ob er den Stier tödten dürfe; das bejahende Zeichen wird gegeben und Lagartijo, das lange funkelnde degenartige Messer und seinen schönen Griff mit einem rothen Tuch verhüllend, passt nun den Moment ab, wo der Stier sich zum Sprunge auf ihn sammelt. In diesem furchtbaren Augenblick, es ist eine Secunde, es geht so rasch, dass man es kaum sieht, sitzt ihm das Schwert, kühn hineingestossen, schon zwischen den Hörnern im Nacken, gerade an der Stelle, wo der eine Stich den Tod gibt!

Das riesige herrliche Thier taumelt hin und her und lautlos und stumm, wie auch die Pferde starben, nur krachend durch seine Körperwucht, bricht es zusammen.

Es war ein Kunststoss gewesen, ein solcher muss es immer sein, nur so rasch und nur an der einen Stelle und nur Angesicht in Angesicht

darf der grosse Tödter, der Matador (*matar* heisst tödten), das Thier treffen.

Nun bricht ein Jubel los, der nicht zu beschreiben ist. Die Lüfte wiederhallen von brausenden »*vive Lagartijo, ole, ole!*« Musik ertönt, Trompeten schmettern und geben das Signal, dass die Maulthiere mit den Schleifen hereinrasen dürfen. Lagartijo geht stolz wie ein König umher und verneigt sich nach allen Seiten. Inzwischen binden die Diener die Leichen der Pferde an den Schleifen fest, die Maulthiere bäumen sich, indem sie ihre todtten Cameraden sehen, Peitschenhiebe machen sie wenden und im rasenden Galop zerren sie die Thiere, einen Blutstrom über den Sand beschreibend, hinaus. Als Letztes wird der Stier hinausgeschleift, ein jammervoller Anblick! Wahrlich, ein Stier ist Einem sonst gar kein besonders sympathisches Geschöpf, aber hier möchte man um ihn weinen; hier liebt man ihn und hat das tiefste Mitgefühl mit dem, erst in seiner Angst und dann in seinem Muth sich zu vertheidigen, wahrhaft gross und edel erscheinenden Geschöpfe.

Ina und ich waren halb ohnmächtig von dem entsetzlichen Schauspiel. So grausig hatten wir es uns doch nicht gedacht! Wir sahen einander an, und fanden uns todtenbleich, wir zogen uns, da Moriz noch etwas bleiben wollte, in den Hintergrund der Loge zurück, sahen gar nicht mehr hin und hörten nur schaudernd das Jubelgeschrei der 20.000 Menschen von Zeit zu Zeit ertönen. Moriz sah noch zwei Stiere fallen, alle auf die-

selbe Art. Jeder tritt feurig ein, wird mit Geschrei begrüßt, bekommt Angst und springt über die Wand. Dies immer das Erste, und hat er nach langem Kampfe stumm verblutet, immer derselbe Jubel, dasselbe im Galopp-Hinausschleifen der Leichen, die Diener kommen und streuen frischen Sand über all' das Blut, lustige Walzer erklingen, das Publicum lacht und schmaust, bis wieder der Trompetenstoss ertönt und ein neues Opfer eintritt.

Ganz so mögen die Gladiatorenkämpfe der alten Römer gewesen sein, nur statt Stieren kämpften Löwen und Tiger. In Spanien sollen die Mauren das Schauspiel eingeführt haben und die haben es wohl von den Römern gelernt und ererbt. Ob es jemals aufhören wird?

Es gibt ganze Vereine in Spanien, die dagegen ankämpfen, und jeder von den Spaniern, die wir später kennen lernten, versicherte uns, er verabscheue das Stiergefecht und habe aus Princip nie eins gesehen, wie kann es sich also so lange erhalten?

Könnte es die neue Königin dahin bringen, es abzuschaffen, Welch' ein Verdienst um die Menschheit würde sie sich erwerben! Aber so lange man nicht verbietet, Knaben hinein zu führen und diese also allmählig an das blutige Schauspiel zu gewöhnen, so lange überhaupt den Spaniern nicht in einem anderen, sehr packenden nationalen Spiele oder Feste, nur weniger blutiger Art, ein Ersatz geboten wird, ist wohl kaum Aussicht dazu vorhanden.

Man erzählte uns von einem seltsamen Brauch bei Stierkämpfen, der aber in zehn Jahren kaum einmal vorkommen dürfte. Es geschieht nämlich zuweilen, dass der Stier, der ja nur allmählig zum Kämpfen gehetzt und gezwungen wird, gar nicht dazu zu bringen ist und apathisch und ruhig an der Thüre seines Stalles stehen bleibt oder umhergeht, ohne auch nur die mindeste Lust zum Angriff, wie zur Vertheidigung zu zeigen. Einem solchen wird, anstatt ihn auszuzischen, grossmüthig das Leben geschenkt. Sechs weisse Stiere werden hereingebracht und in ihrer Mitte wird er feierlich wieder aus der Arena herausgeleitet.

Es war nun der dritte Stier gefallen, und auch Moriz erklärte, er habe genug des Blutes gesehen. Wir gingen hinaus.

Mit uns zugleich wurden aus der Nebenloge zwei spanische Damen, auch halb ohnmächtig und entsetzt wie wir, von ihren Begleitern weggeführt. Sie waren im Reiseanzug und offenbar zur Feria aus irgend einer anderen Stadt hieher gekommen und sahen auch zum ersten Male ein Stiergefecht.

Wir eilten an die Luft, dem Meere zu, dessen erfrischender Hauch unseren Nerven wohlthat, und dann durch das Gewirre der engen Gassen zurück in unsere Fonda.

Die Strassen waren festlich belebt, fort und fort begegneten uns costumirte Aufzüge zu Fuss und zu Pferd, und auf den Plätzen tanzten die buntgekleideten Knaben, oft weiss und rosa, halb im Tricot und mit Rosenkränzen wie kleine Genien

angezogen. Sie tanzten den csardasartigen hüpfenden Tanz, den wir schon gestern gesehen.

In der Fonda wartete unser bereits ein lieber Besuch, der des Baron Lenk, des österreichischen General-Consuls von Barcelona. Wir saßen auf dem Balcon bis 7 Uhr, wo das Stiergefecht zu Ende war und nun das Heimjagen der Wagen anhub und sich zu beiden Seiten der Rambla zwischen einem Strom von Fussgängern vertheilte. So oft in einem offenen Wagen Toreros in ihren goldstrotzenden Costumen saßen und so oft eine Bande Picadores (nun wieder auf schöneren Pferden) dahergeritten kam, jubelte Alles und schrie ihnen zu. Am Meisten aber war der Wagen des hellgrünen Lagartijo umringt und bejubelt, und stolz verneigte er sich nach allen Seiten. Lagartijo heisst Eidechsen und das Volk gab ihm ob seiner glatten Gewandtheit diesen Kosenamen. Der eigentliche Name dieses Lieblings der Stiergefechte (Stierhetzen sollte man sie nennen), der jeden Sonntag in einer anderen Stadt Spaniens Gastrollen geben muss, ist Rafael Molina. Er ist ein schöner grosser Mann, im Gegensatz zu seinem Rivalen Frascuelo (Fränzchen), der klein und zierlich ist und hässlich von Angesicht.

Die Comida, die Haupttafel der Fonda, fand heute in Anbetracht der Corrida etwas später, erst nach 7 Uhr, statt. Als wir wieder auf unser Zimmer kamen, erstrahlte die Rambla schon im feenhaften Zauber der Illumination und auch unsere Zimmer waren taghell erleuchtet von den

vielen Gasflammen, die man auf unseren Balcons angebracht hatte.

Der gütige Consul holte uns ab und führte uns bis Mitternacht in ganz Barcelona umher.

Es war in allen Strassen ein Menschengedränge zum Erdrücken und Alles auf das Herrlichste geschmückt.

Wir zwängten uns durch den Porticus nahe bei der Fonda auf die Plaza real, einen regelmässig schönen, hallenumgebenen Platz, und von da in die Calle de San Fernando, die eleganteste Strasse Barcelona's. Sie geht bergan und gewährte daher mit ihren hohen vergoldeten Candelaberreihen zu je 12 matten Glaskugeln, in denen die Flammen brannten, eine feenhafte Perspective. Auch die Häuser waren decorirt mit Purpursammt und Teppichen, Blumengewinden und architektonischen Reihen von Gasflämmchen an der Façade. Auf den Plätzen ertönte Musik, auf allen Balcons sassen schöne Frauen, es war ein buntes köstliches Treiben.

Durch viele der engen Gässchen, wo Papierblumen-Guirlanden als Dach querüber gespannt waren und Fähnchen aus allen Fenstern hingen, gingen wir hinauf nach Neu-Barcelona und von da führte uns der Consul durch das etwas stillere, aber auch schön geschmückte aristokratische Viertel wieder zur Rambla zurück. Die Paläste dieses Viertels gleichen alten Burgen, so wenige und unregelmässig vertheilte Fenster und Erker zeigen sie nach Aussen, so sind sie mit Thürmen und

Zinnenkronen bewehrt. Auch hier sassen die Damen auf den Balcons und genossen die Kühle.

Die Rambla aber war der Hauptsammelpunkt der Spaziergänger. Unter den Bäumen zu beiden Seiten des breiten Promenadenweges sassen auf Stühlen die schönen Frauen, alle in der schwarzen Mantilla mit dem zierlichen kleinen perpetuum mobile, dem Fächer in der Hand. Die Herren gingen auf und ab, oder standen und sassen mit diesen plaudernd vor den Damengruppen. Ina und ich beobachteten immer wieder das reizende Fächer-spiel der Spanierin. Sie macht den Fächer, den sie in der Rechten hält, fortwährend auf und zu, wobei sie ihn aber nur mit Daumen und Zeigefinger in Bewegung setzt, sich hin und wieder fächelt, ihn vor's Gesicht hält, um einer Nachbarin zuzuflüstern, wieder fächelt, wieder öffnet und schliesst. In Ruhe ist er niemals. Alles aber, was ihn in fortwährender Bewegung erhält, geschieht mit graziösester Anmuth und Natürlichkeit; auch ist der Fächer der Spanierin immer sehr klein, aber untrennbar von ihr. Es gibt keine Spanierin ohne Fächer; selbst viele Herren tragen einen solchen.

Wir gingen lange im Gewühle der Allee und in der lauen Nachtluft auf und ab. Die Beleuchtung der Rambla war doch das Schönste, von geradezu magischem Effect, wenn man an dem einen Ende stand. Es waren unter den hohen Bäumen Bogen von einer Seite zur anderen gespannt und von diesen herab hingen matte, gas-

lichtgefüllte Glaskugeln, eine an der andern, lauter leuchtende Perlenschnüre zum Kuppeldach gewölbt, und darüber der Blätterdom des lichten Platanengrüns! Der Anblick der glänzenden Läden und Café's zu beiden Seiten der zwei Fahrstrassen, der Einblick in die decorirten und taghell illuminierten, von Menschengebrause erfüllten Nebenstrassen, war bezaubernd.

Wir suchten zuletzt noch ein wenig Ruhe in einem Café und freuten uns über die demokratische Mischung des Publicums in diesen luxuriösen Räumen. Neben den elegantesten Herren und Damen sassen ganze Bauern- und Arbeiterfamilien und nahmen ihre Tasse Café und ihr Glas Limonade. Bei uns würden solche gar nicht ein erstes Caféhaus betreten mögen. Moriz und Ina hätten gerne nach Wiener Sitte Gefrornes gegessen. Das gibt es aber in Spanien jetzt gar nicht mehr. Nur in den heissesten Monaten wird es hier genossen.

Auch am nächsten Tage weckte uns die vorbeiziehende Militärmusik, und konnten wir uns von unserem Balcon gar nicht trennen, um all' das Leben und Treiben unten auf der Rambla zu schauen. Morgens tönt im Menschengewühl stets das Geläute vieler kleiner Glöckchen, man blickt hinab und sieht staunend, dass es von Heerden hübscher, munterer, brauner Ziegen herührt, die hin und her quer über die Rambla mitten durch das elegante Gewimmel getrieben werden, ein komischer Anblick! Sie werden von

Haus zu Haus geführt und gemolken, weil alle Kinder hier diese frische gesunde Milch zu trinken bekommen.

Am Vormittage kam ein lieber Besuch: die Familie des Kaufmannes Heyer, dessen Verwandter, Hauptmann v. Heyer, in Wien uns ihm empfohlen hatte. Herr Heyer ist ein Deutscher, aber seit seiner Jugend in Spanien, seine Frau ist eine wunderschöne, ausserordentlich liebenswürdige Spanierin, die von der grössten Güte und Gefälligkeit für uns war. Auch ihren Bruder, den Ingeniero Ibo Roperto, lernten wir kennen und unterhielten uns recht viel im melodischen Spanisch mit diesem feinen, ernsten, schönen Mann, Señora Heyer half uns Einkäufe in der nahen Fabrica de Blondas machen, wo wir uns Mantillas aussuchten. Denn welche Dame verliesse wohl Spanien, ohne sich dies einzig schöne Kleidungsstück mitzunehmen. Señora Heyer, die ihre kostbare schwarze Blonden-Mantilla besonders reizend trug, weihte uns in die Geheimnisse des Befestigens hinten am Zopfe ein, denn es muss auf eine eigene Art, tief unten im Nacken gesteckt werden, um so graziös über die Schultern zu fallen.

Herr Heyer und Don Ibo hingegen zeigten uns die interessantesten Kirchen und Strassen Barcelona's. Zuerst in der Calle Fernando, die uralte, ganz geschwärzte, nachtdunkle Kirche San Jaime, ein merkwürdiger gothischer Bau, und nun in einer engen steilen Gasse Alt-Barcelona's zwei Wunderwerke der Baukunst, den Hof des

Ständehauses und die Cathedrale. Wir betraten zuerst durch einen altersgrauen Thorbogen herrlichster Steinarbeit den berühmten Hof. Ihn umschliessen von allen Seiten Gebäude aus dem 15. Jahrhundert, mit zwei Reihen offener Säulenhallen übereinander, deren Spitzbogen im ersten und Rundbogen im zweiten Stocke auf besonders zierlichen schlanken Säulchen ruhen; das überhangende flache Dach des Gebäudes stützen schön geschnitzte Träger, alle Regenspeier stellen wunderliche Thiere vor, und mitten im grossen Hofe führt eine Freitreppe in mehreren Absätzen von feinster Steinarbeit, mit vollendet schöner Balustrade und Verzierungen, zum ersten Stocke hinauf. Kurz der ganze Raum, noch dazu belebt mit Orangenbäumen und südlichen Pflanzen, ist ein Architekturbild, wie man kein schöneres sehen kann. Fast diesem Gebäude gegenüber traten wir durch das grandiose gothische Portal des Domes ein, glaubten direct in eine dunkle Kirche zu kommen, und thaten Alle einen Ausruf des Entzückens, denn vor uns öffnete sich ein paradiesischer Garten, umgeben von dem Kreuzgang des Domes, himmelhohen gothischen Pfeilern, die die herrlichsten Spitzbogen und Gurtengewölbe tragen. Und mitten in diesen ganz geschwärzten, ernsten Hallen, von ihnen im Viereck umgeben: Springbrunnen, murmelnde Wässerchen, ein kleines Bassin mit marmornen Gänsen geziert und von natürlichen schneeweissen Gänsen belebt, und eine wahre Wildniss von Citronen und Orangenbüschen,

Bignonien mit Purpurblüthen, Pfefferbäumen, Palmen, Granaten und weissblühendem duftendem Jasmingesträuch, über Allem aber der blaue Himmel Spaniens! Von diesem Kreuzgang erst betritt man das Innere des Domes. Auch wieder ein Prachtbau gothischen Styls. Er ist von ungewöhnlicher Höhe; Dämmerung erfüllt den Raum, nur oben herum laufen hinter einer Bogenreihe auf schlanken Säulchen die schönen, bunten, schmalen Kirchenfenster und bilden an einem Ende des Schiffes ein Halbrund. Die geschnitzten Chorstühle sind in einem besonderen Raum im mittleren Säulenschiffe der Kirche mit prächtigem Gitter verschlossen. Vor diesem ist unten in der Krypta durch eine Glaskuppel sichtbar das Grab der heiligen Eulalia und jenseits, dem Chor als Gegenüber, ist der hochgebaute reichvergoldete Hauptaltar. Im breiten Säulengange der Nebenschiffe kann man rings, hinter Chor und Altar vorbei, die ganze Kirche umschreiten.

Die Chorstühle sind Meisterstücke der Holzschnitzerei, besonders die Ueberdachungen derselben, Alles ist glänzend nussbraun, von der Zeit gedunkelt, doch auch geglättet. Ueber jedem Stuhle ist ein fürstliches Wappen, denn jeder Monarch der katholischen Welt hat hier seinen Sitz, von Carl V. Zeiten her. Auch Oesterreichs Kaiser hat hier seinen Kirchenstuhl, und dass es dem Kronprinzen Rudolf, als er kürzlich in Spanien war, die Zeit nicht erlaubte, sich in Barcelona umzusehen und in diesem Sitze ein Gebet zu

verrichten, hat die guten Barcelonesen recht geschmerzt.

Durch ein zweites Portal des Doms traten wir wieder in's Freie und wollten ihn nun von Aussen besehen. Doch ist er da so unregelmässig gestaltet und steht nach allen Seiten in so engen Gässchen, dass man nicht viel Anderes zu sehen bekommt, als die beiden mächtigen, reich sculptirten gothischen Portale. Ganz nahe dem Dom steht ein schwarzer, thurmartiger, zinnengekrönter Palast mit vereinzelt hohen und breiten Fenstern gothischen Styls. Es war dies einst die Burg der alten Herzoge von Barcelona. In seiner Nähe zeigte unser freundlicher Führer uns einen kleinen Platz von so malerischer Schönheit, dass ich ausrief: »Ach könnte ich nur unsern Meister Rudolf Alt hieherzaubern, wie würde der entzückt sein!« Diese alte Plaza del rey hat in der Mitte unter dem Schatten feinlaubiger Akazien einen hochaufgebauten gothischen Brunnen von steinernen Löwen umgeben, der murmelnd Wasser speit. An der einen Seite begrenzt ihn die Rückseite jenes Herzogspalastes mit den finsternen zinnengekrönten Mauern und den wenigen aber schönumrahmten Fenstern. Eine andere Seite nehmen malerische, altersschwarze Häuser ein, klein, unregelmässig, verwittert, aber voll Balcons und bunte flatternde Vorhänge darüber; die dritte Seite zeigt altes Gemäuer, dahinter ein Kloster, ein altes Kirchlein, ganz in Bäumen, davor eine einzelne schlanke Römersäule korinthischer Ordnung, der Rest ver-

schwundener Genossen; an der vierten aber steht der hohe schwarze, aus lauter Hallen übereinander gebaute Gothenthurm, in welchem Theodulf, einer der letzten Gothenkönige, ermordet worden, und gleich daneben ist ein anderer alterthümlicher Palast mit schönem Portale, zu dem eine imposante Treppe hinaufführt. Man hat da die ganze Geschichte Barcelona's in Stein zusammen und ein Gesamtbild von so malerischer Wirkung, wie es sich die Phantasie nicht besser erdenken kann.

Und auf solche Bilder stösst man bei jedem Schritt und Tritt in Barcelona. Die alten Gassen gehen bergauf und bergab, oft über Stufen und Treppen, sind so enge, dass man mit ausgebreiteten Armen die Häuser streift, und führen bald zu einer interessanten Kirche (so sahen wir noch den prächtigen gothischen Bau von San Jeronimo), bald zu einem alten Palast mit merkwürdigem Hofe im Renaissancestyl, bald zu einem gothischen Bau, bald zu einem romanischen Thurm und Erker. Heute war nun noch dazu Alles geschmückt und Alles belebt von den geputzten Landleuten, die die Umgebung zum Feste entsendet, und von den Matrosen in ihren weissen, mit stylistischer Stickerei in Schwarz geränderten Garibaldihemden.

Die Bauern sehen köstlich aus. Sie tragen Sandalen wie die alten Römer: eine Sohle von dünnem Korkholz, die mit schwarzen feinen Riemen durch die Zehen gezogen und mehrmals oben über dem Fusse gekreuzt, befestigt ist. Das Bein umgeben Felle, an einer Seite mit Bändern zu-

sammengebunden. Dann kommen die braunsammetenen Kniehosen, darüber die kurze sammtene Jacke; um den Leib schlingt sich die purpurrothe Faja, die shawlartige Binde von Wolle oder Seide, mit langen Enden; den Kopf bedeckt die spitze rothe Mütze mit rückwärts hinabhängendem Zipfel, und über die Schulter hängt die roth- und gelbgestreifte Manta, ein schmaler langer Plaid, der mit dicken bunten Troddeln eingefasst ist.

Auch heute gab es überall Musik, auf den Plätzen Tanzgruppen, in den geschmückten Läden Käufer in Menge, in den Kirchen Señoras in der Blonden-Mantilla und dem schwarzseidenen Festkleide. Es war eine Lust, umher zu gehen. Der lebenswürdige Herr Heyer zeigte uns noch die Kirche *Maria de las Mercedes*, deren Fest man eben begeht, die Lonja und die Kirche *Maria del mar*. Die Mercedes-Kirche ist klein und unschön, aber wie es scheint, um so wunderthätiger. Sie war prachtvoll geschmückt und beleuchtet und ganz gefüllt mit andächtig Knieenden.

Die nahe Lonja, Börse, ist ein sehr alterthümliches, prächtiges Gebäude mit einem riesengrossen und ebenso hohen Saale, dessen Deckenwölbung auf den feinsten gothischen Steinpfeilern ruht. Es mag wohl einst ein Kloster oder Palast eines Mächtigen gewesen sein. Hofraum und Marmortreppe sind aus späterer Zeit, doch ebenso künstlerisch schön.

Die Kirche *Maria del mar* oder *de las arenas* (Maria vom Meer oder vom Sande, da einst das

Meer bis zu ihren Stufen ging) ist auch wieder ein vorzüglich schöner, gothischer Bau mit mächtigem, dreigetheiltem Schiffe und Säulen und Decke vom edelsten Verhältniss. Es war fast dämmerig im Innern und wunderherrlich leuchteten die bunten Glasgemälde der hohen Fenster durch das Dunkel. Sie steht von Aussen ringsum frei und hat auch da etwas Grossartiges und Schönes in ihren Verhältnissen.

Unser gütiger Führer Herr Heyer brachte uns in's Hôtel zurück, wo Moriz und die Almuerzostunde unserer harrten. An diesem Frühstückstisch von 1 bis 2, wird man eben so gesetzt, wie um 6 Uhr am Mittagstisch, und wir freuen uns schon immer auf die freundliche Marquesa aus Madrid, die zum Feste hier ist und während der täglichen zwei Mahlzeiten die beiden Wienerinnen dadurch beglückt, dass sie im reinsten Castilianisch mit ihnen plaudert. Zwischen den beiden Speisestunden führte uns Herr Heyer auf den nahen *Monjuich*. Dies ist der einzelnstehende, seinen Fuss im Meere netzende, steil in dasselbe abfallende Festungsberg von Barcelona. Es war von unserer Fonda aus gar nicht weit dahin, und ein ganz bequemer gepflasterter Fahrweg führte hinauf. Schon nach den ersten Schritten brachen wir in Entzücken aus über den Blick auf Stadt und Meer, je höher wir kamen, desto herrlicher ward es! Da wir in das Innere der Festung nicht durften, suchten wir uns in der Nähe einer malerischen kleinen Fonda mit Weinveranden ein Ruheplätzchen auf Steinen

aus und sassen da lange und schauten und zeichneten die prachtvollen Agavenstauden, die in wilder Ueppigkeit, hoch wie Bäume, um uns herum zwischen den Felsen wucherten. Es war köstlich warm und sonnig, eine balsamische Luft, durchduftet von vielen aromatischen Kräutern und Blümchen, die rings um uns blühten. In besonderer Menge wuchs hier das grosse sternförmige Maassliebchen, *Bellis silvatica*. Viele Soldaten und Officiere, wunderschöne, schwarzlockige, junge Leute in glänzenden geschmackvollen Uniformen, gingen vorüber, sahen nach uns, und mancher sagte, nicht ahnend, wie gut wir es verstanden, indem er Ina ansah: »*O que bonita inglesa*« (welch' hübsche Engländerin).

Wie aber soll ich die Aussicht schildern? Ich fühle mich machtlos, es war zu schön! Zu unseren Füßen das blaue Meer, so blau! so endlos weit; der Hafen wimmelnd, nein, nicht wimmelnd, denn sie ruhen ja Alle im Hafen, gefüllt mit Hunderten von Dreimastern und Dampfern, draussen aber ebenso viele, einzelne, kleine weisse, hin- und herziehende Segel. Hinter dem Hafen die grosse glänzende Stadt mit den hellen Häusern und den dunklen gothischen Kirchen, dem charakteristischen abgestumpften Thurme der *Maria del mar*, den grossen Palästen, der Universität und der weltbekannten Spinnerei und Teppichweberei, und mit all' den grünen Gärten und langgestreckten Platanenalleen von Rambla und Ensanche. Um die Stadt herum, deren Grösse hier überraschend

ist, dehnt sich ein herrlich bebautes, mit blendend weissen Villen, Thürmchen, Dörfchen ganz übersäetes Gefilde aus, eigentlich ein Wald, denn man sieht nicht Felder, nur schöne üppige Baumgärten. Dies steigt sanft bergan bis zu der Kette brauner schroffer Höhen, die wie ein dunkler Kranz im weiten Umkreis die Ebene umrahmen. Hinter diesen niederen, deren höchster Gipfel der Tividabo, steigen höhere, ferne, blauduftige Berge auf, die Ausläufer der Pyrenäen, und ziehen sich, ein zweiter Kranz, einerseits bis herüber zum Monjuich, andererseits weit hinaus an's Meer und daran fort, bis wie ein blasser Hauch die letzte zarte Gebirgscontour sich in Meer und Himmel auflöst. Man kann sich nicht leicht eine schönere Lage für eine Grossstadt, nicht leicht eine fruchtbarere, glücklichere Gegend denken. Und welch' ein Himmel wölbt sich darüber; das reinste, klarste, sonnigste Aetherblau, nicht das Atom eines Wölkchens daran!

Wir konnten uns lange nicht losreissen. Langsam stiegen wir hinab und sassen noch auf dem Balcon, bis die Mittagsglocke läutete. Nach dem Essen animirte uns Baron Lenk, mit ihm in den Circus zu gehen. Er meinte, da würden wir die schönen Damen der guten Gesellschaft sehen, die wir gestern vergebens im Stiertheater gesucht. Und so war es. Wir sahen von unserer Loge aus ringsum in den anderen Logen die wunderbarsten Schönheiten sitzen, deren Namen wir alle durch den lebenswürdigen Consul erfuhren. Das waren

die Spanierinnen, von denen man liest und träumt, mit dem blassen Teint, den grossen, dunklen, ernstesten Augen, den schattenden Wimpern. Alle waren in schwarzen Mantillas, mit irgend einer Blume an der Seite, der Zipfel der Mantilla oft an der Brust oder auf der Achsel mit einer Rose befestigt. Auch die Männer, besonders in den Reihen, wo das Volk sass, waren meist auffallend schön. Zwei Sachen charakterisiren die Spanier: besonders grosse, leuchtende Augen und besonders lange, dunkle Wimpern, das haben sie Alle, Männer und Frauen. Von Gestalt aber sind beide Geschlechter klein und zart. Die Vorstellung war nicht anders, als wie man sie in allen Kunstreiterbuden sieht, aber immerhin eine der besseren und seltsam klang uns die spanische Sprache bei Stallmeistern und Clowns, wo man nur englische Laute gewohnt ist. Einer der Tänzerinnen, die sehr hübsch und graziös auf dem Pferde tanzte und eine anmuthige jugendliche Erscheinung war, wurde so sehr applaudirt und fortwährend von allen Seiten: *Ole, ole, ole!* zugerufen, dass sie endlich herabsprang, einen Teppich in die Mitte der Arena legen liess und darauf denselben seltsamen Trippeltanz mit kleinen graziösen Schritten auf einem Flecke (nur sich drehend und die Arme bewegend) ausführte, den wir gestern und heute die Knaben in den Strassen tanzen sahen. Er erregte solchen Enthusiasmus, dass sie ihn wiederholen musste; es scheint ein sehr beliebter Nationaltanz zu sein. Den Schluss der Vorstel-

lung bildete ein Scherz-Stiergefecht, welches dem Publicum grosses Vergnügen machte und lebhaft beklatscht wurde. Es war auch eine drollige und harmlose Parodie. Zuerst ritt die Quadrilla ein, Clowns auf pappenen Pferden, ein anderer Clown stellte den Präsidenten vor und warf den Schlüssel, und dann machten sie mit ihren cachirten Rossen (die den Männern umgehungen waren) und mit komischen pappenen Stieren (worin gleicherweise ein Mensch, jedoch verborgen, steckte), all' die Sachen, die beim Stiergefecht vorzukommen pflegen. Der Stier rannte herein, stutzte, sprang über die Barrière, lief wieder hinein, stiess auf die rothen und gelben Tücher los, bohrte sich in die Pferde, ward endlich selbst durchbohrt, wankte und fiel mit komischer Geberde zur Seite. All' dies mit Humor ausgeführt war freilich eher anzusehen, wie der gestrige blutige Ernst, und so verschmähen es auch Barcelona's Damen nicht hieher zu kommen und diesen Scherz mit ihren Kindern zu belachen.

Am Morgen des 26. gedachten wir nach Valencia zu fahren. Aber ach — der Frühtrain geht nicht mehr und wir können nur in der Nacht reisen! Das ist nun um der Fahrt willen, die so schön sein soll, unendlich schade, wir aber sind nicht böse, noch einen Tag in Barcelona bleiben zu können, besonders da Consul Lenk heute ganz früh schon bei uns war, um uns zu einer Landpartie einzuladen.

Wir machten also bis zum Almuerzo noch ein paar Gänge in den Strassen umher, sahen

uns noch einmal die Tische voll duftender Rosen unter den Bäumen der Rambla an und fuhren nachher mit dem Baron Lenk nach Gracia.

Eine kleine Eisenbahn, sehr praktisch und billig gebaut, führt dahin. Es geht langsam bergan, zuerst durch Neu-Barcelona, an der Universität vorüber, die ganz in neu-maurischem Style gebaut ist und mit ihren Arkaden und Eckthürmen herrlich wirkt, dann durch Vorstädte und Vororte bis zu dem eleganten Villenort Gracia, der auf dem Hochplateau über Barcelona, gerade am Fusse des dunklen, schroff aufsteigenden, spitzigen Tividabo liegt.

Hier führte uns Baron Lenk in die Villa einer ihm bekannten, spanischen Familie, wo uns die Tochter des Hauses, ein wunderschönes Mädchen von 18 Jahren, und die Erzieherin, eine lebenswürdige Wienerin, reizend empfingen, das ganze freundliche Haus, den Hof und Garten voll von Palmen und Orangenbäumen zeigten und mit uns auf den maurischen Thurm stiegen, von dessen Terrasse die Aussicht womöglich noch schöner ist als von Monjuich. Man blickt nicht, wie dort, so gerade in's Meer zu seinen Füßen, denn man ist im Rücken Barcelona's, aber man übersieht die Stadt ebenso wunderschön, die hier wie eingeklemmt zwischen Monjuich und der bis an's Meer reichenden Bergkette zur Linken, daliegt, so recht vorgeschoben zu der blauen See, und deren weisse Häusermassen so besonders freundlich und lachend herausleuchten zwischen dem azurnen wirklichen Meere und dem saftgrünen

Meere der Baumwipfel aus seinen zahllosen Gärten. Wir sahen von unserem Thurm gerade hinein in diese schönen Gärten. Aus allen ragen Palmen auf und Orangenbäume und Pfefferbäume, in allen blühen Rosen, und weisse Jasminblüthen aus dunklen Ranken leuchtend, umspinnen alle Mauern. Aus jedem Garten aber grüsst eine weisse Villa mit grosser Terrasse als Dach, und einem Aussichtsturm. Auf den Terrassen oben sind meist Reben zu einem Laubdach gespannt, flattern grüne Ranken herab und blaue Trauben reifen dazwischen. Hinter uns hatten wir nun die Tividabokette in nächster Nähe, deren steile Abhänge, von der Ferne so dunkelbraun, hier in der Nähe grüne alpenartige Matten zeigen, während zartgrüne Pinienwälder in den Schluchten und auf den Gipfeln stehen.

Wir schritten von Gracia aus auf dem Hochplateau fort bis zum Oertchen San Gervasio. Eine schöne Allee führt dahin, zu beiden Seiten sind Villen und Gärten, vor deren Blumenpracht wir oft bewundernd stillestanden. Ueberall wächst der bezaubernde Pfefferbaum, eigentlich *Schinus molle*, sowohl in den Gärten, wie auch als Allee in den Strassen. Er hat helles zartbefiedertes Laub und feine gelbe Blüthchen, die in Traubenbüscheln zwischen den Blättern sitzen. Er lässt die Zweige auf die graziöseste Weise herabhängen, ohne doch dabei den sentimental schwächlichen Habitus der Trauerweide zu haben. Die Blätter duften würzig stark und aromatisch, erinnern an den

Geruch des Pfeffers. Baron Lenk brach uns Zweige ab. Es war belebend, daran zu riechen.

Hinter San Gervasio erstiegen wir eine Anhöhe zwischen Agavenhecken und hatten nun noch einmal den grossartigen Rundblick über die tiefer liegende prächtige Stadt, schimmernd im Sonnen glanze, über die Gärten und Villen vor uns, über das unendliche, segelbelebte Meer und auf die nahen und fernen Gebirgszüge im Rücken und an den Seiten Barcelona's, dann wanderten wir durch die sauberen Gassen der Dörfer Gervasio und Sarria wieder dem Bahnhofe zu.

Die Häuser derselben waren nach der Strasse zu weit offen und man sah in ein mit Ziegeln gepflastertes Gemach, worin ein niederer Tisch und ganz niedere Strohstühle um denselben herum standen und Teller und Schüsseln an den Wänden befestigt waren. Fast überall sassen junge Mädchen, meist schön von Gesicht, mit zierlich geordneten Haaren und sauberen hellen Kleidern, und nähten emsig an den kostbaren Spitzenstückchen, aus denen die Blondas zusammengesetzt werden, eine mühsame, höchst kunstfertige Arbeit. In all' diesen Häusern herrscht eine Sauberkeit und Nettigkeit, wie man sie kaum je in einem anderen Lande bei solchen Leuten finden wird. Es war ein Vergnügen, hinein zu schauen; wir blieben auch bei jeder Thüre stehen, das heisst bei jedem Vorhang, denn nur ein solcher schliesst den Raum ab, ist aber am Tage weit zurückgeschlagen, und sahen bewundernd den fleissigen Mädchen zu.

Von Sarria ging's nun wieder mit der Bahn hinab nach Barcelona, wobei wir die Cottage-Vorstadt passirten, denn wie in Wien, gibt es hier solche Vereine und Viertel, wo kleine Villen in Gärten stehen. Viele sind im maurischen Styl mit Alhambra-Ornamenten gebaut. Man pflegt ihn sehr in Spanien und er passt gut zu den Palmen und Agaven der Gärten.

Es kam unser letztes Mittagessen in Barcelona, kam der Abschied von den freundlichen Tischnachbarn und Nachmittags der von der lieben Familie Heyer und vom gütigen Consul, der noch bis zur Abreise mit uns auf dem Balcon sass. Das Gewühl in der Rambla-Allee war auch heute bunt und festlich, wie am ersten Tage der Festwoche, die Illumination wurde auch heute wie allabendlich wiederholt, und unter dem Strahlenschein der Tausende von Gaslampen in der hochgewölbten Allee verliessen wir die uns so lieb gewordene Fonda de los cuatro naciones und dies lebensvolle Barcelona, das uns als die erste spanische Stadt, die wir betreten, so ganz besonders originell und schön erschienen war, und fuhren zum Bahnhof.

Bald rollten wir in die Nacht hinaus. In unserem Coupé sassen vier Spanier, wovon einer, ein Officier, sogleich höchst artig mit uns zu sprechen begann, leider aber zwei Stationen später schon wieder ausstieg. Die anderen, da sie hörten, dass wir spanisch sprachen, setzten das Gespräch fort. Ina wünschte sehr, den Ebro zu sehen. Die

Herren sagten, wir kämen mitten in der Nacht darüber, aber sie wollten uns wecken. Und in der That, nach Mitternacht, wir waren schon entschlummert, rief der eine Ina ganz schüchtern an: *Señorita, Señorita, el Ebro!* Im Schein des ersten Mondesviertels sahen wir einen breiten mächtigen Strom erglänzen und dunkle Felsen und Burgen an seinem Ufer. Es war die alte Stadt Tarragona, an der wir leider vorüber eilen mussten, nur ihre Lichter sahen wir im Strome sich widerspiegeln, als der Zug dröhnend über die Brücke rollte.

Wir schliefen wieder ein und als wir Morgens erwachten und uns die Augen rieben, sahen wir in drei freundliche Männergesichter gegenüber, die uns lächelnd anblickten, guten Morgen wünschten, fragten, ob wir gut geschlafen hätten, kurz, so aussahen, als hätten sie eben nur auf unser Erwachen gewartet, um wieder zu plaudern. Von nun bis Valencia unterhielten wir uns auf's Beste mit ihnen und sie wurden nicht müde, uns auf jeden neuen Ort und jede besondere Pflanzung aufmerksam zu machen. Der eine war ein älterer Mann, etwa ein Geistlicher oder Professor, denn er erklärte Alles sehr gründlich, bewies Alles mit historischen Daten und entwickelte grosse Gelehrsamkeit. Der zweite war ein bildschöner junger Spanier, mit schwärmerischen dunklen Augen, feinem Teint, feinen Zügen und röthlich-blondem lockigem Haar. Der Dritte, ein Valencianer, blass, bartlos, mit energischen Zügen, dunklen Augen

und langen gelockten Wimpern, sah aus wie die Jugendbilder Carls V. Auch hatte er so malerisch den schwarzen Mantel umgeschlagen, und der grosse, runde, schwarze Sammthut, der coquett nach einer Seite auf seinen dunklen Locken sass, war mit dunkelblauem Atlas gefüttert, was wie ein Costum aus alter Zeit aussah. Er schien den schmalen feinen Händen und der schönen wohl-lautenden Aussprache nach den höchsten Ständen anzugehören. Er machte mir die Freude, zu sagen: »*Señora U. habla divinamente el castellano,*« was mich, kaum in Spanien angekommen, natürlich beseligte.

Wir fuhren nun schon durch die berühmte Huerta von Valencia, die herrlich angebaute und bewässerte Ebene. In langen Reihen standen die Pflanzungen der dunkellaubigen kugeligen Orangen- und Citronenbäume, leider noch nicht mit goldenen, vorerst nur mit grünen Früchten beladen. Unter ihnen, o Prosa! wuchsen Erbsen und Bohnen. Hinter dem niederen Grün erblickten wir von Zeit zu Zeit die höchst malerischen Silhouetten kleiner Städte mit vielen Schlössern, Thürmen, klosterartigen Gebäuden und glitzernden Azulejoskuppeln. Sie hoben sich mit dem warmen gleichförmigen Ocker-gelb ihrer Mauern wunderschön vom klaren blauen Himmel ab und als Hintergrund hatten sie die duftigen violetten Zackenlinien der Sierren, die sich überall den Horizont entlang ziehen.

Gegen 10 Uhr waren wir in Valencia.

Valencia.

Auch hier wie in Barcelona fiel zuerst das finstere hohe Stiertheater in's Auge, eine gewaltige Steinmasse mit vielen Bogenreihen übereinander, ein modernes Bauwerk, doch ganz dem römischen Colosseum nachgebildet.

Der Omnibus führte uns rasch mitten in die Stadt hinein in die Fonda de Paris, wo wir drei treffliche Zimmer fanden. Der Salon war kühl und luftig wie alle spanischen Gemächer. Eine einzige grosse Glasthüre stand weit offen zum Balcon, und über diesen hing der faltenreiche gelbe Leinen-
vorhang hinunter, ihn ganz umhüllend und umschattend. Das Zimmer war mit Ziegeln gepflastert und über dieselben jene reizend geflochtenen, gelbweissen, buntgemusterten Espartomatten gespannt, die uns schon in Barcelona so gefallen hatten. Auch sonst war es behaglich eingerichtet, ein Pianino darin, und in den Schlafzimmern Alles so sauber, wie in jedem guten Gasthause anderwärts.

Wir gingen gleich zum Almuerzo hinab, das als table d'hôtes — *mesa redonda* heisst diese in Spanien — bereitet stand, und fanden auch hier die üblichen Gerichte: Omelette, Fisch, Beefsteak, Ragout und Dessert recht wohlschmeckend.

Ina und ich, durch unser Spanischsprechen kühn geworden, gingen sogleich allein aus, während Moriz zu schreiben hatte. Wir fragten uns durch Strasse um Strasse bis auf den Haupt-Marktplatz.

In fremden Städten ist mir immer das Marktgewühl so interessant wegen der Landleute und ihrer Trachten und der bunten Landesproducte.

Hier war nun ein Anblick, als wären wir jetzt erst im wirklichen Spanien! Der Platz ist so gross, dass man ihn kaum übersehen kann und ganz bedeckt mit Buden und Zelten. An der einen Seite desselben ragt stolz in die Lüfte der Wunderbau der Lonja, der Palast, den einst der mächtige Cid und seine Ximena bewohnt haben sollen. Er ist halb maurisch, halb gothisch, mit hoher Façade, prächtigen Hallen, Portalen, Treppen, Bogenfenstern, kleinen Erkerthürmchen und hohen vierseitigen Thürmen, darin man die Glocken schweben sieht. Oben ist Alles mit Zinnen bekrönt, die in reichster architektonischer Zier ausgearbeitet sind. Er macht einen phantastisch-malerischen Effect.

Wie sehenswerth aber nun erst das Marktgewühl! Die letzte Strasse, durch die wir hingingen, ein enges hohes Gässchen, war die der Fleischer, ein sauberer Laden darin neben dem andern, alles Fleisch offen nach der Strasse zu ausgelegt, hinter jedem Tische eine appetitliche junge Verkäuferin. In dieser Strasse sahen wir wunderbare Schönheiten unter den Frauen des Volkes beisammen. Ein paar dieser Fleischerinnen hatten Augen wie Feuer, Haare wie die dunkle Nacht und eine

arabisch bräunliche Haut; der reiche Schmuck, den die Frauen in Valencia tragen, kleidete sie herrlich, und wenn sie sprachen und lachten und ihre Perlenzähne blitzten, war es hinreissend.

Auf dem Platze selbst gab's auch fast nur Verkäuferinnen. Da war z. B. ein Mädchen von bürgerlichem Typus, mit struppigem krausem Haare, brauner Haut, lachendem Munde und tadellosen Zähnen, die in den Händen purpurne Granatäpfel feilbot, das war ein fertiges Murillobild! Um den Platz herum laufen Alleen. In einer gibt es Grünzeug und Gemüse, in einer Blumen, in einer Fische u. s. w. Die Sachen, die man da verkauft, sind ebenso sehenswerth wie das Gewühl der Käufer. Von Fischen, auch von Gemüsen, besonders Gurken, Paradiesäpfeln und Pfefferschoten sieht man neue, merkwürdige Arten. An Obst gab es nur Trauben, Feigen, Granatäpfel und in zahllosen Varietäten und unglaublichen Grössen Kürbisse und Melonen. In der Blumenallee duftete es köstlich nach grossen Sträussen von Rosen, Jasmin und Tuberosen.

Wunderschön sahen die Bauern aus, die sich da umherdrängten; wie in Barcelona trugen sie Sandalen, Fellgamaschen, kurze sammtene Hosen, rothe Schärpen, das feine weisse Leinenhemd und darüber die sammtene Jacke. Aber keiner geht hier ohne ein buntseidenes Tuch oder ein purpurseidenes langes Netz um das Haupt, auf das sie ein kleines Sammtmützchen oder einen runden sammtenen Hut mit niederem Kopf stülpen und

keiner geht ohne die prächtige, in allen Farben gestreifte Manta malerisch über die Schultern geworfen oder um sich herumgewickelt zu haben. Die Frauen des Volkes sind im blossen Kopfe, tragen das wellige Haar in einen dicken Zopf tief im Nacken gewunden, und haben durch diesen vier Nadeln mit grossen Knöpfen von kleinen Smaragden und Perlen gesteckt, die weit herausstehen. Alle tragen ganz ungewöhnlich lange Ohrgehänge aus Gold-Filigran und kleinen Perlen traubenartig zusammengesetzt, oft von feinsten künstlerischer Arbeit und Zeichnung. In der Calle de la plateria ist Goldschmiedladen an Laden, wo man nichts anderes sieht, als diese Ohrgehänge und diese Nadeln, ein wunderhübscher nationaler Schmuck.

Nahe dem Hauptmarkt entdeckten wir noch einen kleinen ovalen Platz mit offenen Hallen ringsum und Zelten in der Mitte. In den Hallen wurden Töpferwaaren, unter den Zelten hingegen lebendes Geflügel verkauft. Auch hier wie auf dem Hauptplatz war ein betäubender Lärm, ein buntes Gedränge. Wir wurden im süssesten Castilianisch von allen Seiten angerufen und zum Kaufen animirt, und es machte uns grosse Freude, mit den freundlichen Spanierinnen zu plaudern. Gern hätten wir all' die herzigen Täubchen gekauft und freigelassen, die uns da zum Braten angeboten wurden! In den Töpferhallen aber konnten wir nicht widerstehen, gab es gar zu merkwürdige, noch echt arabische Formen von Schüsseln und Krügen. Namentlich

die grossen thönernen Wasserkrüge von Valencia entzückten uns; sie haben ganz die Form der alt-römischen Amphoren: oben enge Hälse mit zwei Seitenhenkeln, nach der Mitte abwärts breiter werdend, endlich ganz ausgebaucht und nach unten wieder schmal und spitzig auslaufend. Fortwährend begegnet man in Valencia's Strassen den Karren der Wasserverkäufer, niedere zweirädrige Wagen mit 12 Löchern, worin 12 dieser riesigen Amphoren stecken.

Auf dem Wege in die Fonda zurück bemerkten wir, dass die Leute überall stehen blieben, uns nachsahen und über unsere runden Strohhüte lachten. Immer wieder tönte das Wort *Inglesas* an unser Ohr, ja einige Gassenjungen warfen uns Schmutz von der Strasse nach und riefen *Inglesas* dazu. Die Engländerinnen scheinen nicht gern gesehen zu sein in Spanien. Wir beeilten uns deshalb in der Folge immer, uns gleich als *Alemanas* zu erkennen zu geben und das wirkte stets wie ein Zauber, denn so wenig beliebt der Engländer und der Franzose in Spanien sind, so sehr geliebt ist der Deutsche.

In der Vorhalle unserer Fonda wartete schon Moriz. Wir nahmen den einzigen offenen Wagen, den es in ganz Valencia, wo nur die Tartane üblich, gibt, einen Miethwagen, der bei der Fonda de Paris steht, und fuhren in der Stadt umher.

Zuerst nochmals zur Lonja, um auch das Innere zu sehen. Es ist eine einzige kolossale

Halle von edlen Verhältnissen, deren gewölbte Decke schlanke gothische Pfeiler tragen und die mit Steinarabesken ringsum reich verziert ist. Sie macht einen reinen, schönen, grossartigen Eindruck. Neben der Lonja ist ein hoher Glockenthurm, wie alle Thürme Valencia's viereckig bis hoch hinauf, und dann von einer Plattform aus mit einem durchbrochenen spitzen Aufsatz versehen, darin die Glocken hängen. Die Fahrt ging nun durch viele enge Gassen mit sehr hohen Häusern; überall war reges Leben. In den breiteren Strassen sind elegante Läden, in den engen offene Räume, worin man die Handwerker arbeiten sieht. Sehr komisch sahen die Läden aus, wo die Bocksschläuche für den Wein verkauft wurden. Sie lagen alle, dickbauchige gespenstische Thiergestalten übereinander da, und wir begriffen vollkommen Don Quijotes köstliche Wuth, da er sie für Ungeheuer hielt und durchstach.

Wir fuhren zur Kathedrale. Sie steht auf einem schönen, stillen Platze, den Palmengruppen und Blumenanlagen in der Mitte schmücken. Sie besteht eigentlich aus drei Gebäuden verschiedener Style, einer gothischen Hauptkirche, einem herrlichen Glockenthurme und einem seltsamen Rundbau daneben. Das Ganze gibt ein hübsches Gesamtbild. Das Schönste daran ist das mächtig hohe, gothische Portal der Kathedrale, ein Kunstgebilde aus Stein. Das Innere ist zwar imposant und gross, hat aber keinen rechten Styl und keine rechte Wirkung. Am entgegengesetzten Ende des

Domplatzes ist ein schwarzer alter Maurenthurm mit vielen Stockwerken übereinander. Auch ihn umgrünen hübsche Anlagen. Wir fahren weiter, und nun durch das gewaltige Maurenthor, zwei kolossale Thürme fassen es ein, über den Turia hinüber.

Wie schön hatten wir uns diesen Strom gedacht! Es ist aber bloß ein Strombett, kein Tropfen Wasser darin, nur grosse Heerden schwarzer Stiere weiden unten, da, wo ein wenig grünes Gras keimt. Einst muss es anders gewesen sein, denn fünf grossartige steinerne Bogenbrücken, die meisten maurischen Ursprunges, führen hinüber.

Die Stadt Valencia erscheint vom jenseitigen hohen Ufer des Turia sehr malerisch schön; als Vordergrund dienen ihr die hochgeschwungenen Brücken, das finstere Thor mit seinen Thürmen und Zinnen, über ihre alten Mauern ragen prächtige, schlanke, röthliche Thürme, goldige Azulejoskuppeln, hohe Häuser, einzelne Palmen, und viele andere schönbelaubte Bäume hervor. Gleich am Flusse ist der Eingang in den Jardin de la Reina, den uns der Kutscher zu sehen empfahl. Es war wirklich wunderschön darin! Der ganze grosse Garten ist eine wahre Wildniss von blühendem Jasmin und blühenden Rosen, die sich um Mauern und um dunkle Cypressen ranken, von Mirtenhecken, die mit zweiten Blüthen des Herbstes wie mit Schnee bedeckt sind, von Lorbeerwäldchen, Granatengebüsch und Palmengruppen auf Hügeln. Dazwischen gehen hübsche stille Pfade und führen

zu Terrassen, deren Mauern voll seltener Topfgewächse stehen; ich sah hier z. B. eine neue prachtvolle Oxalis mit handgrossen dunkelrosa Blüthen. Hie und da sind reizende Durchsichten; so leuchtet am Ende einer Palmenallee durch das zarte Laubgefieder in blau und goldenem Schimmer die hohe Azulejoskuppel einer nahen Kirche herüber, ein echt orientalisches Bild. Als wir schieden sass vor dem Hause am Eingang die Gärtnerfamilie, freundliche liebe Leute, und so glücklich, einmal mit Fremden spanisch reden zu können, dass sie uns gar nicht fortlassen wollten und uns reich beschenkten mit Rosen und Mirtenzweigen.

Der Kutscher aber wollte uns noch ein wenig in die Huerta und zu einem Aussichtspunkt führen. In der Huerta hatten wir zwar Gelegenheit, den schönen fleissigen Anbau und all' die Bewässerungsgraben zu bewundern, doch auch — recht viel Staub zu schlucken. Es hat ja in Spanien, wie uns Alle versichern, seit drei Jahren nicht ordentlich geregnet! Zwischen den Orangengärten, Maisfeldern und hohen Gebüsch des schöngeschwungenen baumhohen Schilfes, das wir schon in der Provence so viel gesehen, des *Arundo donax*, bemerkten wir seltsamer Weise, in gleicher Menge mit den spanischen Bauernhäusern und mit ihnen abwechselnd, ganz deutsch aussehende Häuser aus Ziegeln mit hohem Giebeldach und Stroh gedeckt, während das spanische Bauernhaus aus blendend weissgetünchten Mauern mit ganz flachem Dache besteht. Nur hier bei Valencia, sonst nirgends in Spanien,

haben wir diese heimischen Hütten gesehen. Wir hörten, die Seidenraupen würden darin gezogen.

Wir bogen nun in eine sehr belebte Fahrstrasse ein, dem Dorfe Burjafot zu. Dort liegt auf einer Anhöhe von dunklem üppigem Pinienwalde umrahmt, ein hohes Schloss mit nur wenigen Fenstern und Altanen, mit zinnengekrönten Thürmen und Terrassen. Es ist ein altes romantisches Maurenschloss. Das Innere zeigt leere Säle, nur hie und da ist noch ein wohlerhaltener Cedernholzplafond übrig geblieben. Das Schönste ist die Aussicht aus den Fenstern und vom flachen Dache zwischen dessen Zinnenkrone hindurch. Man übersieht die ganze meilenweite Huerta (den Garten) von Valencia, eine Ebene, die in der That ein Garten ist, so frisch grün und voll von Bäumen erscheint sie. Dazwischen wie leuchtende Punkte Landhäuser, kleine Dörfer und Städte. Da diese immer von Palmen überragt sind und da man nur gelbe Mauern und Thürme erblickt, aber weder etwas, was wie Dächer noch wie Fenster aussieht, erinnern wieder alle, wie jener Ort in der Provence, an biblische Landschaften. Ringsum begrenzen die Ebene zackige Gebirgsketten, die sich vom crocusfarbenen Abendhimmel im duftigsten Blassviolett abheben und einen Halbkreis bilden, den an einer Seite die lange Linie des tiefblauen Meeres abschneidet und an der andern die dunkle, scharf auf den blauen Himmel gezeichnete Silhouette von Valencia, das mit allen seinen schlanken hohen und massigen niederen Thürmen, allen

seinen dunklen Orangenbäumen und zartgefederten Palmen, breithingestreckt vor uns lag.

Wir gingen mit des Schlosses freundlicher Pförtnerin noch hinab in den verwilderten Garten voll Pinien und Mirten, wo überall die gelb- oder rothblühende *Mirabilis Jalappa* wild wucherte und nebst den weissen filzigen Ranken und hübschen mattgelben Blüthen der wilden Gurke (*Ecbalion elaterium*) die Schutthaufen bedeckte. Bei diesem kleinen Blümchen sieht man, wie die Natur harmonisch malt; was stark gefärbte Blüthen hat, hat auch ein kräftig grünes Blatt und umgekehrt, dies Blümchen hat so abgetönt grünes Laub, dass es fast weiss erscheint, und ebenso abgetönt hellgelb ist die Blüthe, eine lieblich sanfte Harmonie wie beim Edelweiss, wo ja auch Laub und Blüthe gleich gedämpft und überhaucht sind.

Wenn doch die Frauenwelt daran etwas für ihre Kleidung lernen wollte, so dass die Brünetten nur dunkle oder kräftige Farben trügen und die blassen Blondinen nur zarte abgetönte, und dass man Kleidern zarter Farbe auch nur wieder lichten zarten Besatz und helle Spitzen als Aufputz, dunklen nur ähnlich kräftige Farben und schwarze Spitzen als Folie gäbe.

Wir fuhren nun wieder nach Valencia zurück und da Samstag war und viel Landvolk in der Stadt gewesen zu sein schien, begegneten wir ganzen Zügen von Bauernwagen voll lustiger Landleute, und vielen grossen Eilwagen bis auf's Dach voll Menschen gepackt und mit sechs bis

acht Maulthieren bespannt, die voll Troddeln und Schellen hingen; Frauen im blossen Kopfe mit den Smaragdnadeln und Traubenohrringen, und Frauen in der Mantilla, Geistliche, Bauern in den bunten Mantas und mit rothem Netz und nettem schwarzem Sammtkäppi, Soldaten und Kinder, Alles sass bunt durcheinander, lachte und schäkerte. Oft tönte aus dem zeltüberspannten Wagen des Bauern Gesang und Guitarrenton heraus. Wir wurden stets neugierig betrachtet und das wohlbekannte: *Inglesas, Inglesas* tönte oft herüber.

In Valencia war noch Zeit, etwas in den Strassen umher und nach der Gloriette zu fahren. Es ist immer ein so origineller Anblick, solch' eine Strasse auf und ab zu sehen, denn da jedes Fenster ein Balcon ist und über jedem Balcon ein Vorhang langflatternd herabhängt, so sieht man nichts als hängende, wehende, buntgestreifte Tücher, wenn man die Perspective einer engen langen Gasse vor sich hat. Erst spät in der Abendkühle schlägt man die Vorhänge zurück und lehnt sich an das Eisengitter des Balcons, um hinabzusehen. Am Tage sieht man (da man von seitwärts, wo kein Vorhang hängt, stets hineinblicken kann) die Spanierin in dem Halbdunkel der beschatteten Altane sitzen, meist der Strasse den Rücken, der offenen Zimmerthüre das Gesicht zugekehrt, und emsig arbeiten.

Die Gloriette ist eine schöne Anlage mit prächtigen Gruppen von Palmen, Pinien, Araucarien, Pfefferbäumen, Magnolien, Limonien, blü-

hendem Jasmin und blühenden Granaten, kurz allen Zauberformen und Farben südlicher Vegetation. Sie hat breite wohlgepflegte Wege, schöne Springbrunnen, kühle, schattige, heimliche Sitzplätzchen. Sonntags Abends ist Musik und versammelt sich hier ganz Valencia. Wie schade, dass wir das nicht sehen können! Heute war es einsam, nur ein paar liebende Paare sah man auf den versteckten Bänken plaudern und ein paar Greise ihre Hündchen spazieren führen. Die Spanier müssen grosse Hundefreunde sein. Fast in jeder Familie trifft man Hunde. In den Strassen wimmelt es, meist eine graue feingliedrige, kleine, windhundartige Race, alle sehen sehr wohlgepflegt und gehätschelt aus. Die meisten hörten wir mit dem melodischen Namen *Linda* („Sanfte“) rufen.

Es dunkelte und wir eilten in unser Hôtel zur Comida. Eine lange Tafel, zahllose Gerichte, aber nicht so feine Küche wie in Barcelona. Einige Gerichte, grüne Bohnen und Kohl z. B., mussten wir vorübergehen lassen, da sie von Weitem schon nach heissem Oel dufteten. Doch das Meiste war immerhin geniessbar. Wir sassen wieder zwischen lauter Spaniern, wie es schien meist Geschäftsreisenden. Nach Tische ruhten wir, gleich den Andern in den Nachbarhäusern, auf unserem Balcon, jetzt mit zurückgeschlagenem Vorhang, und sahen in das Gewühl der Gasse hinab. Es ist eine enge pittoreske Strasse, in der wir wohnen. Uns gegenüber steht ein prächtiger Palast, der unter dem weit vorspringenden, schöngestrebten

Dache eine offene Säulenhalle als oberstes Stockwerk hat. Ina und ich musicirten und sangen dann noch; draussen aber schien der Mond so herrlich, dass es uns nicht lange im Hause litt. Wir gingen hinab. Eine leere Tartane fuhr vorbei, der Kutscher rief uns freundlich an und wir stiegen ein und sagten ihm, er solle uns spazieren führen — wo immer hin, im Mondenschein! Der gute Mann, er war freundlich, lustig und gesprächig, nahm das sehr ernsthaft und führte uns in ganz Valencia kreuz und quer umher, er wollte gar nicht enden und wurde nicht müde, uns immer wieder etwas Neues zu zeigen. Am Schönsten war es unter den hohen monddurchglitzerten Bäumen der Alameda, der langen breiten Allee am Turia, wo ausser uns noch einige Menschen den Mondschein zu geniessen schienen, denn es rollten noch ein paar schwarze Tartanenkäfige auf und ab. Leider sieht man in diesem Fahrzeug wenig. Die Tartane, die hier allgemein übliche Kutsche, Equipage des Vornehmen, wie Miethwagen, ist ein zweirädriges originelles einspänniges Fuhrwerk, darin man wie in einem Omnibus seitwärts sitzt, auch rückwärts einsteigt. Sie ist ganz überwölbt von einem schwarzen Lederdache, wohl der Hitze wegen, nur vorne und rückwärts ganz offen. Auf diese Weise kann man mit dem Kutscher leicht verkehren und sprechen, in's Freie blicken kann man nur durch die rückwärtige Oeffnung. Wie die Bewohner Valencias noch am meisten den arabischen Typus haben, so erhielt sich auch das arabische Fuhrwerk hier.

Folgenden Tags war wieder ein Sonntag, ein wunderschöner Sonntag, warm und mild und klar, von reinster balsamischer Luft. Der kleine mit Bäumen bepflanzte Platz dicht neben unserer Fonda füllte sich mit Obstverkäuferinnen, es gab da die herrlichsten grünen, rothen und blauen Trauben mit Beeren wie Wallnüsse, und erstaunlich billig. Wir kauften uns Vorrath auf ein paar Tage und sahen uns das morgendliche Treiben von Marktfrauen und Käuferinnen an. Die Bürgerfrauen und Damen Valencia's waren sonntäglich schwarz gekleidet und trugen nicht wie in Barcelona Spitzen-Mantillas, sondern schmale lange von feiner schwarzer Seide.

Nach dem Desayuno zeigte sich der gestrige Kutscher mit dem offenen vierrädrigen Einspanner, diesem Unicum, welches nur für die Fremden da zu sein scheint, und da man in der Tartane zu furchtbar hin und her geschüttelt wird und zu wenig Ausblick hat, nahmen wir ihn zur Fahrt nach Manises.

Moriz hatte keine Lust zu diesem Ausflug, wollte sich lieber Valencia noch mehr ansehen; Ina und ich fuhren also allein. Uns hatte nämlich Regierungsrath Falke in Wien erzählt, dass es im Dorfe Manises noch einen einzigen Töpfer gebe, der Gefässe mit der kupfrig-goldig glänzenden, arabischen Glasur zu machen verstehe, den wollten wir aufsuchen. Schon gestern auf dem Töpfermarkt hatten wir solche Schüsseln gesehen und erfahren, dass alles Töpfergeschirr, was es da auf

dem Markte gab, im Dorfe Manises verfertigt wird. Wir rollten nun, uns unserem spanischen *cochero* mit dem glattrasirten Kinn und dem grossen flachen Hute anvertrauend, auf belebter und deshalb recht staubiger Strasse hinaus in die Huerta.

Es war ein so köstlicher Morgen und Alles an und auf dem Wege interessirte, erfreute uns, wurde mit Neugier betrachtet, mit Wissbegierde aufgenommen! Anfangs ging es zwischen Gärten hin, über deren hohe Mauern Palmen ragten, dann rollten wir an Feldern und Oliven- und Citronenpflanzungen vorbei. Die Strasse war ganz belebt von Eselreitern. Hier reitet ja Alles! In den Strassen Valencia's sieht man ebenso viele Esel wie Menschen. Hier trabte nun einer am andern vorüber. Männer und Frauen im Sonntagsstaat sassen oben, oft zu zweien rittlings hintereinander auf einem Thier. Der Weg führte uns in den paar Stunden durch viele Dörfer, die wir immer schon lange vor uns im Sonnenschein liegen sahen und deren warmgelbe Contour, von einzelnen schlanken dunklen Palmen überragt, sich wunderbar vom tiefblauen Himmel abhob.

In den Dörfern herrschte die grösste Sauberkeit. Wie in Sarria bei Barcelona, so waren auch hier alle Häuser weit offen, ja an der Schattenseite selbst die grossen gelb-roth- oder gelb-blau-gestreiften Vorhänge zurückgeschlagen und das ganze vordere Gemach sichtbar. Es sah wundernet in diesem aus: immer ein grosser Herd mit

einem darüberhängenden Kupferkessel, etwas entfernt ein niederer Tisch und niedere Strohstühle ringsum, an der Wand Krüge, Schüsseln und Teller in allen Farben und Formen aufgestellt und aufgehängt.

Auf den Thürmen läuteten eben alle Glocken, Pöller knallten, in langen Zügen eilten die Frauen der Kirche zu. Sie trugen meist schwarzseidene faltige Röcke, mit vielen bunten Blumen gestickte schwarzseidene Umschlagtücher, auf dem Kopfe die Mantilla. In jedem der Dörfer war vor der Kirche ein freier grosser Platz, der an einer Seite eine Terrasse bildete, über die hinaus man den schönsten Fernblick über das Bäumemeer der Huerta hatte, bis fernhin zur duftig violetten Bergkette.

Das malerischeste dieser Dörfer ist Cuarte, ein grosser Ort mit vielen stattlichen Gebäuden, deren Säulenhallen und Bogengänge hohe Palmen beschatten. Ich konnte nicht widerstehen, den Kutscher halten zu lassen und das schöne Bild zu skizziren.

Als wir so zwei Stunden gefahren waren, ward die Gegend immer einsamer und öder. Links an der Strasse schlichen in einem niederen Wäldchen einige Gensdarmen mit Gewehren umher. Es sah ganz unheimlich aus, wir fragten unseren Kutscher, was das wohl bedeute? »O die suchen Briganten«, antwortete er ganz lakonisch. Uns wurde angst und bange! Er mochte es bemerken und gab uns die beruhigende Versicherung, dass

er uns schon beschützen würde, wenn welche auf uns zukämen, übrigens sei es nur Abends hier gefährlich und am Tage nichts zu befürchten.

Bald lag nun vor uns, oben auf gelben Sandhügeln, ich kann's nicht anders bezeichnen: ein Haufen gelber Mauern über- und nebeneinander geschichtet, man sah nirgends Fenster noch Thore, es war wie todt und verzaubert, nur eine hohe Azulejoskuppel, ganz gedeckt mit den kupfergoldenen glasierten, maurischen Ziegeln, überragte das Gewirr von Mauern.

»Das ist Manises«, sagte der Kutscher.

»Wie werden wir da hineinkommen?« und »das sieht ja ganz unheimlich aus«, sagten wir; da bog der Weg um eine Mauerecke, es zeigte sich ein kleines Thor und durch dieses einfahrend sahen wir uns plötzlich in einer breiten wundernetten Strasse mit hübschen Häusern voll Balcons, über die bunte Vorhänge herabwehten und von denen schöne Frauen freundlich niederschauten. Auch hier war Sonntagsfreude, aber die Kirche schon aus und in den weit offenen Hallen der Häuser sah man die Leute an den niederen Tischen sitzen, plaudernd und mit den Kindern spielend.

Welch' ein Gegensatz! Von Aussen schien es eine Räuber- oder Bettlerhöhle, nach Innen war's ein gemüthliches, nettes, kleines Nest. Fast in jedem Hause wohnte ein Töpfer und hie und da stand sogar über einer Thüre *Fabrica de Azulejos*. Wie nun unseren Töpfer finden, da wir keinen Namen wussten? Wir fragten denn gleich die

ersten besten, ob sie nicht wüssten, welcher Töpfer arabische Schüsseln mache? und mit der uns schon gewohnten ausserordentlichen Freundlichkeit aller Spanier waren wir bald am Ziele. Alle behaupteten, das könne nur Batista Casan sein, beschrieben dem Kutscher Weg und Gasse und nicht lange, so hielt er vor des Dorfes letztem Hause still. Wir traten ein und konnten einen Ausruf des Entzückens kaum unterdrücken, als wir dies Bauern-Interieur sahen. Es war so wunderhübsch und so leuchtend und blinkend von Sauberkeit, wie ich es vordem nur in Holland gesehen. Wir trafen eine junge Frau, die mit zwei kleinen Kindern beschäftigt an der Thür sass und uns freundlich begrüßte, und ein Mädchen von etwa 16 Jahren mit liebem munterem Gesichtchen, kattunenem rothem Kleide und geblütem, seidenem Tüchelchen um die Brust, wie etwa bei uns auch ein Bauernmädchen aussehen würde. Wir sagten ihr, wir wollten Batista Casan sehen. Sie lief den Vater holen, der im Wirthshaus war, und während der Zeit hatten wir Musse, das Interieur des spanischen Töpfers zu betrachten.

Wie in allen Häusern spanischer Dörfer war auch hier der Eingang mit bunten Fayenceplatten (Azulejos) rundherum belegt und drinnen im Hause liefen sie an den Wänden ein paar Fuss hoch rings herum. Zuerst traten wir in die ganz einfache, nur mit einigen Strohstühlchen besetzte Halle. Zur Rechten dieser Halle sah man in das Schlafgemach, auf ein blendend weiss bezogenes Doppel-

bett voll schwellender Kissen, und gleich der Thüre von weissen Vorhängen umgeben. Geradeaus kam man in eine zweite Halle, die nach rechts in eine Art Prunkgemach auslief und dem Eingang gegenüber ein grosses weit offenes Thor in den Hofraum hatte. Da dieser eigentlich nichts Anderes als ein ganz von Weinreben und den zarten Ranken und Träubchen der Boussingaultia überdeckter breiter Laubengang war, so kann man sich denken, wie schön dieser Ausblick bei heller Mittagssonne! Die schiefe scheunenartige Decke des Doppelgemachs, in welchem die junge Frau uns nun Stühle anbot, bestand aus braunen vorspringenden Balken, von denen in regelmässigen Zwischenräumen mit ästhetischem Gefühl geordnet frische Trauben, Melonen und Kürbisse herabhingen, die schönste Decoration, die man sich nur denken kann! An der Wand mit dem Blick in den grünen Hof standen die Strohstühle und der Tisch. Das Gemach, das sich zur Rechten öffnete, enthielt eine Menge niedere Tische, Stühle, kleine Schränke und an der Wand Nischen und Gestelle, Alles angefüllt mit Krügen, Töpfchen und Schüsseln. Und wie war Jegliches sauber geordnet! vor den Nischen waren Spitzenvorhängchen, über die Tische waren buntgestreifte Decken gebreitet. Im Weingang draussen aber war es gar reizend. An der Mauer zur Linken stand eine Steinbank, an der zur Rechten war in der Ecke ein Ziehbrunnen, daneben eine Art erhöhter runder Steintrog, und dann kam der kleine Herd in einer

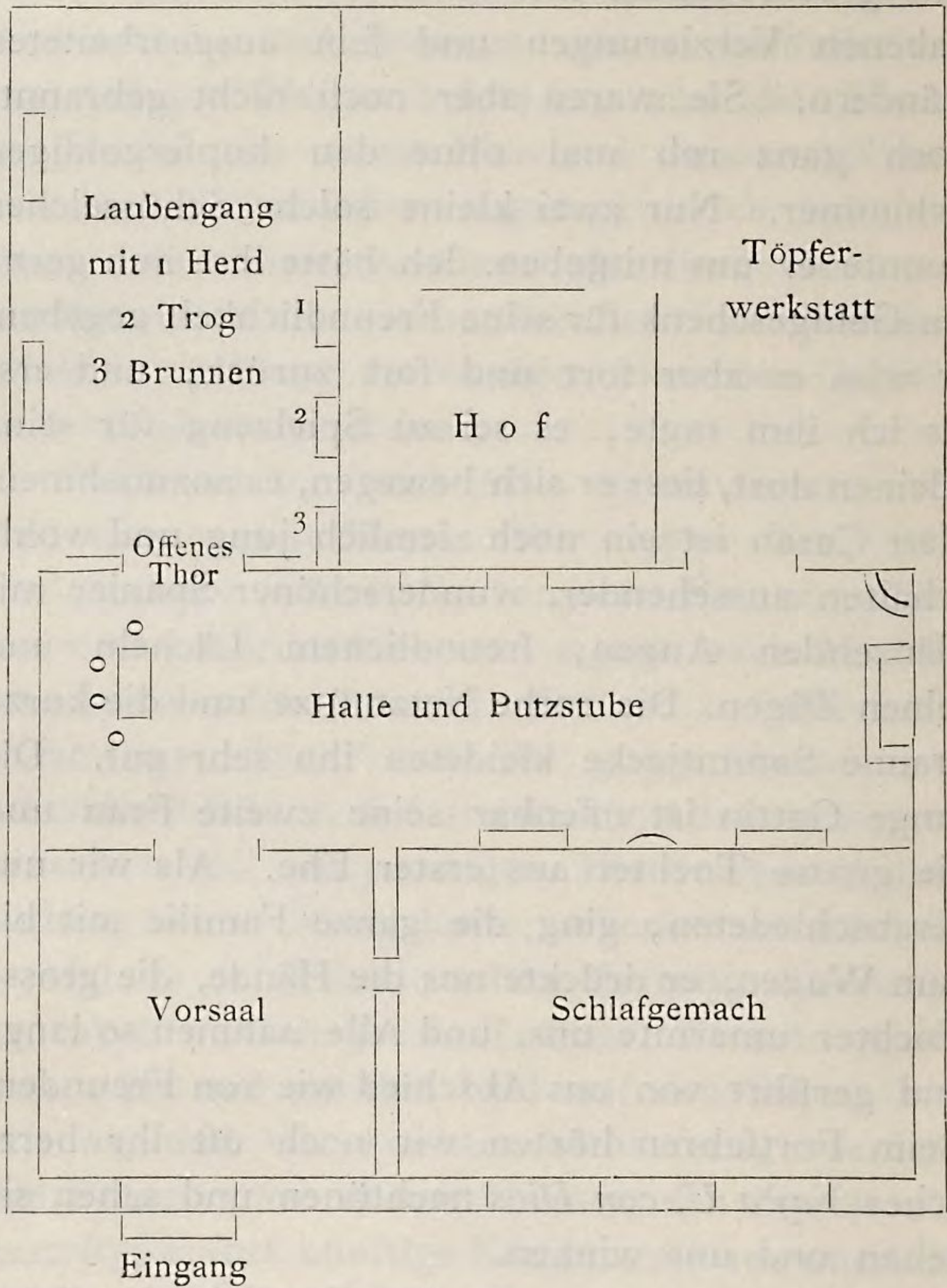
mit bunten Azulejosplatten bekleideten Nische angebracht, und in eben solcher Nische gleich daneben stand auf Gesimsen das Kochgeschirr. Herd, Abwaschtrog und Brunnen waren ebenfalls mit den färbigen Platten bekleidet, und die Nische des Herdes mit einem blendend weissen spitzenbesetzten Vorhängchen zugedeckt. Ich habe nie etwas Hübscheres gesehen, als diese Küche in der Weinlaube, so viel natürlichen Schönheitssinn bei der Anordnung der wenigen einfachen Geräthe noch nirgends gefunden!

Während wir noch Alles bewunderten, kam Herr Casan nach Hause. Wir sagten ihm, dass wir Deutsche wären, in unserer Heimat schon von ihm gehört hätten und eigens nach Manises gekommen wären, um die Gefässe zu sehen, die er fabricire. Die Freude des guten Mannes war unbeschreiblich; er lief umher, um Alles zusammen zu suchen und uns zu zeigen. Die wenigen Schüsseln, die er fertig hatte, schenkte er uns allsogleich in der Freude seines Herzens. Am seligsten aber war die grosse Tochter; sie sah immer ganz stolz und gerührt bald auf den Papa, bald auf uns, und wir konnten nicht fertig werden, ihre Fragen über unsere Heimat, den Zweck unserer Reise, ihre künftige Königin, die aus unserem Lande komme, und Anderes mehr, zu beantworten. Auch sie hätte uns gleich all' die hübschen weiss und blauen Fayenceschüsseln an den Wänden rings geschenkt, wenn wir sie hätten mitnehmen können.

Von den berühmten arabischen Schüsseln hatte Señor Casan leider wenig vorräthig. Er zeigte uns grosse Stücke mit schönen, eiförmigen, erhabenen Verzierungen und fein ausgearbeiteten Rändern. Sie waren aber noch nicht gebrannt, noch ganz roh und ohne den kupfergoldigen Schimmer. Nur zwei kleine solche Schlüsselchen konnte er uns mitgeben. Ich hätte ihm nun gerne ein Geldgeschenk für seine Freundlichkeit gegeben, er wies es aber fort und fort zurück, und erst als ich ihm sagte, es sei zu Spielzeug für seine Kleinen dort, liess er sich bewegen, es anzunehmen. Herr Casan ist ein noch ziemlich jung und wohl-erhalten aussehender, wunderschöner Spanier mit glänzenden Augen, freundlichem Lächeln und feinen Zügen. Die rothe Netzmütze und die kurze braune Sammtjacke kleideten ihn sehr gut. Die junge Gattin ist offenbar seine zweite Frau und die grosse Tochter aus erster Ehe. Als wir uns verabschiedeten, ging die ganze Familie mit bis zum Wagen, er drückte uns die Hände, die grosse Tochter umarmte uns, und Alle nahmen so lange und gerührt von uns Abschied wie von Freunden. Beim Fortfahren hörten wir noch oft ihr herzliches *Vaya U. con Dios* nachtönen und sahen sie stehen und uns winken.

Ganz erwärmt von der Herzlichkeit dieser guten Menschen fuhren Ina und ich nun »*muy de prisa*« nach Valencia zurück, erfreut, noch einmal durch Cuarte und all' die sauberen Dörfer zu kommen. Wir sahen ebenso wie am Morgen

in die offenen Häuser hinein. Die Leute, die damals in die Kirche gegangen waren, sassen



Strasse ➡

Wie uns später Regierungsrath v. Falke sagte, ist das Haus des Casan in seinem Grundriss ganz ähnlich dem eines antik römischen Bauernhauses, ich gebe desshalb hier eine Skizze davon.

jetzt in der Halle und assen von den hübschen bunten Tellern und tranken aus den anmuthigen weissen Thonkrüglein, die uns auf dem Töpfermarkt so entzückt hatten. Wir sahen nun deutlich, dass alle Herde, alle Thür- und Fensterrahmen, alle Schwellen, die man überschreitet, aus weissen buntgemusterten Azulejosplatten zusammengesetzt sind, was den Häusern ein höchst appetitliches und farbiges Ansehen gibt.

Die Landstrasse war wieder belebt von Bauernwagen und Eselreitern. Alles war in fröhlicher Sonntagsstimmung, und die jungen Mädchen in hellgelben und hochrothen Röcken mit schwarzer Borde unten, und Foulardtüchern um die Brust geschlungen, im Haare die goldenen Perlennadeln, sahen wundernetzt aus. Als wir uns Valencia näherten, gewährte es im goldnen Sonnenscheine mit seinen vielen schlanken rothen, an der weissen Spitze ganz durchbrochenen Thürmen, mit seinen Mauern, Zinnen, Palmen und in allen Farben glitzernden Kuppeln, wieder wie gestern einen feenhaft schönen vollständig orientalischen Anblick. Moriz harrete unserer an der Thüre der Fonda, und wir machten nun mit ihm gleich noch einen Gang durch die belebten Strassen.

Vorerst sahen wir uns noch einmal den Platz des Domes an. Er ist ebenso freundlich als malerisch. Einmal der liebliche Garten in seiner Mitte mit Granatbüschen und Palmen, Jasmin und Orangen; dann nebeneinander das gothische

Riesenthor des Doms mit der schönen Rose darüber, weiter links die andere seltsame röthliche Kirche mit der grossen, braun, gold und blau schimmernden Azulejoskuppel, dann der Glockenthurm, und am anderen Ende des Platzes der düstere Maurenthurm. Dieser war jetzt das Ziel unserer Wanderung. Er enthält einen grandiosen Saal, Audiencia genannt (wohl ein Gerichtssaal), darinnen eines der grössten Kunstwerke, die wir in Spanien gesehen. Es ist eine braune Holzdecke, die auf einer ringsum laufenden Gallerie ruht. Die Gallerie ruht auf hölzernen Trägern, die über der Tapete und den hohen alten Portraitbildern spanischer Granden angebracht sind. Die Träger sind von der wunderbarsten Holzschnitzerei. Ein jeder hat anderes Laubwerk, andere Köpfe. Die Gallerie, die sie über sich haben, besteht aus den schlanksten Säulchen, abwechselnd ein einfaches und ein doppeltes, alle freistehend, wundervolle Bogen tragend, über denen wieder einzelne Pfeiler aufstreben, auf deren prächtigen Capitälen die Gesimse ruhen, die die Decke stützen. Diese besteht aus lauter sich kreuzenden und durchschneidenden Vierecken (Cassetten) mit Vertiefungen. Wo sie sich kreuzen hängen lange Zapfen herab. Dies Alles ist nun bedeckt mit einer Holzschnitzerei von solcher Mannigfaltigkeit der Motive und solcher Feinheit der Ausführung, wie in ganz Nürnberg nicht Aehnliches existirt. Es muss diese Kunst in Spanien in ihrer höchsten Blüthe gewesen sein!

Wir geriethen über die Schönheit, wie über die Harmonie und Ruhe in der Schönheit dieser Decke ganz in Ekstase. Wir übersahen fast die Portraits aller spanischen Könige, die man uns nachher zeigte, und die ähnlich reichen aber vergoldeten Plafonds der unteren Säle schienen uns auch lange nicht so schön, wie jener nussbraune mit seiner herrlichen Säulengallerie in dem hohen hehren Audienciasaale.

Wir kehrten in's Hôtel zurück, nahmen an einem runden Tischchen des freundlichen Speisesaales ein spätes Almuerzo ein und sahen dann zum letzten Male von unserem Balcon auf das Gewühl der Strasse hinab. Die Menge strömte eben hinaus zur Musik in die Glorietta. Die schönen Frauen waren wie am Morgen im schwarzseidenen Sonntagskleide, mit der schwarzseidenen, am Hinterkopf leicht angehefteten Echarpe. Am Rand derselben ist oft ein Spitzenschleier angenäht, der aber nur meist graziös über die Haare zurückgeschlagen ist und selten das Gesicht verhüllt.

Wir mussten leider die entgegengesetzte Richtung der Glorietta einschlagen und zum Bahnhof fahren. Ach wie gerne wären wir noch in Valencia geblieben! Den ersten Tag kam es uns düster, eng und staubig vor. Jetzt fanden wir es so schön, so belebt, so mannigfaltig durch die bunten Läden, wo all' die Handwerker fast auf der Strasse sitzen und hämmern, schneiden und schustern, durch die vielen malerischen Trachten und die originellen Häuser, Balcons und ein-

spännigen schwarzverhüllten Tartanen, dass uns das Scheiden schwer ward.

Wehmüthig stiegen wir in den Waggon. Die Sonne neigte sich eben zum Untergehen und ganz purpurn erglühte der Steinkoloss der Plaza de Toros.

Wir durchflogen die Huerta und kamen an paradiesischen Gärten voll himmelhoher Palmen, an hübschen Landgütern und sauberen Häusern vorbei. Die Sonne ging einzig schön unter. Der Abendhimmel war roth und golden und blieb noch lange leuchtend hell, selbst als es dämmrig wurde. Die fernen Sierren hatten ein so prächtiges Indigoblau, wie ich's in anderen Ländern auch noch niemals gesehen. Die Mondesscheibe und dicht dabei der strahlende Jupiter schwammen im Aetherblau, Alles blieb licht! es wurde heute nicht Nacht. Die Orte Silla und Carcagente zogen an uns vorüber. Beider Umrisse zeichneten sich scharf und klar auf dem Abendhimmel ab. Silla hat auch Azulejoskuppeln, hohe Kirchen, schlanke Thürme und graziös von ihren Blättern umhangene Palmen wie Valencia; es gäbe eine prächtige Zeichnung. Carcagente ist sogar ganz gebettet in einen lichten Palmenwald und sah magisch aus im Mondenscheine, der uns beim Halten an der Station die einsamen Strassen sehen liess, wo hohe Häuser finstere Schatten warfen und einzelne Lichtchen in den Fenstern aufblitzten. Noch schöner sah Jativa aus, denn es wird von

einem schroffen Felsen mit alter Burg höchst malerisch überragt.

Von dem, was nun folgte, weiss ich nichts, der Schlaf überwältigte mich, und als ich wieder erwachte, beschien der Mond eine grosse weite gelbe Einöde, in der nirgends ein Hälmchen, geschweige ein Baum oder eine menschliche Wohnung zu sehen war. Wir befanden uns in der Mancha, einer Hochebene, wohl 2000 Fuss über dem Meere. Es war sehr kühl da oben und schaurig einsam. Um Mitternacht hielt der Zug in la Encina, und es hiess, wir müssten hier vier Stunden auf den Madrider Train warten, eine schreckliche Aussicht für uns, die wir aus dem besten Schläfe gerüttelt und in die Kälte hinaus gesetzt wurden.

Wir wankten in der Oede von gelben todten Hügeln und Flächen umher, ein Restaurations-local suchend. Man zeigte uns eine Art von Scheune, darin zwei gedeckte Tafeln standen und übelriechende Petroleumlampen brannten. Schläfrig setzten wir uns an das Ende einer solchen Tafel, konnten uns aber nicht entschliessen, so mitten in der Nacht etwas zu geniessen, obwohl die Küche neben der Scheune und der schneeweisse Koch darin sehr sauber und einladend aussahen.

Neben uns nahmen von den Passagieren drei Spanier Platz, die alsbald ein Gespräch mit uns anfangen und mit denen wir so angenehm plauderten, dass wir wieder ganz munter wurden und sogar unter ihrem Schutze wagten, hinaus zu

gehen, um den herrlichen Sternenhimmel zu bewundern. Draussen sah es nämlich recht unheimlich aus, gerade als laure hinter jedem Stein und Pfahl ein Räuber. Doch kein Abenteuer unterbrach die Stille der Nacht auf dieser einsamen Höhe. Der eine unserer liebenswürdigen Gefährten war wieder, wie fast alle Spanier, ein wunderschöner Mann mit dunkelleuchtenden Augen, feinem blassen Gesicht und schwarzgelocktem Haare. Malerisch hüllte er sich in seine schwarze Cappa, auf den Locken sass der runde Sammt-hut, und an der Brust, wie an seinen feinen schöngeformten Händen funkelten Nadel und Ringe von prächtigen Diamanten. Er kam uns ein bischen vor wie der romantische Fra Diavolo, uns nannte er sich freilich nicht so, sondern Señor Granados, und erzählte, er habe ein Gut in Elda, ganz nahe bei Alicante. So vergingen die vier Stunden wie im Fluge, es kam der Zug von Madrid, man liess uns in ein Coupé allein einsteigen und wir konnten nun ungestört schlummern bis Morgens um 7 Uhr, wo wir in Alicante ankamen.

Alicante und Elche.

Der Omnibus des Hôtel Bossio erwartete uns und im Galopp ging es eine lange, entsetzlich staubige Strasse hinab, in die Stadt hinein, wo wir alsbald in enger Gasse vor einem grossen grauen Hause hielten. Die Sonne war kaum aufgegangen und ganz Alicante lag noch im Schlummer. So erschien uns Alles todt, fahl, hässlich, staubig, nüchtern. Aber so war es uns ja Anfangs auch in Valencia vorgekommen und nachher fanden wir es dort so entzückend; wir hofften also, es werde auch hier der erste Eindruck nicht massgebend sein. Und so war's.

Im Hôtel schien ebenfalls noch Alles zu schlafen, Herr Bossio allein, etwas sehr ungekämmt aussehend und in Pantoffeln, empfing uns und öffnete uns die Zimmer. Da waren wir gleich beruhigt, denn wunderbar wohnlich und reinlich blickten sie uns mit ihren altmodischen urbehaglichen Möbeln und Canapé's entgegen. Im Alcoven standen schneeig weisse Betten, die Ueberzüge mit alterthümlichen Spitzen besetzt; bei den geräumigen Waschtischen standen Krüge mit kaltem und mit warmem Wasser, vier damastene frische Handtücher für jede Person hingen auf den Gestellen (und hingen immer wieder frisch da, wenn

wir heimkamen), kurz es wurde bei Herrn Bossio ein wahrer Luxus mit der Nettigkeit getrieben!

Unser Zimmer hatte grosse Balcons, und als wir hinaustraten, sahen wir unter uns die grünen Bäume der Alameda und einen schönen monumentalen Brunnen, an welchem eben eine ganze Mägdeversammlung plaudernd umherstand, um Wasser in ihre Amphoren rinnen zu lassen. Die Amphoren lagen in Reihen schief aneinandergelehnt rings um des steinernen Beckens Rand herum, wie eine Einfassung, die zum Styl gehörig. Hinter der Allee sahen wir kleine, blendend weisse Häuser mit grossen Balconthüren und mit Terrassen statt Dächern, deren jede eine einzige grosse Weinlaube war. Von Dach zu Dach zogen sich die Reben, ein bezaubernder Anblick, diese Gärten hoch in der Luft!

Hinter den Häusern steigt ein ungeheurer, ganz gelber, zackiger Fels empor, aus welchem hoch oben die Mauern und Thürme der unbezwinglichen Feste Alicante herauswachsen, ja als kleine Eckpavillons völlig überhangen über die gelben Abgründe. Von Vegetation ist keine Spur auf diesem Fels zu sehen.

Vom ersehnten Meere sahen wir leider vom Hôtel aus gar nichts! Nachdem wir noch ein wenig geruht und uns zurecht gemacht, schellten wir nach dem Desayuno. Wieder erschien Herr Bossio selbst, diesmal auch schon fein gekleidet, und wie wir nun sahen, ein hübscher, junger, überaus höflicher Wirth. Er setzte uns in kleinen chine-

sischen Porcellantässchen mit Deckelchen darauf die köstliche Chocolate hin und fragte nach unseren weiteren Befehlen. Moriz überlegte nun die Tageseintheilung mit ihm und es ward beschlossen, sogleich nach der Palmenstadt Elche zu fahren, die Prof. Willkomm in seinem Buche so entzückend schildert.

Ein kleiner Omnibus mit drei Pferden bespannt fuhr vor und fort ging es durch ein paar breite staubige Strassen Alicante's hinaus in's Freie. Zuerst fuhren wir ebenaus, gerade in die goldgelben Berge hinein, dann bog plötzlich die Strasse nach links ab, und im rasendsten Galopp ging es den ersten Hügel hinauf. Ina und ich schrieen und klammerten uns fest an, wir dachten, die Pferde gingen durch, aber wir mussten uns daran gewöhnen, denn so ging es jedesmal beim Bergauf-fahren; jeder Hügel wurde im Carrière genommen, und es gab einen Hügel nach dem andern. Welche merkwürdige Landschaft! So weit das Auge reichte, nichts als alle Schattirungen von hellem und dunklem Ocker, und dicht daran die tiefblaue Weite des Meeres. Aus der gelben Sandebene erhoben sich eine Menge Anhöhen, bald wie Kegel, bald wie Pyramiden geformt, ganz im Hintergrunde als höchster der Festungsberg von Alicante, und an seinem Fusse ein kleines graues Klümpchen: die Stadt Alicante! und hinter alledem wieder das dunkle Meer und jenseits der Bucht eine Bergkette, die nur ein rosiger Nebel zu sein schien, so licht, so zart, so ganz nur Farbe war sie auf

dem blassen Himmelsgrunde. Hie und da krönten die Hügel niedere Pinien, und in den Schluchten, die sie bildeten, wucherten ab und zu ein paar Oelbäume, sonst war nirgends eine Spur von Vegetation zu sehen. Ganz so, wie es hier aussah, denkt man sich's wohl im heissen Afrika, aber dass es schon auf europäischem Boden solche Gegenden gäbe, hätte ich nie gedacht. Ich strebte nun, durch die Oeffnung unseres tartanenartigen Gefährtes nach vorwärts zu blicken, ganz ungeduldig, die Erste zu sein, die den Palmenwald von Elche sehen würde. Aber immer kam wieder nur ein neuer gelber, im Sturm zu nehmender Sandberg. Einmal fuhren wir lange zwischen zwei hellgelben Felswänden, wie in einem Engpass hoch hinauf, doch oben war wieder nichts zu sehen, als neue Hügel, neue Felsen, neue Einöde, Alles kahl, baumleer und menschenleer, wie die Wüste. Nach zwei Stunden endlich zeigten sich zu den Seiten der nun ebeneren Strasse Pflanzungen von Oelbäumen und fruchtbeladenen Granaten. Darauf erschienen einzelne blendendweisse Bauernhäuser, einzelne Palmen, gepflegte Gärtchen daneben. Die ganz viereckigen Gehöfte mit flacher Terrasse oben zeigten immer unten die grosse, offene, saubere Halle, oft ein Dach von Weinlaub davor, und immer sahen wir in der Halle viele Frauen und Kinder sitzen und fleissig nähen, Gemüse putzen, Getreide sieben oder Wäsche bügeln, oder wir sahen die ganze Familie, ein entzückend Genrebild, gemüthlich beim Almuerzo sitzen und

essen und Hund und Esel auch ihren Theil davon bekommen. Diese allerliebsten Gehöfte mehrten sich nun zusehends und die Palmengruppen wurden immer häufiger. Voll Ungeduld sahen wir den letzten Hügel endlich vor uns und als wir oben waren — ein Ausruf des Staunens — denn vor uns lag ein langgestreckter dunkler Palmenwald, von besonders hohen schlanken Stämmen und geneigten Kronen einzeln überragt, und nichts sah aus dem Wald hervor als ein alter maurischer Thurm und eine hohe Kuppel, die von goldenen Ziegeln glitzerte und funkelte.

Dies ist Elche! Hinter dem Walde sahen wir ein so hohes, schön gezacktes Gebirge, dass wir's für eine Alpenkette gehalten hätten, wäre es nicht so duftig bläulich-rosa gewesen. Es sind dies die Berge von Murcia, das da drüben liegt.

Ich hatte mir einen Palmenwald immer ganz hellgrün gedacht. Von der Ferne aber sieht er so dunkel aus wie der düsterste Tannenhain.

Wir fuhren nun gerade auf die mächtige Kuppel los. Es war Mittag geworden und glühend heiss. All' die gelben Hügel am Wege und die Steinhaufen warfen indigoblaue Schlagschatten, und die Bergkette, die nun auch zu unserer Rechten am Rande der Ebene sich hinzog, hatte bei violetter Färbung so schön hellblaue, der Himmelsfarbe ganz gleiche, duftige Schatten, dass es manchmal schien, als habe der Berg Löcher, als sähe man den Himmel durch.

Bald wölbten sich die Palmen über uns! durch eine Allee gigantischer Stämme fuhren wir dem Thor von Elche zu und hinein in die saubere freundliche Stadt. In breiter Gasse öffnete sich hier eine Art Scheunenthor und der Wagen rollte in den Hof des Señor Taddeo, des Gastwirthes von Elche.

Wir wollten uns ein Almuerzo bestellen und sahen uns in Gastzimmer und Küche um. Es sah nirgends einladend aus. Das Zimmer war klein, der Tisch voll schmutzigen Geräthes und voll Fliegen, die Küche aber war durchaus schwarz, der grosse Herd mit Rost und Bratspiess, der grosse Kamin darüber, Alles kohlenschwarz. Eine alte, nicht sehr saubere Köchin trat herfür und redete uns an mit *Good bye*, wir erwiederten, wir wären keine Ingleses, da probirte sie es mit: *Comment vous portez vous*; als wir ihr lachend sagten, dass wir leider auch keine Franzosen wären, zog sie betrübt die Segel ihres aufgeschnappten Fremdwörterschatzes ein und fragte auf spanisch, was wir essen wollten. Wir überliessen es ihrer Wahl, denn wir dachten, viel Gutes würde wohl hier nicht herauskommen, und gingen uns Elche ansehen und den Domthurm besteigen.

Der Ort Elche ist nun noch ganz arabisch. Lauter kleine weisse Häuschen stehen in den Strassen mit vergitterten Balcons und flachen Dächern. Ueber alle winken Palmen herüber. Auf dem Hauptplatz ist ein grosser schöner Brunnen und eine vierfache reizende Allee von *Solanum*

verbascifolium, dunkellaubigen Bäumen, die eben bedeckt waren mit der glockigen Lilablüthe und von Weitem aussahen wie blühender Flieder. Ueberall begegneten uns junge Mädchen und ganze Gruppen standen um den Brunnen her und blickten neugierig mit den grossen schwarzen Sternenaugen die Fremden an. Sie waren ohne Ausnahme zaubrisch schön; sie hatten ganz den spanisch-arabischen Typus, bräunliche Hautfarbe und kleine feine Hände und Füsse. Sie trugen die lange zweihenkelige Amphora (in Spanien aber Cantaro genannt) im Arm und holten Wasser. Nahe dem Platz ist der schöne Dom, dessen Thurm und maurische Plattform mit Zinnen ringsum wir erstiegen. Da oben war die Aussicht über alle Beschreibung schön! Aus der Vogelperspective sah man hinab auf das blendend weisse, weithin sich dehnende Elche mit seinen vielen kleinen, reinlichen Häusern, den Höfen voll Orangenbäumen, dem nie fehlenden Stiertheater, einem düsteren ruinenhaften Maurenschlosse inmitten eines blühenden Gartens, dem Platze mit den dunklen Solanums, und der gewaltig grossen Kuppel des Doms, die wir gerade neben uns hatten und die in Reihen mit dunkelblau und goldig glasirten Azulejos gedeckt ist.

Rings um die Stadt, die gross und reich aussieht, breitet sich der Palmenwald aus, der aus 80.000 Stämmen besteht und einen ganz eigenen, zugleich frischen und dunklen Anblick gewährt. Gegen Osten dehnt sich die weite Ebene hin,

darin die dunklen Palmenhaine in lichtere Oelwälder übergehen und zuletzt die gelben Hügel, aus denen wir hierhergefahren, in Wellenlinien ausklingen. Gegen Süden zieht sich der Palmenwald mit Oliven und Granaten vermischt bis an's Meer, das sich dunkelblau und einsamgross in afrikanische Ferne verliert. Nach Westen zu sieht man die Windungen des Flussbettes im gelben Sandmeer der Ebene und einzelne Palmengruppen daran, den Hintergrund dieser weiten goldigen Fläche aber bilden die Sierren von Murcia, die uns schon früher durch ihre warmen weichen Tinten und Umrisse entzückten und an deren Abhängen viele weisse Dörfer herausleuchten. Sie ziehen sich im weiten Bogen nach Norden hinüber und bilden auch da den Abschluss der Palmenebene und der gelben Sandhügel. Nach Osten hin verschwimmt die Bergkette mit dem Himmel in einen rosenfarbenen Hauch und Duft. Es ist ein unsagbar schönes und dabei so fremdartiges Landschaftsbild, Alles ist so eigen, so ganz anders als das bisher Gesehene, Alles ein magisches Farbenspiel.

Die Mittagshitze, die uns noch nie so fühlbar war wie heute, trieb uns in's Gasthaus zurück. Das Essen wartete, wir traten zögernd in das kleine, ganz dunkel gemachte Speisezimmer. Aber welche Ueberraschung, als die Wirthin den Fensterladen öffnete, damit es wieder Licht werde. Der Tisch war neu gedeckt mit den saubersten buntgestreiften Linnen, und mit dem schönsten Por-

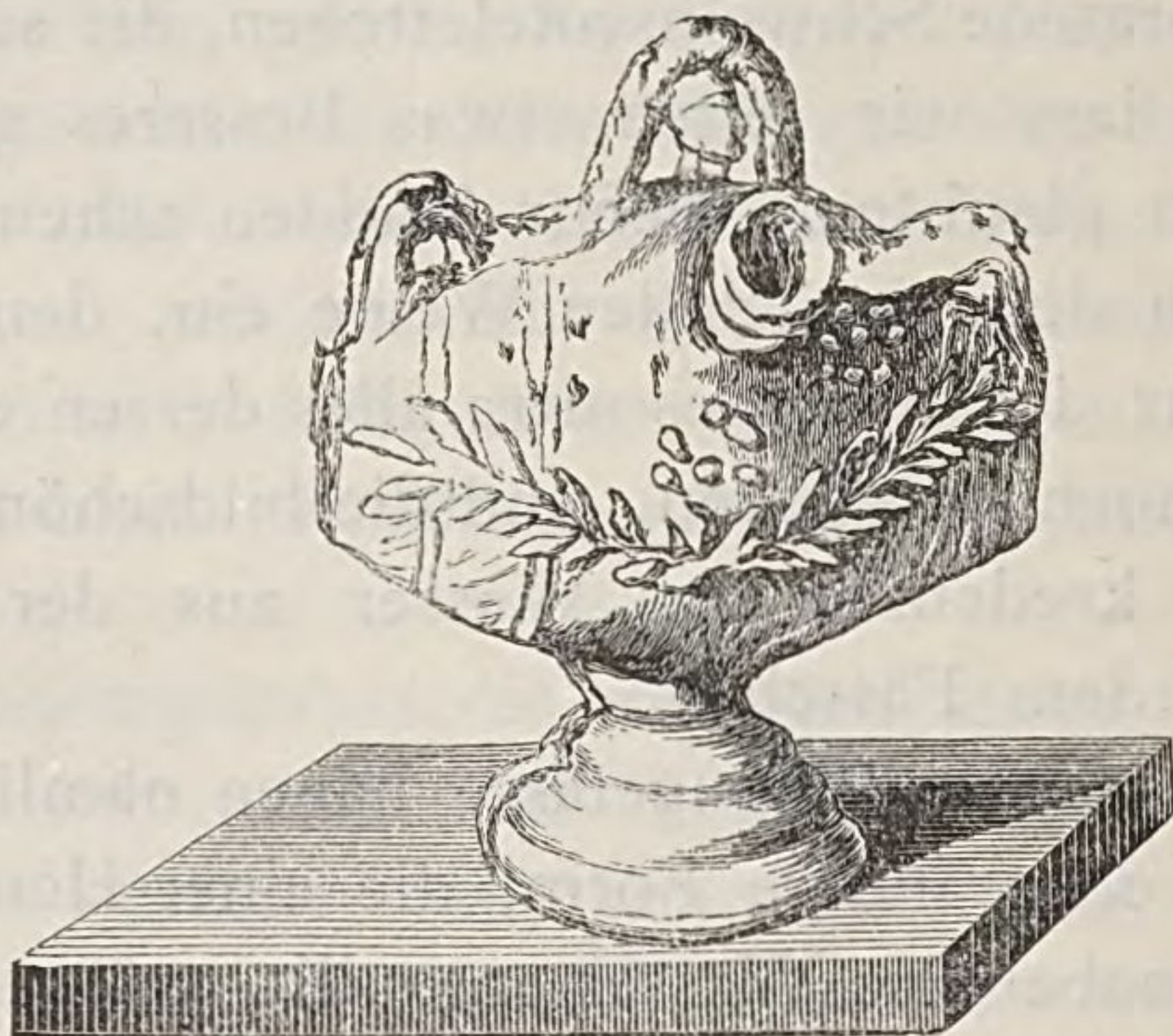
cellan und krystallhellen Gläsern besetzt. In geschliffenen Flaschen standen dunkler und lichter Wein des Landes auf dem Tische und in den so originellen weissen Thongefässen, die wir schon in Valencia und bei Casan gesehen, köstlich frisches Wasser. Die beiden allerliebsten Töchterchen der Wirthin hatten bereits alle Fliegen hinausgejagt, standen aber wie kleine Sklavinnen mit grossen Wedeln hinter unseren Stühlen und sorgten fortwährend dafür, dass keine solche sich dem Tische mehr nähern konnte. Wirth und Wirthin bedienten uns und brachten nacheinander die gewohnte Kräuter-Omelette, hier mit Kartoffeln gefüllt, eine höchst wohlschmeckende Zusammenstellung, und dann trefflichen Schinken und ganz kleine, zarte, schneeweisse, auf dem Rost gebratene Schweinscotelettchen, die so delicat waren, dass wir selten etwas Besseres gegessen zu haben glaubten. Señor Taddeo schenkte uns dazu von dem funkelnden Weine ein, den wieder Moriz für das non plus ultra alles dessen erklärte, was er noch getrunken, und die bildschöne junge Wirthin kredenzte uns Wasser aus der Henne und aus dem Fässchen.

Die weissen Thongefässe haben nämlich stets die eine oder andere Form, die einer Henne, wo dem Schnabel das Wasser entquillt, während man es beim Schwanze einlässt, und die eines Fasses mit auch zwei Oeffnungen. Sie sind immer mit Perlenschnüren und Gewinden in Relief geziert. Man nennt sie *Pato* und *Cachao por agua* und

es sieht allerliebste aus, wenn daraus eingeschenkt wird. Dabei unterhielten sich die guten Leute fortwährend mit uns. Wir mussten tausend Fragen



beantworten, nach unserem Vaterlande, nach der künftigen Königin, wie es uns in Spanien gefalle und so mehr. Dass es uns bei ihnen schmeckte,



dass wir spanisch sprachen, dass wir mit ihren Kindern scherzten, das freute sie Alles so sehr. Unser Plaudern und Lachen lockte auch die alte

Köchin wieder herein, die nun nach jedem Gerichte kam, sich mit freudigem Gesichte ihr Lob der guten Speisen holte und auch alles Mögliche von dem fernen Alemana und Austria wissen wollte. Zuletzt, als sie ging, fiel ihr plötzlich ein, dass sie auch einmal ein deutsches Wort erhascht hatte und sie drehte sich noch in der Thüre um und radebrechte: »Auf Wiedersehen!« Wir fragten nach den Namen der Kinder. Sie hiessen *Isabellita* und *Encarnacion*. Sie haben Alle seltsame Namen diese Spanierinnen, aber sie klingen so schön. Fast immer erhalten sie einen der Beinamen der Jungfrau Maria und werden damit gerufen. So heissen sie *Candeleria* (Lichtmess), *Natividad* (Geburt), *Concepcion* (Empfängniss), *Anunciacion* (Verkündigung), *Pilar*, *Soledad*, *Consuelo*, *Dolores**) u. s. w. Die kleine *Encarnacion* unserer Wirthin war allerliebste; sie trug uns zum Dessert köstliche Trauben, Feigen und frische Dattelchen von den nahen Palmen auf, und da Alles auf weiss und blauen oder arabisch glasirten Thonschüsseln angerichtet war, konnte man sich kein hübscheres Stillleben denken als unseren Mittagstisch in Elche. Wir blickten dann mit ganz anderem Gefühle in die schwarze Küche hinein und sahen jetzt erst, dass zwar die Wände angeraucht, aber die Gefässe alle blinkend rein gescheuert waren.

Man führte uns nun in den Palmenwald, d. h. in die Palmengärten, den es sind meist

*) Eine ernste Matrone in Barcelona hiess Dolores (Schmerzen) und ihre schöne Tochter Consuelo (Trost).

eingefriedete Pflanzungen, wo sie sorgsam gehegt und gepflegt werden. Die jungen Bäume haben dicke schuppige Stämme, je höher und älter sie werden, um so schlanker wird der Stamm, um so enger und feiner die Schuppenringe. Am Eingang zu den grossen Waldungen des Herzogs Toreano steht ein trauliches weisses Häuschen im Palmen-schatten. Von da gehen viele Wege in den Wald hinein, der kühl und dämmrig und doch nicht dunkel ist, und aus dessen Dickicht so hohe schlanke Schäfte aufschliessen, dass ihre herrlichen, wallenden, sanftgebogenen Blätterkronen ein wunderbares goldenes Gitterwerk auf dem blauen Himmelsgrunde bilden; denn so von unten auf sind die sonnebeleuchteten Wedel hellgelb, und nur von Weitem scheint der Wald so dunkel. Hie und da hängen dicke Büschel dottergelber, mitunter auch schon rothbräunlicher Datteln an jener Verdickung des Stammes, aus welchem die Krone spriesst. Es war märchenhaft schön da drinnen unter den Palmen. Der Boden war bedeckt mit Granatengebüsch voll Purpurfrüchte, in den Gräben wuchsen Gras und Blumen, am häufigsten die zarten ericaartigen *Asparagus silvestris*. Die Palmen stehen nämlich alle an Bewässerungsgräben, denn nach dem Sprichwort muss die Palme den Fuss im Wasser und den Kopf im Feuer haben, um zu gedeihen.

Ich setzte mich in einen solchen Graben und zog mein Zeichenbuch heraus. Moriz und Ina gingen mit dem Führer tiefer in den Wald hinein.

Ich wurde fast ängstlich, als sie so lange nicht kamen, denn um mich her war eine so lautlose, schweigende Einsamkeit und eine solche Grösse und Erhabenheit des Anblickes, dass mich Furcht und Zagen überfielen. Hie und da ging ein einzelner Arbeiter vorbei, mir fielen alle Geschichten von spanischen Räubern ein, die ich je gelesen, aber Jeder sah so harmlos gutmüthig und ordentlich aus und sagte so freundlich sein: *buenas tardes*, dass es thöricht schien, ihm Böses zuzumuthen. Endlich kehrten die Anderen wieder und erzählten Wunderdinge von dem Walde, den sie gesehen, von der Menge und Höhe der Palmen darin. Wir durften uns noch zum Abschied so viel Palmenzweige pflücken und mitnehmen, als wir Lust hatten, und siegreich beladen mit den langen Blätterfahnen, kehrten wir zu Taddeo zurück.

Die gute Wirthin sah uns erhitzt, und da sie eben das runde, schön verzierte Kupfergefäss aus dem Ziehbrunnen heraufgewunden hatte, brachte sie es mir und Ina und liess uns Beide, es mit den Händen an unseren Mund haltend, in langen Zügen trinken. Sie schien die biblische Rebekka zu sein! Wir sassen, während man den Wagen zurecht machte, in der grossen Halle. Neben uns war ein Tisch, um den Bauern und Soldaten sassen. Der eine Soldat fiel uns auf durch seine wunderbare Schönheit, seine melancholischen blauen Augen, tief und dunkel wie das Meer, seine feinen blassen und doch wieder kräftig männlichen Gesichtszüge. Wir sahen oft hinüber

und redeten ihn endlich an. Er schien ganz geschmeichelt, fing ein Gespräch an, sagte uns die feinsten Artigkeiten, kurz benahm sich wie ein Cavalier. Die Bauern mischten sich auch in's Gespräch, waren auch alle von ausgesuchter Höflichkeit, und wir unterhielten uns so gut, dass uns der Wagen viel zu früh vorfuhr. Der Soldat, er trug die kleidsame, farbige und doch einfache Uniform aller spanischen Gemeinen, schwarz mit rothen und weissen Schnüren an der Brust und an den Achseln, hob uns galant in den Wagen, die Wirthsfamilie umstand uns händeschüttelnd, und unter dem allgemeinen: *Vaya U. con Dios, se queda U. bien*, verliessen wir auch traurigen Herzens diesen lieben Ort, von dem wir so viel gehört, auf den wir uns so sehr gefreut und der nun bald auch für uns nur noch eine Erinnerung sein wird!

So lange der Palmenwald zu sehen war und die Azulejoskuppel im Abendgold funkelte, blickten wir zurück. Dann ging es wieder im Galopp die Hügel hinauf, durch den Engpass der gelben Felsen, und vor uns lag die Ebene von Alicante. Aus weiter Ferne war schon der Festungsberg mit allen seinen steilen Abstürzen, Mauern und Eckthürmen zu sehen, und immer goldener und glühender wurde die Landschaft und immer blauer das Meer. Es kam am wolkenlosen durchsichtigen Himmel ein Farbenspiel, wie ich's nie für möglich gehalten hätte. Hoch oben das zarteste Blau, gegen den Sonnenuntergang hin immer gelber,

lichter, goldener, leuchtender werdend. Als nun der glühende Ball hinabgesunken war, da wurde plötzlich Alles rosig, der Himmel rosenroth statt blau, nach unten purpurn; die fernen Berge alle aber gingen von den durchsichtigsten Rosafarben in alle Abstufungen der wärmsten violetten Töne über, bis sie endlich bei anbrechender Dämmerung veilchenfarb schienen. Da drüben aber über dem Meere, wo Afrika liegt, da kam es ganz schwarz herauf; nicht eine Wolke war's, nein, die wirkliche dunkle Nacht stieg sanft und mählig wie eine verschleierte Gestalt dort empor, breitete ihren Mantel aus und brachte auf ihrem Haupte den ganz goldenen grossen Mond herauf. Oben am Himmel vermählte sich dieses nächtige Schwarz auf wunderbar sanfte Weise mit dem Purpur, den die Sonnenuntergangsglut da zurückgelassen hatte und der nun die ganze Erde wie mit einem warmen Kusse rosig überhauchte. In dieser Beleuchtung fuhren wir dahin, und trotz dem Mantel der Nacht und trotz dem goldenen leuchtenden Mond, der schon hoch oben schwebte, war es fast taghell geblieben, da der Himmel im Westen oberhalb der gesunkenen Sonne noch immer zu viel Licht ausströmte. Es war ein überirdisch schöner Abend. Die Bauern schienen es sogar zu finden, denn sie arbeiteten noch mit dem Pfluge auf den öden Feldern in ihren weiten schneeweissen, kurzen Leinwandhosen, ihren rothen Schärpen, sammtenen Jacken und runden Sammthüten. Als wir in Alicante einfuhren, erwartete uns Herr Bossio an

der Thüre; die »mesa redonda« war vorüber, aber freundlich ward uns eine Reihe köstlicher Gerichte nachservirt, Alles feinste französische Küche. Nach Tisch lockte uns die Mondnacht wieder hinaus. Wir suchten den Weg zum Meere.

Wir gingen zuerst durch die Alameda neben dem Hôtel. Sie war jetzt ganz belebt, flüsternde Pärchen sassen auf allen Bänken, oder wandelten auf und ab. Geradeaus ging eine Strasse steil hinunter, wir folgten ihr und standen am Hafen.

Wie schön! Die Mondscheibe schwebte golden oben am Himmel und überleuchtete das Meer. Eine Menge grosse Schiffe lagen am Quai und wiegten sich leise hin und her. Weit draussen lichtete eben ein Dampfer die Anker, und langsam, einen Lichtstreif zurücklassend, sahen wir ihn sich südwärts entfernen und im Dunkel verlieren. Wo wir standen, begann die Palmenallee, die sich den Quai von Alicante entlang zieht. Wir traten hinein und gingen bis an ihr Ende. Etwas Schöneres habe ich in meinem Leben noch nicht gesehen, als eine Palmenallee im Mondenschein! Die hohen dunklen Stämme, über Einem das schön geschwungene, zartgefiederte Blätterdach mit den langen, gebogenen Rippen, die an das Gurtengewölbe gothischer Dome mahnen, die feine vielgliedrige Schattenzeichnung am Boden, das Durchblitzen der Mondeskugel da oben, es ist über alle Beschreibung herrlich! Und nun hie und da, besonders wo der Hafen zu Ende und das freie Meer vor Einem liegt, der Ausblick zwischen den

Palmen, der lange Lichtstreif mit den spielenden beweglichen Wellchen, den der Mond im Meere zieht, es spottet jeder Schilderung, es ist göttlich!

Unter den Palmen stand Bank an Bank, hie und da erweitert sich die Allee zu einem grossen Rondeau, von schönen halbrunden Marmorbänken mit sculptirten Lehnen rings umgeben. Ueberall sassen und lustwandelten Menschen, die laue, lichte, liebliche Nacht geniessend. Ueberall aus den nahen Häusern heraus ertönte Gesang und Guitarrenklang. In einem ersten Stocke standen die Balconthüren weit offen und eine glänzende Gesellschaft bewegte sich in den Salons hin und her, ihr Lachen und Plaudern tönte herab. Neben uns auf der Bank sassen drei Bursche, die Guitarre spielten und halblaut spanische Weisen sangen; als wir langsam die Allee zurückwandelten, zogen sie mit ihrer reizenden Musik hinter uns her. Das war Spanien, so wie wir es geträumt und gesucht, und Alicante schien uns der Höhenpunkt aller Poesie und allen Zaubers!

Wir hatten Granada noch nicht gesehen!

Spät, sehr spät kehrten wir heim in die Fonda. Die Zimmer waren von Lampen hell erleuchtet und behaglich hergerichtet, die Betten, die uns recht Ermüdete aufnahmen, die trefflichsten, die wir in Spanien gefunden.

Ich theile solche Sachen überall ausführlich mit, um die Gerüchte zu zerstreuen, dass man in Spanien vor Ungeziefer nicht schlafen und vor Schmutz nicht essen könne.

Am nächsten Morgen, nachdem Herr Bossio selbst uns wieder die köstliche Chocolate credenzt, gingen wir zur Festung hinauf. Wir bekamen den Kutscher der Fonda als Führer mit. Er war uns auf der Fahrt nach Elche schon durch seine stolze Haltung, sein unbeweglich ernstes Gesicht und seinen echt spanischen Typus, so wie man ihn sich in romantischer Jugend denkt, aufgefallen. Er hatte, wie Señor Granados, eine schlanke Gestalt, feine Züge, schwermüthige Augen, prachtvolle Zähne und einen zartgekräuselten dunklen Vollbart. Die malerische Tracht: der grosse, an einer Seite aufgestülpte Sammthut, die kurze Sammtjacke gleich über dem sauber gefalteten Hemde, die rothseidene Schärpe kleideten ihn trefflich, und in seinem schweigsamen Wesen, wie auf seiner bleichen Stirne lag etwas so edel Vornehmes, dass man ihn für einen als Kutscher verkleideten hohen Herrn hätte halten können; wir zögerten fast, ihm unsere Paletots zum Tragen zu geben, denn wir entledigten uns derselben, da der Weg hinauf heiss und schattenlos war.

Bald waren die äussere Ringmauer und das Festungsthor erreicht; wir mussten mehrere Eisenpforten, finstere, gewundene Gänge und Zugbrücken über schwindelnde Abgründe passiren, ehe wir in das Innere der furchtbaren Veste gelangten. Innen aber gab es weite Plätze und Höfe zwischen den steinernen Gebäuden, und ringsum an den steilen Abstürzen des Felsens Terrassen mit hohen dicken Mauern, Schießscharten und

einer ganzen Einfassung wohlgeschützter Kanonen. So oft man die Stufen, die hie und da angebracht sind, hinaufsteigt und über die Brustwehr sieht, gähnt Einem ein Abgrund entgegen, zugleich aber glaubt man die halbe Erde zu überschauen, so grossartig ist das Panorama. Den grössten Theil desselben nimmt das Meer ein, und es erschien mir noch nirgends so gross, so weit, von so schön geschwungenem Bogen am Horizont, als heute von hier aus. Auch so intensiv ultramarinblau glaubte ich's noch nicht gesehen zu haben; besonders da, wo es tiefe Einschnitte und Buchten in die goldgelbe sandige Ebene macht, war der Contrast der complementären Farben prächtig. Unterhalb des Festungsberges breitet sich die Stadt aus, ein Gewirre grauer Schatten und weisser Lichter, denn Alicante ist eng gebaut. Vor ihr im Meere ein Gürtel von Schiffen, ein Wald von Masten, im Rücken der Stadt bis zu den blassrosa angehauchten Bergzügen die weite Wüste mit den dünenartigen Sandhügeln von allen Formen und in allen Abstufungen eines warmen Ockergelb. Die Windungen der Strasse nach Elche kann man zwischen ihnen lang hinaus verfolgen. Von Grün und Vegetation aber erblickt man nichts weiter als die Palmenallee am Strande, ein paar Gärten dicht an den Häusern, hie und da eine einsame Palme und an einer der tiefeinschneidenden dunkelblauen Meeresbuchten einen kleinen Olivenwald am Fusse der duftigen Sierra. Man nennt ihn die »Huerta« (Garten) von Alicante. Originell war's,

durch die schmalen Fensterchen der überhängenden Thürmchen zu sehen, die an den Mauercken gleichsam in der Luft schweben. Durch diese Spalten sah man nur blaues Meer und weisse Segel und wähnte sich auf einem Schiffe.

Wir konnten uns lange nicht trennen, doch sahen wir ja einen Theil des farbigen Bildes beim Hinabsteigen noch lange vor uns.

Wir gingen einen anderen Weg zurück und kamen durch entferntere Gassen, wo das Volk seine Stätte aufgeschlagen. Da sahen wir entzückende Genrebilder. Zum Beispiel: Hinter einem kleinen Hause, im Schatten einer Mauer an der sie lehnten, zwei braune Bursche mit langzipfligen rothen Netzmützen, die wilde Weisen auf Guitarren schlugen, in der Thür des Hauses eine wunderschöne junge Frau in weissem Leibchen und rothem Rocke, ein Kind auf dem Arm, neben ihr ein braunes Mädchen mit feurigen Augen, und an der Erde liegend andere Bursche und Kinder, die Alle aufmerksam den Spielern lauschten — ich glaub' es waren Zigeuner. Weiterhin ein Interieur: Man sah durch die weite Oeffnung in ein helles Gemach, das rings bis zu halber Höhe mit weissen und blauen glänzenden Azulejos (Kacheln) belegt war; in der Ecke am Herd stand eine schöne dunkeläugige Frau mit Kochen beschäftigt, an den Wänden neben dem Herde blinkten farbige Schüsseln und Krüge auf sauberen Gestellen und unten standen in runden gemauerten, schneeweiss getünchten Vertiefungen die röthlichen Thonkrüge,

deren antike Form uns stets von Neuem entzückt. Beim Eingang dieses kleinen, heimlichen, friedlichen Gemaches spielte auf bunter Espartomatte, die über den Ziegelestrich gebreitet, ein wunderschönes Kind mit einem Kätzchen.

Wir gingen nun zum Strand hinab, um auch bei Tage die Palmenallee zu sehen, aber wie freuten wir uns da, dass wir den ersten Eindruck im Mondlicht gehabt hatten, das Alles mit poetischem Hauche übergossen! Denn jetzt am heissen Mittag war es unter den Palmen schwül, staubig, sonnig, und die Bäume schienen fast dürr und vertrocknet zu sein!

Wir schritten am Quai weiter bis wo der Hafen aufhörte und das Meer frei vor uns lag. Es war gerade unter dem von hier aus noch wilder und schroffer aufsteigenden Festungsberg, dessen Fuss mit stachligen grossen Agaven dicht bewachsen ist, und von dessen Terrassen die Kanonen und die Wachthürmchen dräuend über unseren Häuptern niederblickten. Man ahnt hier unten nicht wie schön und stille es sich da oben umhergehen lässt.

An dieser Seite Alicante's sind die grossen Badeanstalten. Ina und ich gingen hinein und genossen die Wonnen eines Seebades, dessen Wellen von Afrika herüberrollend uns mit solcher Macht und Gewalt überflutheten und überschäumten, dass ich mich in Scheveningen wähnte. Ina, die zum ersten Male ein Wellenbad kennen lernte, fand es nicht minder köstlich.

Um 3 Uhr wurde in unserer Fonda Bossio ein Almuerzo eingenommen und dann dem freundlichen Wirthe Lebewohl gesagt.

Zum Bahnhof führte uns wieder der stolze Cochero, und als er das Gepäck in den Waggon trug, kam mir die Idee, ihn um seine Photographie zu ersuchen, um ein Bild von echt spanischem Typus mit heim bringen zu können. Der gute Mensch wurde ganz roth vor Freude, sagte uns er habe keine Bilder bei sich, wohl aber zu Hause, und werde solche nach Granada an uns senden! Wirklich kam nach ein paar Tagen ein gar höflicher, ganz correct geschriebener Brief mit zwei Photographien für Ina und mich darin, in grossen Zügen unterschrieben: *Manolito Rodrigues, Cochero de la Fonda Bossio*. Aber o weh! Welche Enttäuschung und wie wurden wir von unseren Herren verhöhnt und ausgelacht! Der gute Manolito hatte sich in Frack und Cylinder aufnehmen lassen, steif wie eine Gliederpuppe dastehend, an den gewissen Photographenkleiderstock wie angenagelt! Von seinem schönen Gesichte — vom echt spanischen Typus — keine Spur! Er schaute so dumm als möglich in die Welt, und sah, da ihm der grosse Sombrero, die Jacke und die malerische Faja fehlten, so gewöhnlich aus, wie nur irgend ein geschniegelter, höfischer, städtischer Kammerdiener.

Um 4 Uhr fuhren wir fort und müssen nun fahren bis morgen Abend 10 Uhr, wo wir erst in Granada ankommen.

Anfangs flogen wir noch lange durch die gelbe Wüste, in der nur hie und da ein halbverdorrter Oelbaum und eine hochblättrige Agavenhecke zu sehen. Gegen Sonnenuntergang gab es wieder dasselbe glühende Farbenspiel wie gestern auf der Rückfahrt von Elche, dasselbe Uebergehen aus Gold in rosa, in violett und endlich in warmes tiefes Blau, denn die Berge waren uns immer zur Seite. Diese Färbungen, wie wir sie hier nun oft gesehen, gibt es nicht einmal in Italien, die scheint es wirklich nur in Spanien zu geben, sie sind gewiss das Entzücken jedes Landschaftsmalers! Täglich, stündlich denke ich an meinen lieben Meister Rudolf Alt in Wien und wünsche er wäre hier und könnte es schauen.

Nach einigen Stunden kamen wir in eine paradiesisch schöne Gegend, in ein weites lachendes, von steilen Bergen umschlossenes Thal, das so reich bebaut ist, dass es nur ein einziger Oelwald scheint. Mit den Olivenreihen wechselten grosse Weinfelder ab. Hier kriecht der Weinstock noch mehr am Boden wie in Südfrankreich. Die grünen Ranken bilden ein undurchdringlich Geflecht, nur hie und da sieht man die blauen und purpurnen Trauben durchschimmern, die fast auf der Erde aufliegen.

Wir hielten: Station Elda. Hier lebt unser schöner Señor Granados mit den brillantenen Busennadeln. Welch ein Eden bewohnt er! Mitten aus der Pracht des Anbaues leuchten zwei grosse Orte heraus, der eine, Elda, umgürtet einen

steilen Felsen, welcher aus dem Oelwald aufragt und auf seiner Spitze Burgen und Thürme trägt, der andere lehnt sich an die fernen Berge. Da eben Tageshelle mit der Dämmerung stritt, waren die Tinten dieser Landschaft so merkwürdig, dass ich sie trotz zwei Minuten Aufenthalt zu fixiren suchte. Aber was in der Natur kräftig und doch zugleich weich war, wurde auf dem Papiere stumpf und hart, und das abgetönte und doch so warme dunkle bräunliche Grün des Waldes, der in schönen runden Wellenlinien und Baumkronen die Ebene bedeckte, gelang ebensowenig als das roth überhauchte Violett der Berge mit den tiefen veilchenblauen Schatten und das warme lichte Grau der beiden Städte und Burgen. Dabei war wie gestern der Himmel hinter dem Gebirge ganz dunkelblau und dies verlor sich nach oben in sanftes Roth, der Mond aber stieg golden und losgelöst auf dem dunklen Grunde empor und warf seinen Schimmer auf die Landschaft, die vom letzten Kuss der Sonne überdies noch völlig leuchtete in rosiger Glut.

In diesem göttlichen Lande sind Farben und Beleuchtungen so eigen und so schön, dass sie Einem stets wieder neu vorkommen und man sie nur immer malen oder schildern möchte.

Weiterhin kamen wir zum lebhaften hübschen Städtchen Sax. Es liegt dicht am Gebirge, ganz in Weinpflanzungen und Orangengärten. Es schmiegt sich auch wieder um einen schroffen

schmalen Felsenrand, dessen Kante mit Ruinen bedeckt und dazwischen ganz gezackt, zersägt und sogar durchlöchert ist; man sah hie und da den goldenen Abendhimmel durch die schwarze Felsenmauer blinken.

In all den Orten ging es sehr lebhaft zu von Ein- und Aussteigenden. Der Verkehr auf den Bahnen ist in Spanien ein bedeutender. Alles reist hin und her im eigenen Lande.

Auf keinem Bahnhofe fehlen die zwei Gendarmen, *Guardia civiles* genannt, die mit ihren hübschen, roth-schwarzen weiss verschnürten Uniformen und grossen Dreispitzen, gravitatisch auf- und abgehen, in alle Waggonen sehen und Allen Respect einzuflössen scheinen.

Um Mitternacht waren wir wieder oben in der Mancha angelangt und fuhren lange fort auf der kahlen öden Hochebene, die taghell vom Mond beleuchtet war. Wir sahen ein paar dunkle Gestalten auf mageren Thieren über die Haide traben, die uns wie die Geister des lieben, edlen, traurigen Ritters und seines Sancho zu grüssen schienen. Bei einem Dorf, das da oben im Sande lag, sahen wir einsam im Mondenschein ein Maulthier Getreide austreten. Es sah gar melancholisch aus, wie das arme Thier so rastlos und geduldig immer im Kreise herum ging, mit gesenktem Kopfe; auch wieder eine Erinnerung an den Don Quijote de la Mancha.

Noch poetischer war ein anderes Nachtbild: In weiter Fläche stand ein einzelner grosser Baum,

dicht dabei loderte ein Feuer hoch auf und um dasselbe lagerten Zigeuner am Boden, taghell von Mond und Flamme beleuchtet. Faul sahen die braunen Gesellen dem Tanze zweier Mädchen zu, die in langen weissen Gewändern mit hoch erhobenen Armen in ihrer Mitte standen und wilde zuckende Bewegungen machten. Lange, lange sahen wir noch, als wir so im Flug vorbeigesaust waren, die dunklen Gestalten vor dem Feuer, es war wunderschön!

Als es Morgen wurde, waren wir hoch oben in einem schaurig wilden Felsengebirge, waren wir mitten in der Sierra Morena, von der man so viel gehört, so viel gelesen.

Wir fuhren nun fortwährend in Engpässen dahin, zwischen so hohen, schroffen Felswänden, dass sie wie durchgesägt und dann auseinandergedrängt schienen. Man flog aus einem Tunnel in den anderen und schauderte, wenn man zum ersehnten Licht zurückkehrte, immer wieder von Neuem vor der Tiefe der Abgründe, vor der Nacht der Schluchten, die neben dem Schienenweg gähnten.

Alles war kahl und vegetationslos, bis auf grosse, stengellose lila Distelblüten, die hie und da am grauen Felsenabhang klebten. In den Schluchten war es schweigend wie der Tod, nirgends rieselte ein munteres Bächlein. Nur zweimal sahen wir grüne stehende Wässerchen unten in der grausigen Tiefe, und so klein sie waren, grüntem doch gleich ein paar Gräser und

ein paar Hibiscussträucher mit grossen rosa Blüten um dieselben her.

Wie traurig, dass Spanien, dies herrliche einzige Gebirgsland trotz seiner Höhen so wasserarm ist, — es mag dies von der gänzlichen Entwaldung aller Gebirgszüge kommen. Nur in den Pyrenäen soll es noch hie und da Kastanien- und in der Sierra Guadarama noch hie und da Nadelwälder geben. Als wir aus der letzten schaurigen Enge mit dem tiefen Absturz, *despeña perros* genannt, heraus waren, kamen wir nun wieder in eine der Mancha ähnliche Hochfläche, schwach bewohnt und blos von Schafheerden belebt. Auch einzelne Bauern auf ihren roth geschirrten Eselchen trabten auf den einsamen, weithin sichtbaren Wegen hin und her. In der Ferne ragte ein blassblaues hohes Gebirge in die Lüfte und verschwand bald wieder hinter den nahgelegenen Bergketten. Es war die Sierra Nevada, die wir hier mit freudeklopfenden Herzen zum erstenmal gesehen.

Gegen 10 Uhr ging es von der Hochebene allmählig bergab, und wir kamen alsbald in ein wirklich grünes wunderschön bewachsenes Thal, worin denn auch gleich eine Menge anmuthig in Bäumen versteckte Oertchen lagen. Es war das Thal des Guadalquivir, der sich, hier noch ein gar kleiner Fluss, in grossen Windungen hinschlängelte! Bald war das freundliche Städtchen Mengibar erreicht. Ein willkommenes Almuerzo stand im Buffet bereit, mit der Chocolate begann es, dann folgten treffliche Fleischspeisen, ein

echter spanischer *Arroz* (Reis mit rothen Pfefferschoten, Fleisch und Gemüse) und Früchte; Alles ausgezeichnet. Das Beste aber war das Trinkwasser von Mengibar, so rein und klar wie Luft, so wohlschmeckend wie unser Hochquell.

Im Thale des Guadalquivir ging es nun fort bis Córdoba, dort wurde umgestiegen und in andere öde Sierren, nur weniger hoch als Sierra Morena, wieder hineingefahren. In Córdoba hielten wir uns diesmal nicht auf, wir sahen es nur mit seinem Häusergewirre unten im Thale liegen, und suchten mit den Augen die berühmte Moschee, deren hohes Gemäuer wir auch bald am Stromesufer entdeckten.

Als wir wieder einstiegen hatte inzwischen ein schöner stattlicher Spanier im Coupé Platz genommen, der freundlich grüsste, mit dem wir alsbald in das lebhafteste Gespräch geriethen und bis Granada uns unterhielten. Es war Marquis Pejaz, der commandirende General von Granada, der in seiner Heimat Murcia gewesen war und nun mit uns nach Granada zurückfuhr.

Er wurde nicht müde uns vom schönen Murcia zu erzählen, uns zum Besuch seiner Vaterstadt zu überreden. Auch über spanische Sitte, spanisches Leben, Stiergefechtsgebräuche, über die jetzigen Heroen Lagartijo und Frascuelo bekamen wir allerlei Aufschlüsse. Ina lud er scherzend ein im Januar nach Granada zu kommen; am Neujahrstage pilgere ein langer Zug junger Mädchen hinauf zur Alhambra und zum Thurm der Vela,

denn die Sage gehe, wer an diesem Tage einmal mit der Velaglocke läute, heirate noch im selben Jahre. Er zeigte uns ein schwarzes Sammtkäppchen reizender Form, *Montera Murciana* genannt. Nur dort trägt man es, sonst nirgends in Spanien. Es hat umgeschlagene Krempe, ähnlich einer ungarischen Mütze, nur ist es grösser.

Bis Roda fuhren wir in ganz verdorrter öder Landschaft, die armen, oft gänzlich verbrannten Oelbäume, die hie und da im Schatten von Hügeln gepflanzt waren, standen kümmerlich im gelben Sande, man sah es ihnen an, dass es drei Jahre nicht auf sie geregnet hatte. Hin und wieder umgürtet auch ein Dorf solchen Hügel, während oben auf der Spitze ein altes maurisches Castell drohend aus den gelben Felsen herauswächst und ordentlich seine Zähne zeigt, so ist's mit Zinnen rings bewehrt.

In Roda kreuzten wir uns mit dem Zuge von Sevilla. Da sich dort unser Wiener Freund G. Seybel befindet, und er dieser Tage auch nach Granada reisen will, dachten wir, wer weiss ob er nicht darin sitzt, und steckten die Köpfe hinaus, während der Zug auf der Nebenschiene langsam daher glitt. Ein Schrei der Ueberraschung! denn wir sahen gerade in sein Gesicht, das in derselben Absicht unseren Zug musterte. Gross war des Wiedersehens Freude, er kam zu uns herüber und gemeinsam im heitersten Geplauder ging die Fahrt weiter.

Es ward nun allmählig Nacht, und wieder beleuchtete der volle Mond wilde Engpässe, hohe Felswände, Brücken über Abgründen schwebend, die wir passirten. Unsere Ungeduld, die Sierra Nevada zu entdecken, die ersten Häuser von Granada und die Alhambra zu sehen, wuchs von Minute zu Minute. Aber so viel wir auch den Kopf hinaussteckten, wir sahen keine schneebedeckte Bergkette, kein hohes Schloss.

Hinter den Engpässen hatte sich ein weites, wohlbebautes Thal geöffnet, sanfte Berge, vom Monde hell beschienen, umschlossen es, die Namen Antequerra, Loja tönnten beim Halten an unser Ohr, der holde Name Granada wollte immer noch nicht kommen. Der gute Marquis Pejaz lächelte über unsere Erregtheit und sagte, als wir ihn zum hundertsten Male fragten: »kommt Granada noch immer nicht?« geduldig sein: »*todavía no*«. Endlich, um 10 Uhr, erklang das Zauberwort Granada von Waggon zu Waggon; wir blickten in einem wahren Fieber der Freude hinaus — aber nichts zu sehen, kein Gebirge, keine Burg auf steilem Felsen, nur hohe Gebäude einer nahen Vorstadt, dunkle Hügel dahinter und ein heller weiter Himmel, durchfluthet vom Mondlichte.

Der Omnibus der Fonda Washington nahm uns auf. Wir fuhren lange lange, durch enge schlafende Gassen, Ecke um Ecke. Wir sahen nur stille hohe Häuser voll Balcons; Mondlicht und Gaslicht stritten, bläulich und gelblich schimmernd, sie zu erhellen, wodurch die dunklen Schatten noch

düsterer schienen. Da ging es plötzlich steil bergan. Athemlos sassen wir, schauten wir hinaus, ein dunkles Thor zwischen zwei Häuserfronten nahm uns auf, wir rasselten hindurch — und plötzlich umfängt es uns wie ein Zauber: wir sind in einem breiten Waldweg unter himmelhohen, sich oben gegeneinander neigenden Bäumen, durch deren zitterndes dunkles Laubdach sich das Mondlicht herniederstiehlt und wunderliche Schatten auf den Boden zeichnet, sanft geht es und lautlos auf weichem Boden bergan, statt auf holperndem Pflaster, ringsum rauschen unsichtbare Brunnen, murmeln Quellen, es duftet berauschend wie in einer Maiennacht, lange Epheuranken flattern seitwärts von Felsen herab und wonnige Kühle umweht uns.

Wir glaubten zu träumen! Da schimmern Lichter durch die Zweige und mitten im Waldesdunkel hält der Wagen vor einem stillen Hause hinter den Bäumen.

Es ist die Fonda. Der Wirth geleitet uns in die bestellten Gemächer.

Wir sind am Orte meiner heissen Sehnsucht seit ich denken kann, wir sind in Granada, sind oben auf dem Berge der Alhambra!

Granada.

Zu ermüdet von der dreissigstündigen Fahrt suchten wir gestern am Abend gleich die Schlafzimmer auf, nachdem nur noch ein Blick vom Balcone uns gezeigt, dass wir in breiter hochgewölbter Allee einsam wie im Walde wohnen, dass kein Haus weiter zu sehen, als gegenüber das gleich kleine, gleich versteckte Gasthaus der *Sieteuelos*, dass es duftet und rauscht, und dass hier, 2000 Fuss über dem Meere, eine balsamische Luft ist, in der man sich himmlisch wohl fühlt.

Heute Morgens trieb es uns nun fast mit dem Frühroth wieder heraus und gleich wieder auf den Balcon. O wie schön ist's auch am Tage! Das Rauschen, das wir gestern nur gehört, rührt her von krystallinen Bächlein, die zu beiden Seiten der Allee eilig mit ihr bergab gehen nach Granada. Das Laubdach über uns bildet auch im Sonnenlichte zauberische Dämmerung. Kleine Vögel begrüßen zwitschernd und singend den Morgen, der Jasmin, der die Gartenmauer neben dem Hôtel überspinnt, duftet, als wär's Frühling.

Nun auf, und zur Alhambra! Für heute liessen wir uns die sonst lästige Gesellschaft eines Lohndieners gefallen, um nicht irre zu gehen und

einmal Alles systematisch und nach der Reihe durchzunehmen.

Fröhlich gestimmt, erwartungsvoll, schritten wir ein Stückchen der Allee wieder abwärts, bis da, wo ein prächtiger Steinbrunnen in der Mitte seine Wasserstrahlen entsendet, und die eine breite Allee sich in mehrere, schmälere verzweigt.

Wir wählten diejenige, die zur Puerta de Justicia, dem Thore der Gerechtigkeit, führt. Hinter diesem Thore stand einst das Gerichtsgebäude der Araber (es hiess damals Thor des Gesetzes) und unter einer grossen Ulme vor demselben nahm der Mufti die Bittschriften entgegen, die das Volk an die maurischen Könige richtete.

Freundlich durch das Roth der Ziegeln leuchtet uns der gewaltige viereckige Thurm entgegen, den unten zwei schön geschwungene maurische Bogen hintereinander durchbrechen. Noch sind die grossen massiven, hölzernen Thorflügel mit prächtiger Schlosserarbeit und kunstvollem Schlosse aus der Araberzeit vorhanden. Weit offen, lassen sie uns ein. Ueber dem Thorbogen sind in Stein gemeisselt einerseits der Schlüssel, andererseits die Hand, die sich auf den meisten arabischen Bauten finden. Der Schlüssel bezeichnet die Herrschaft über eine Gemeinde, oder den Eingang zu einem Ortsbezirk, die Hand soll, wie bei den Italienern die Faust mit den zwei Fingern, Abwehr der bösen Geister bedeuten.

Die Poesie hat den beiden Emblemen manch' hübsche Sage angedichtet, z. B., dass wenn sie

sich einst fassen und halten werden, die Mauren wiederkehren, doch das kann nimmermehr geschehen.

Im Thore finden sich zwei Inschriften. Zuerst die arabische, die das Gesetz preist, Gottes Schutz dafür anruft und mit einem frommen Lob auf Allah und den Propheten endet; dann die zweite, christliche, die da erzählt, wie Ferdinand und Isabella, das katholische Königspaar, am 2. Januar 1492 den Feldherrn Muley-Hacen in der Vega besiegten und Granada und die Alhambra nahmen. Der Tag wird noch heute hier oben von den Spaniern gefeiert. Hinter der Puerta, die malerisch von lichten Ulmen, dunklen Cypressen, Säulen- und Terrassenresten aus Carl's V. Zeit, und einem aus Felsen rauschenden Brunnen umgeben ist, geht es zwischen Mauern, weissen Häuschen, die darüber hervorlugen, und Cypressendunkel hinan zu dem grossen Platze: de los Aljibares. Zur Linken dieses Platzes ist ein zweites Thor, nicht so gross und fest wie das frühere, aber viel anmuthiger, denn auf der einen Seite ist sein Hufeisen-Thorbogen mit der schönsten Mosaik in Blau und Roth und Grün umgeben, von Azulejos und Stuck reizend zusammengesetzt, und über diesem Bogen schmückt ihn eines jener zierlichen arabischen Doppelfenster, deren zwei Bogen in der Mitte auf einem Säulchen, schlank wie ein Blumenstengel, aufruhend. Nur allein die Erfindung solcher Fenster macht die Araber zu Künstlern. Um dies Fenster herum sind Einfassungen von gepressten, rothschimmernden

Backsteinen, deren Arabesken aus lauter frommen Koransprüchen gebildet sind. Diese Puerta del vino umgehend, ist man nun inmitten eines höchst malerischen Durcheinanders von Gärten, Terrassen, Mauern, Thürmen und blendend weissen, kleinen, am Abhang klebenden, modernen Häuschen, deren Dächer luftige Glorietten tragen.

In der Mitte des grossen Platzes ist ein Brunnen, wo aus ungeheurer Tiefe köstliches Wasser heraufgezogen und in sauberen Gläsern allen Durstigen gereicht wird. Ringsum Alleen, Rasenplätze, Bänkchen im Schatten von Orangen- und Mirtenbäumen. Neben der Puerta del vino gehen Treppen und steile Wege in's Thal hinab, und an die Terrassenmauern gelehnt sieht man 400 Fuss in jäher Tiefe unter sich das leuchtende Granada liegen und dahinter die grüne Vega, den glitzernden Genil, die fernen Bergzüge der Sierra Elvira.

An diese Terrasse schliesst sich eine zweite auf hoher Mauerzinne, die einen paradiesischen Garten trägt, in dem es blau und roth von Blumen schimmert und aus deren Gewirre sich der massive Thurm der Vela erhebt, mit jener Glocke im offenen Aufbau, die allabendlich von den Arabern geläutet wurde, wenn die Wasservertheilung begann.

An den Thurm der Vela reihen sich andere Thürme, Mauern und Terrassen rings um den weiten Algibares-Platz. Wir überschritten ihn, schenkten einen Blick des Staunens dem Riesen-

bau, den Carl V. sich hier errichten liess, und schritten zwischen diesem, zwischen Mirten-gesträuch und Gemäuer, einen schmalen Weg hin vor zu einem unscheinbaren, niederen, fensterlosen Hause und einer kleinen hölzernen Pforte. Dies ist der Eingang zu »Alhambra's Wunderbau!« Der Führer läutet — es wird uns aufgethan. Beugend vor Ungeduld und Erwartung treten wir ein — ach! aber wie soll ich's wagen zu beschreiben, was wir nun gesehen! Es gibt nur einen Menschen, der dies vermag, der die Alhambra geschildert hat, wie sie ist — das ist der Graf Schack in München. Wer einmal dessen unsterbliches Buch: »Die Kunst und Poesie der Araber in Spanien« gelesen, diese Fülle von Gelehrsamkeit, Poesie und unnachahmlicher Darstellung, diese Schilderung eines Volkes, das, von Natur begabt, sich aber doch seltsamer Weise nicht in seiner Heimat, sondern erst hier im fremden Lande zu solcher Cultur und Blüthe entwickelt hat, der wird, wie wir es waren, krank vor Sehnsucht nach Spanien, und der weiss, mit welch' klopfendem Herzen man endlich an dieser kleinen Pforte steht, die Hand nach dieser Glocke ausstreckt!

Wie also schon gesagt: freundliche Wächter öffneten und liessen uns ein. Vorerst waren wir in einem schmalen hohen, mit Stuck verzierten, von wenigen Fenstern erhellten Gange, dann ward eine kleine Thüre geöffnet — und — da war das Zauberreich, da war des Traumes Erfüllung: wir

standen im Mirtenhofe. Welch ein Wonnegefühl, wenn man nun endlich vor sich hat, was man so oft in zaubrischen Bildern gesehen, wovon man so sehnend gelesen, gehört, geträumt — man vermag im ersten Augenblick gar nicht zu fassen, dass man nun wirklich mitten darin steht.

Sprachlos vor Entzücken starrten wir umher, gingen wir endlich umher; wir glaubten, dies sei das Schönste der ganzen Alhambra, so schön schien es uns, wir Thoren standen ja erst im Vorhof, wir hatten ja den Löwenhof noch nicht gesehen! Der Mirtenhof ist ein grosser lichtumflossener Platz, von Arkaden umgeben, mit blendend weissen Marmorplatten belegt, mit einem grossen stillen, länglich viereckigen Bassin in der Mitte, das alpengrünes Wasser bis zum Rande füllt, mit hohen, dunklen, wohlbeschnittenen Mirtenhecken, die das Bassin im Viereck umziehen und aus denen Orangenbäume mit goldenen Früchten in die Höhe ragen.

Wie viele schöne Plätze sah ich schon in Italien mit Grün und Arkaden und Gemälden von Künstlerhand, und doch ist nichts, gar nichts damit zu vergleichen, dies ist einzig in der Welt. Das Schöne daran ist die Dünne und Zartheit der Säulen, die Weite und vollendete Zeichnung der Bogen, die ganz durchbrochenen Stuckwände mit den feinen Spitzenmustern, die von den Bogen getragen werden, die Gebäude mit anderen Arkadenreihen, die über die Dächer der unteren herüberschauen, die langen Durchblicke durch

dunkle Gemächer, an deren Ende wieder solche offene Fensterbogen mit den dünnen Säulchen sind, das sich Spiegeln der weissen Bogen in dem unbeweglichen grünen Teiche, das tiefe gesättigte Grün der Mirten und der Bäume, das warme elfenbeinartige Gelbweiss der Wände, und über alledem der spanische, ewig klare Himmel, das helle Sonnenlicht mit seinem Spiel von blauen Säulenschatten in den Arkaden.

Ach! es ist nicht zu beschreiben, und Niemand als Schack vermag es deutlich zu machen! wir Andern Alle können es nur fühlen.

Nun geht's von Steigerung zu Steigerung, von Ueberraschung zu Ueberraschung. Es öffnet sich wieder ein kleines Pförtchen, zusammengesetzt aus Achteckchen von Cedernholz (die den Mauren eigene erhabene Holzmosaik), und wir stehen unter den Arkaden des Löwenhofes.

Hier scheint nun an Harmonie und künstlerischer Decoration, an Zeichnung der Ornamente und Feinheit der Ausführung das Höchste geleistet. Der länglich viereckige Patio (Hof) mit seinen Arkaden aus tausenden von Säulchen und durchbrochenen Bogen darüber, mit den zwei Pavillons, die in der Mitte der Schmalseiten aus den Arkaden in den Hofraum vorspringen, mit seinem herrlichen, von den 12 steinernen Löwen getragenen monumentalen Wasserbecken in der Mitte, wirkt wie das Werk eines Zauberers, nicht wie ein Gebild von Menschenhand. Der ganze Hof leuchtet in einem gelblichwarmem milden

Weiss und sieht genau aus wie wenn er aus fein durchbrochenem geschnitztem Elfenbein gemacht wäre, wie die schönen Kästchen und Elfenbeinsachen der Chinesen und Inder; der Boden ist durchaus mit weissen Marmorplatten belegt und überall sind darin zierliche Rinnen eingemeisselt, durch die einst auch das klare Wasser so lieblich murmelte, wie jetzt nur noch in den Alleen draussen. In der Mitte der Pavillons und der umliegenden Gemächer vertiefen sich die Rinnen zu Bassins, aus denen wohl einst Fontainen ihre Wasserstrahlen emporsandten. Unter den Arkaden sind Wände und Decken geschmückt mit jenen vielgestaltigen Stuckornamenten, wie sie den arabischen Bauten allein eigenthümlich sind. Tausendfach verschlingen sich Sterne, Rosetten und Ketten arabischer Buchstaben. Alle hoben sich hell oder vergoldet heraus aus roth und blau, aus gelb und grün bemaltem Grunde. Hie und da ist noch ein Stückchen so wohl erhalten, dass man das Farben- und Linienspiel genau bewundern kann. Bis einige Fuss über dem Boden erhebt sich der auch farbenprächtige Sockel, der aus kleinen Fayenceplatten zusammengesetzt ist, aus jenen, mit denen noch heute der Spanier seine Häuser, namentlich die Eingänge, ziert und die er Azulejos nennt. Azulejo heisst in Spanien auch die Kornblume (von azul, blau), und in der That ist meist der mittlere blaue Stern dieser Platten eine ausgebreitete Cyane, eine Blume, deren Farbe und Form sich gleich gut zur Stylisirung eignet.

Sollten Kornblumen, die Lieblingsblumen des Kaisers Wilhelm etwa auch die der Nassriden-Könige gewesen sein? Meist gelten als solche *los Arayanes*, die Mirten auf spanisch und arabisch.

Die schmalen hohen Bogen, welche von den marmorglatten Doppelsäulchen der Arkaden getragen werden, sind ganz durchbrochener Stuck, ebenso die kuppelförmigen Decken der beiden Pavillons, durch die der blaue Himmel herniederlächelt.

Man führte uns nun in die den Hof umgebenden Säle, zuerst in den Saal der Abenceragen. Er hat den Namen von Araberfürsten aus Granada, welche von den Herrschern, die auf der Alhambra thronten, bei einem Feste in diesem Saale ermordet wurden. Der Lohndiener zeigt gewissenhaft allen Fremden ein paar röthliche Fleckchen in einer weissen Platte des Bassins, Adern, wie sie oft der Marmor aufweist, als ihr Blut. Ueber diese Gräuelthat gibt es viele hochpoetische Sagen. Nach der einen sollen die Abenceragen nach der Oberherrschaft getrachtet haben, welche die Nassriden inne gehabt. Nach der anderen poetischeren (Hackländer erzählt sie wunderbar in seinem Winter in Spanien) liebte ein Abencerragenfürst die Nassridenkönigin, hoffnungslos, aber doch so die Eifersucht des Königs weckend, dass er ihn und seine Brüder morden liess.

Der Blick aus dem hohen prächtigen Eingangsbogen dieses Saales, über den Löwenbrunnen

hinüber, an die andere Seite des Hofes, durch viele dunkle Bogen hintereinander, auf das lichterfüllte Doppelfenster eines Erkers, durch welches sonnenbeglänzte Orangenbäume hereinblicken, ist bezaubernd schön und gibt das beste, das eigenartigste Bild von dieser so wunderbaren Architektur.

Wir gingen aber, so sehr es hinüberlockte, unter den Arkaden weiter, bis zum zweiten Pavillon der unteren Schmalseite und fanden da wieder einen grossartigen Saal mit gewölbter Decke, von welcher Stuckgebilde originellster Form herabhängen und dessen Wände in zauberhaften Ornamenten prangen. In diesem Saale sind drei Gemälde oben in Nischen angebracht, die einzigen wirklichen Gemälde, die sich hier im Araberpalast erhalten haben. Zwei sind Landschaftsbilder mit Staffagen von Rittern und Damen, das mittlere zeigt eine Reihe männlicher Gestalten, Königsbildnisse wie es scheint. Dunkle ernste Gesichter mit träumerischen Augen schauen da auf uns herab, wie klagend, dass sie ewig Zeugen sein müssen, wie fremder Fuss die einst geweihte Erde betritt und ungestüme Neugier ohne Rast und Ruh' vorüberzieht.

An der anderen Seite durch die Arkaden schreitend, kommen wir nun zum schönsten Gemache der Alhambra, zum Schwesternsaal, der dem Abencerragen-Saal gerade gegenüber liegt. Auch zu ihm, wie dort, steigt man aus dem reichgeschmückten Vorraum einige Marmorstufen hinan.

Auch seine Kuppel ruht, wie die jenes Saales, auf wunderbaren Säulchen, Bogen und Nischen. Auch sie ist bedeckt mit tropfsteinartigen, in hundert Zapfen wie Pinienfrüchte herabhängenden Stuckornamenten, in der Mitte aber ist sie durchbrochenes Netzwerk mit bunter Glasmosaik gedeckt. Die reiche Zier der Wände zu schildern ist ganz unmöglich! In tausend wechselnden Figuren verschlingen sich die Sprüche und die entzückenden Arabesken. Es scheint, als ändere sich fort und fort das Muster, und dennoch ist Alles Symmetrie und Harmonie. Gegen den Hof zu sind hoch oben unter der achtseitigen Kuppel kleine goldvergitterte Fenster mit Säulchen, zart wie Blumenstengel, dazwischen. Ein süßes Dämmerlicht herrscht in dem hohen Raum, obwohl die gewaltigen Thorflügel, aus Cedernholzsternen geschnitzt und zusammengesetzt, weit offen stehen und das volle Tageslicht einlassen wollen.

Hinter diesem einzig schönen Gemach ist ein anderer länglicher Saal und dann kommt der kleine holde Erker, der nach zwei Seiten Ajimezes (so heissen die arabischen Doppelfenster) in den Garten hinunter hat. Wir setzten uns auf die niederen Parapets dieser graziösen Fensternischen, lehnten uns an die schlanke Säule, auf der die beiden Bogen, sich einend, mehr schweben als liegen, und sahen hinab in den Hof der Lindaraja.

Er ist wonnevoll! In der Mitte ein grosses Marmorbecken, von Wasserstrahlen umrauscht, rings um dasselbe in verschiedenen geometrischen

Figuren Veilchenbeete, von beschnittenen Mirtenhecken eingefasst, und an den Mauern, dieselben grün verhüllend, hohe Citronen- und Orangenbäume, deren dunkellaubige Zweige voll goldener Früchte zu den Fenstern hereinblicken. Wir durften uns Zweige und Früchte von ihnen pflücken.

Aus diesem Erker führt nun ein Gang hinaus zu einer ganz offenen Halle, die zwei getrennte Gebäude verbindet. Zur einen Seite ist wieder ein Veilchenbeetgarten, mit dunklen Cypressen ringsum, zur anderen Seite gähnt der Abgrund zum Darro hinunter; und über die Baumwipfel hin, denn der Fels und die Ufer sind ganz verhüllt von Pappeln und Ulmen, sieht man das Bild des Edens, des Paradieses, über welchem man jetzt schwebt: des weissen, in dunkle Bäume gebetteten Häusermeers von Granada, der Hügel, der grünen Ebene, der fernen blauen Berge!

Dies lichte Bild, eingerahmt von schlanken Säulen, die das dunkle Cedernholzdach des Ganges stützen, ist unvergesslich, wenn man es einmal sah! Hier und im Erker der Lindaraja — und im Schwesternsaal und auf den Stufen des Aben-cerragen-Saales weilten Ina und ich in den glückseligen fünf Tagen von Granada von nun an stundenlang. Der Weg über diesen Gang führt zu neuen herrlicheren Wundern: zum Bade, eine Treppe tiefer im Erdgeschoss, und geradeaus zum Comaresthurm mit dem grössten und reichsten aller Säle, dem Embajadores-Saal (Gesandtensaal). Das prachtvolle Gemach neben den Marmorbädern,

wo weite ovale Nischen in der Wand die Divans enthielten, auf denen die Sultaninnen nach dem Bade ruhten, ist in der Restaurirung ganz fertig geworden und in denselben glühenden Farben und Vergoldungen wieder hergestellt, in denen es ursprünglich prangte.

An ihm kann man sich einen Begriff machen, wie die ganze Alhambra ausgesehen hat, als sie neu erbaut war, und die Jahrhunderte den Feuerzauber ihres Farbenspieles noch nicht gebleicht hatten!

Den Embajadores-Saal zu schildern, fühle ich mich allzu schwach, und bitte den Grafen Schack, mir seine Feder dazu zu leihen. Er schildert ihn in seinem wunderbaren (schon früher erwähnten) Buche also: »Weiter folgt eine prachtvolle Kabba, d. h. ein mit einer Kuppel überdeckter Saal, der jetzt gewöhnlich der Saal der Gesandten genannt wird. In dieser, der eigentlichen Thron- oder Audienzhalle, deren Balconfenster über dem steilen Flussthale des Darro schweben und Aussichten von unbeschreiblicher Schönheit darbieten, herrscht geheimnissvolles Halbdunkel und bricht sich dämmernd an den reichgemusterten Wänden, deren zackenförmig hin- und herschiessende Lineamente jedes Versuches einer Schilderung spotten! Die Dicke der Mauern ist erstaunlich und verleiht den neun reich decorirten Fensternischen, welche drei Seiten des Saales einnehmen, das Aussehen von kleinen Gemächern. Noch höher zittert Licht durch eine Reihe kleiner Bogenfenster herein, und über ihnen erhebt sich in der Gestalt eines aus-

gehöhlten Pinienzapfens, in zahllose kleine Gewölbe und Zellen gebrochen, der Cedernholz-Plafond, von dessen unterem, sich an die Saalwände anschliessendem Rande Gewinde von Stuck, gleich den Krystallen einer Tropfsteinhöhle, herabhängen. Unter den Inschriften dieser wahrhaft königlichen Audienzhalle verdienen die folgenden hervorgehoben zu werden, welche sich an der Nordseite, dem Eingangsbogen gegenüber, befinden. Es wird darin die mittlere von drei Nischen, diejenige, unterhalb welcher der Thron stand, redend eingeführt:

Abends, so wie Morgens, tönet Dir mein Glückwunsch,
Herr, entgegen!

Alles Heil sei immer mit Dir, alles Wohlsein, aller Segen!
Dieser Saal ist unser Vater, und ich bin die erstgeborne
Seiner Töchter, die zum Vorrang unter allen auserkorne!
Was das Herz für alle Glieder, das bin ich für sie und Leben
Wird der Seele und dem Geiste von dem Herzen nur gegeben.
Meine Schwestern sind die Sterne an dem Himmel dieses Saales,
Aber ich als Sonne leuchte tausendfältig hell'ren Strahles
In's Gewand des Ruhms der Grösse, dran sich jedes Auge weidet,
Hat mich Allahs hoher Schützling, Jussuf, unser Herr, gekleidet,
Seinen hehren Thron bestrahl ich! und ich liess an Macht
und Ehren

Durch die Gnade Gottes seine Herrschaft Tag für Tag sich
mehren.

»In anderen Versen streiten die Nischen
nächst dem Eingang, in denen ehemals kostbare
Wasserkrüge standen, um den Preis der Schönheit und Trefflichkeit.«

So weit Friedrich Schack! Er, der arabisch
liest und versteht, gibt in seinem Buche die vielen

so vollendeten Poesien arabischer Dichter wieder, die in den Räumen der Alhambra in breiten Streifen, golden auf blauem Grunde, in der schlanken kufischen (alt-arabischen) Schrift alle Stuckornamente einfassen, oder als Fries oben um die Wände laufen.

Wir Nichtverstehende sehen nur in ewiger arabeskenartiger Wiederholung die grossen schön stylisirten Lettern:



Gott allein ist der Sieger.

Vom prächtigen Embajadoressaal kommt man durch einen anderen, zwar nicht so hohen aber ebenso reich und feenhaft in Stuck decorirten Saal wieder hinaus in den Mirtenhof. Ein grosser Thorbogen mit zwei Cedernholzthüren steht weit offen, Nischen an seinen Seiten bargen einst die schönen zweihenkligen Vasen, aus denen der Eintretende sich gleich durch einen Trunk erfrischen konnte. Friedrich Schack sagt von diesem Saal: »Es ist als hätten Genien den Stein gestickt, ihn wie einen Teppich gewebt, wie die feinsten Spitzen gehäkelt. Friese, Wände, Decke und

Arkaden sind mit Guirlanden, vielgestaltigen Rosetten, Sternen und wucherndem Blätterwerk von der höchsten künstlerischen Vollendung überdeckt.« Von diesem Saale aus durch den hoch offenen, ausgezackten, mit kleiner runder Bogenkette eingefassten Thorbogen, der einen dunklen Rahmen bildet, hat man ein entzückend schönes Bild vor sich, nämlich den hellen schimmernden Mirtenhof mit seinem Wasserbecken, drin sich die luftigen Arkaden, weiss im grünen Grunde, spiegeln, mit seinem Hintergrunde, den gleichsam übereinanderschwebenden Säulenhallen des Gebäudes, dessen Cederthor in jene Gemächer führte, die Carl V. zerstörte, um seinen Palast hinzusetzen.

Jene Gemächer waren vielleicht die eigentlichen Wohn- und Schlafzimmer, und die noch existirenden Höfe und Säle nur die zu Festlichkeiten bestimmten Räume, die Salons, wie wir es nennen würden.

Carl V. scheint durch Grösse der Verhältnisse und räumliche Ausdehnung mit seinem Palaste den kleinen Araberpalast haben schlagen und beschämen zu wollen. O wie schlecht ist ihm dies gelungen und wie plump erscheint sein Bau, obwohl er im schönsten Renaissancestyl decorirt ist. Er kam aber über die äusseren Umfassungsmauern und hohen Fensteröffnungen gar nicht hinaus, und da das Innere ein grosser, hohler, leerer Raum ist, bauten die Granadiner ihre Plaza

de Toros hinein und aus Carl's stolzem Palast ist weiter nichts geworden als ein Stiertheater.

Wir waren nun ein erstes Mal durch den ganzen Alhambra-Bau gegangen, uns das nähere und ruhigere Anschauen auf die anderen Tage sparend.

Jetzt führte uns der Custode zurück über den Algibares-Platz, durch einen Hof, den die Reste röthlicher Thürme und Mauern umgeben, und öffnete die kleine Thüre in jenen Terrassengarten, den wir von der puerta del vino aus schon blau und roth von Blumen leuchten sahen.

Wie wunderschön war es darinnen! Springbrunnen plätscherten zwischen Mirtengebüsch, die Mauer trug luftige Bogen von Rosen umrankt, die Wände des Velathurmes, an dessen Fuss eben diese Terrasse sich schmiegt, umkleiden bis hoch hinauf die dichten Ranken des *Plumbago coerulea*, übersäet mit den schönen blassblauen Blüthenbüscheln! Hohe Orangenbäume, Cypressen und tausend bunte Blumen und duftende Gesträuche füllen dies schmale Gärtchen an, überall stehen Steinbänke an der Mauer und durch ihre Rosenbogen blickt man hinab auf die Wipfel des dichten Waldes, der hier den Abhang verhüllt, hinüber auf den nächsten bewaldeten Hügel, der auch von rothen Thürmen, Mauern und Terrassen gekrönt ist gleich diesem wo wir stehen, und andererseits weit hinaus über Granada und die Vega hin.

Doch nun stiegen wir erst hinauf auf den Velathurm. Er bildet oben eine Terrasse, so gross wie ein Tanzsaal, und trägt an der einen Mauer das kleine offene Thürmchen, darin jene silberne Araberglocke hängt, die einst den fleissigen Mauren zur Bewässerung läutete und die jetzt, wie schon erwähnt, Granada's Jungfrauen Männer prophezeihen soll.

Die Aussicht hier oben — sie ist überwältigend; man sieht nicht zum zweiten Male auf Erden solche Linien, solche Farben, solchen Glanz der Sonne, solch' durchsichtigen blauen Aether. Zu Füssen hat man das ganze malerische Gewirre und Gemäuer der Alhambra oben auf dem Plateau des Hügels, der hier so recht sichtbar der allerletzte Ausläufer oder Fuss ist, den die Sierra Nevada in die Ebene setzt.

Noch tiefer unten umschlingt den Berg das blendend weisse, von lauter dunklen Baumkronen durchbrochene, auf vielen Hügeln malerisch auf- und abgebaute Granada. Vor ihm dehnt sich die im dunklen Grün der Oelwälder schimmernde Vega weit hinaus, am Horizont sind in allen Abtönungen von blau und rosa hingehauchte Bergketten, in den malerischsten Contouren, und hinter der Alhambra steigt die herrliche Sierra Nevada wie eine Mauer himmelan, weithin sich dehnend und abdachend. Es ist dies ein Gebirge von grossartigen Verhältnissen, von wild zerrissenen Schluchten durchfurcht, von gänzlicher Kahlheit und deshalb von einziger Schönheit in Linien und

Farben; morgens duftig blau, tagsüber jede Stunde wechselnd, bis es vor Sonnenuntergang rosenroth und in der Dämmerung veilchenfarb erglüht. Dabei ist seine äussere Contour nicht die wild gezackte, schroff gegipfelte der Alpen, sondern eine lange, ruhige, wellige Schönheitslinie, die sich nur in der Mitte allmählig zu zwei sanft abgedachten höheren Gipfeln, dem Pic Veleta und dem Pic Mulhacen aufbaut, beide mit ewigem Schnee bedeckt.

Wie trunken standen wir und schauten wir nach allen Seiten, man konnte sich nicht trennen; plötzlich rief eins von uns: »was ist denn dort für ein merkwürdiger Wald?» und zeigte hinunter auf einen der Hügel, an denen Granada sich anlehnt und aufbaut und der so seltsam aussah, dass man in einen anderen Erdtheil zu blicken glaubte.

Neben den letzten Häusern und Gärten Granada's, die sich jenseits des Darro den Hügel hinanziehen, geht in gerader Linie eine Mauer von oben nach unten und scheidet so den bebauten Abhang vom ungepflügten wilden. Dieser letztere war's, der uns so ausser-europäisch erschien. Es ist bedeckt mit den hier überall wild wachsenden Cactusfeigen, einem abenteuerlichen Pflanzengebilde aus dicken fleischigen, stacheligen birnenförmigen Blättern bestehend, die eines dem andern in's Unendliche fort zu entwachsen scheinen. Baumhoch mit dicken Stämmen stehen sie hier, und keinen anderen Baum oder Strauch dulden sie neben sich. Sie bilden ein ausgedehntes, den

ganzen Berg überwucherndes, chaotisches Gewirre und unter ihren dunklen Schatten sieht man zahllose schwarze Löcher, die Eingänge zu ebenso vielen Höhlen, gähnen.

Dies ist der Albaycin, das Zigeunerquartier von Granada, und in seinen Höhlen wohnen die berühmten Gitanas.

Wir mussten uns endlich vom schönsten Rundblick losreissen und gingen auf eine halbe Stunde in's Hôtel, um ein wenig auszuruhen und am gemeinsamen Almuerzo theilzunehmen. Es begann, wie überall, mit dem Eierkuchen und gebackenen Fischen und endete mit Beefsteak, Obst und Käse. Die Weine waren ebenso trefflich wie anderswo, und die Cerveza inglesa (englisches Ale) gleich köstlich. Kurz, und um Spaniens Ehre zu retten, man ist auch hier ganz gut untergebracht. Nur die Zimmer sind nicht so elegant und comfortable eingerichtet, wie in den anderen Städten. Wer nähme aber nicht mit Freuden fürlieb, dafür, dass er oben auf der Höhe der Alhambra wohnen kann.

Wir gingen nun, das zweite kleinere Sommerschloss arabischer Könige anzusehen, das am steilen Abhang schwebende, auf einem anderen parallel gehenden Ausläufer des Alhambrahügels erbaute Generalife. (So haben sich nämlich die Spanier seinen älteren, dem Arabischen näherliegenden Namen Gnihalariffe mundgerecht gemacht.)

Wir verfolgten die Allee, in der wir wohnen, weiter aufwärts, bis zu dem Punkte, wo die Bäume

aufhören und die Landstrasse den Bergen zuläuft, und schritten dann links über das Brückchen dem Gartenthore des Generalife zu. Einen Augenblick mussten wir stille stehen, es war wieder ein wunderbares Landschaftsbild vor uns, nämlich der Eingang zum Mühlenweg, einem Pfad, der von hier durch die Schlucht am hüpfenden Bache hinabführt bis zum Darro. Alte Thürme auf Felsen bewachen ihn, Mauern, von langen schwebenden Epheuranken umhüllt, sind zwischen die Felsen geklemmt, ein malerischer hoher Brückenbogen geht über die Schlucht hinüber, von Fels zu Fels, und wirft einen prächtigen Schlagschatten über den sonnig gelben Weg. Hohe herrlich belaubte Bäume umrahmen die romantische Landschaft. Wie lockte sie zum Zeichnen, doch man musste vorüber eilen.

Die Gartenthür that sich auf. Man steigt nun einen kleinen Hügel hinan, immer begleitet von den melodisch murmelnden Bächlein, die jedem Weg und Steg auf der Alhambra zur Seite gehen. Nun biegt man links in eine lange Cypressenallee, wo es balsamisch duftet. Bald entdeckten wir, dass unter den Cypressen Alles voll Veilchen war! Man sagte uns, dass sie jetzt zu blühen beginnen und fort blühen, den ganzen Winter, bis zum Februar. Die wilden sind einfache wie bei uns, nur heller, grösser, stärker duftend, die gepflanzten auf den vielen Veilchenbeeten, die man hier in allen Gärten sieht, sind grosse gefüllte.

Am Ende der Cypressenallee wieder ein Thor in der weissglänzenden Wand eines freundlichen Häuschens, über dem Thor ein Balcon mit offener Thür. Wir läuten und es erscheint oben im Rahmen der Thür ein wunderschönes, lilienblasses, grossäugiges Mädchen und verschwindet wieder. Inzwischen öffnet unten die Gärtnerin des Schlösschens, auch eine schöne liebe Frau mit schwermüthigen Zügen, und lässt uns ein. Die blasse Schönheit ist ihre Tochter. Zum Verdrusse unserer Herren blieb die Mutter Führerin im Generalife, die Tochter ward nicht mehr gesehen.

Welch' ein Paradies nun wieder hier: vor uns ein schmaler Garten, Viele würden ihn steif nennen, ich fand ihn hierher so passend, fand ihn so entzückend! obwohl er Einen fremdartig, ich möchte sagen arabisch anmuthet.

In der Mitte nämlich fliesst in einem schmalen langen Canal von weissem Marmor ein klares Wasser, zu beiden Seiten stehen in grossen röthlichen Thonvasen üppig blühende Pflanzen. Hinter diesen erheben sich Mirtenhecken und wieder hinter ihnen hohe verschlungene Bogen aus glatt und rundlich zugeschnittenen Cypressen.

Dies Ensemble, die wunderschöne Perspective, das Bild am Ende dieser Bogenallee (man sah dort durch die Säulenhalle vor dem weissen Schlösschen und mitten durch seine Gemächer hindurch eine weit offene Balconthüre, und durch diese wieder in unendlicher Ferne, Winzigkeit und hellstem Sonnenlichte ein Stückchen Granada's),

der Spiegel der Blumen im Wasser und der blaue Himmel über all dem Glanze, es ist wieder zum Entzücken!

An der linken Seite dieses Canals zieht sich nun eine Terrasse hin, mit säulengetragendem Dach und üppigem Schlingpflanzengewucher. Von da aus hat man den schönsten Anblick der Alhambra drüben auf dem Schwesterhügel. Da ist sie so recht, die »rothe Burg«, im Grün der Bäume, an schroffem Abgrund hingebaut. Während ich zwischen den Pfeilern sass und ein kleines Aquarell machte, und es aus den Zaubergärten zu meinen Füßen unten in der Schlucht berauschend duftete nach Jasmin, Rosen, Veilchen und Nelken, stand die Gärtnerin bei mir, erzählte von ihrem Sohne der auch Maler sei, fragte mich ob bei uns in Oesterreich die Lüfte auch so lind schmeicheln, »*si tambien los aires carecen tan lindo!*« wie hier? und liess sich, wie alle Spanier und Spanierinnen, mit denen wir nur je bis jetzt gesprochen haben, von der künftigen Königin erzählen.

Als ich fertig war führte sie uns in die zierlichen Säle des kleinen Zauberschlosses, die hinter einer Vorhalle liegen, welche ebenso schön ist, wie jene im Mirtenhofe. Auch hier sind die durchbrochenen Stuckwände von den feinen glatten Säulchen getragen und von schmalen Bogen unterbrochen. In den Sälen schweben Balcons über dem Abgrund, unten glitzert der Darro, man sieht gerade hinein, und direct in alle Strassen von Granada und auf all die weissen Häuserfronten

mit den flachen überhangenden Dächern und den vergitterten arabischen Erkern, und kehrt man diesem Bilde den Rücken, so sieht man durch die offenen Thürbogen und die Vorhalle gerade hinaus in die lange Perspective der Cypressenbogen und Mirtenhecken, und sieht und hört wie das helle Wasser, in höchster Eile seine Wellchen überstürzend, den Canal hinuntermurmelt.

Dies schöne Wässerchen kömmt vom Berg herab, der gleich hinter dem Generalife aufsteigt, und ehe es in den geraden Weg einbiegt, eilt es im mäandrischen Laufe zwischen Mirtengesträuch und Rasen herbei, und seine Ufer sind so dicht mit dem zierlichen Farrenkraut *Adiantum capillus veneris* bewachsen, dass dessen feine Aeste und Blätter wie ein grüner Schleier darüber liegen und man es nur murmeln hört, kaum einmal hie und da durchblitzen sieht. Wir gingen im Garten zwischen üppig blühenden Blumen und Sträuchen umher und unter einem Laubengang, von dessen Decke Traube an Traube purpurglühend niederhing, den Berg hinan. Es waren lauter röthliche Trauben mit ganz durchsichtigen kolossal grossen Beeren.

Oben auf der Höhe dieses Hügels ist kahles Gestein, ruinenhaftes Gemäuer und kurzer Graswuchs. Hier ist der Rundblick ebenso umfassend wie vom Thurme der Vela, und hier ist die denkwürdige Stelle, wo der vor Ferdinand und Isabella fliehende Boabdil zum letzten Male thränenden

Auges hinab auf seine Schöpfung sah und dann das Ross bestieg, das ihn im Flug zur Meeresküste tragen sollte.

Wenn man hier steht und all' den Zauber, all' die Schönheit sieht, begreift man, wie entsetzlich ihm zu Muthe gewesen sein mag, dies nun lassen zu müssen. Ach! auch wir waren traurig genug, nicht länger weilen zu können, aber die Sonne sank schon, und tiefviolett erglühete die Nevada.

Die liebe Gärtnerin beschenkte uns mit Rosen, Nelken, Jasmin und wohlriechenden Kräutern, und wir kehrten in unsere stille Fonda zurück zur Mesa retonda. Es waren nur wenige Gäste am Tische, obenan sass Granada's englischer Consul Mr. Stanier, der längst hier eingebürgert, und machte gewissermassen die Honneurs, neben ihm eine wunderschöne Señora aus Madrid, die hier zur Sommerfrische wohnt, dann ein Engländer, ein Spanier, ein Holländer mit seiner Tante, und wir vier: Moriz und ich, Ina, von jetzt an spanisch Doña Ines, und Herr S. aus Wien, nun spanisch von uns Don Jorge genannt, theils aus Scherz, theils als Uebung im Spanischen, denn Jorge ist das schwerst auszusprechende Wort, alle Lehrer lassen es die Schüler üben wegen des J und G die beide wie ch in unserem Ach oder Krach klingen müssen.

Es gab viele Gerichte, und wenn auch nicht gerade auf das Feinste zubereitet, genügten sie doch bescheidenen Ansprüchen.

Nach der Comida zog es uns wieder hinaus in die Allee, wo das Mondlicht so entzückend durch die hohen Wipfel glitzerte. Vor unserer Fonda, wie drüben vor Siete Suelos, sassen die wenigen Gäste auf Stühlen an der Thüre und genossen den milden Abend. Da machte der Engländer den Vorschlag, die Alhambra im Mondscheine anzusehen, und die ganze Caravane zog sofort dahin. Die freundlichen Diener liessen uns ohne Widerrede ein und in einer wahren Trunkenheit des Entzückens zogen wir nun im Palast umher. Wir sahen zuerst das Funkeln des Mondlichtes auf dem Bassin des Mirtenhofes, an einem Ende die blendend hell schimmernden Arkadenreihen mit den dunkel beschatteten Bogen dazwischen, den gewaltigen Comaresthurm, der diese wie hingehaucht erscheinenden Säulenhallen überragt, und es schien uns noch schöner als am Tage. Dann traten wir in den Löwenhof; diese Ruhe jetzt, dies wunderbare Schweigen und all' diese magisch weissen Säulen rings im Silberlicht des Mondes, die bläulichen Schatten, die sie auf den blendend hellen Marmorboden warfen, die Zeichnungen, die durch die durchbrochenen Stuckwände, über den Bogen da entstanden, es war Zauberei! Es war, als könnten nimmer Menschenhände es gemacht haben. Und erst im Lindaraja-Erker, wo das volle Mondlicht durch die grossen Bogen in den dunklen Raum hereinfluthete und oben durch die durchbrochene Kuppel glitzerte. Wir sassen Alle wie gebannt in den Fensteröffnungen und sahen in den

grünen Orangenhain hinab, der taghell, nur viel milderem Lichte, erglänzte. Dann gingen wir hinaus und durch die auf einer Seite offenen Holzgalerien hinauf in den Tocador de la Reina. Dies ist ein später angebauter Pavillon, mit Arabesken in Rafaels Manier ausgemalt, hoch auf dem Felsen schwebend, wie ein Adlernest, und durch seine offenen Bogen den schönsten Blick auf Granada gewährend. O wie herrlich war es auch hier wieder. Wir sahen die Stadt da unten in der Tiefe vom hellsten Silberlicht übergossen, jedes Fenster an ihren weissen Häusern konnten wir erkennen, alle Geheimnisse ihrer Balcons und Erker wären uns offenbart gewesen. Aber Schweigen und Ruhe waren in holder Schönheit über sie ausgegossen; sie glich einem schlafenden, traumbefangenen Mädchen.

Die poetischen Araber sahen ihre geliebte Stadt auch immer an wie ein Weib, wie ihre Braut, und nannten sie in ihren Gedichten nie anders als »die reizende Granada«.

Am allermagischsten jedoch schien es mir im Comaresthurm zu sein, im Saale de los Embajadores. Dieser riesig grosse Saal mit seiner für den Blick fast unerreichbar hohen Kuppel war ganz in nächtliches Dunkel gehüllt und nur die sechs Erker ringsum und der weite Thürbogen mit seiner Tropfsteinumrahmung gegen den Mirtenhof hin, leuchteten uns hell entgegen. Durch jeden der grossen Erkerbogen strömte Mondlicht-

fülle herein und scharf zeichnete sich in jedem das mittlere schlanke Säulchen, das die beiden Bogen verbindend stützt, schwarz auf den hellen Himmel hin; und nun durch diese Erker hinaus der Blick auf eine Mondlandschaft, wie noch kein Maler sie je gemalt. Das schimmernde Granada da unten, die weite Ebene, die jetzt ganz hellgrünlich erglänzte, die Bergketten durchsichtig blassblau wie der Himmel selbst, und am Himmel trotz hellstem Vollmondschein dennoch viele tausend funkelnde Sterne. Auf der anderen Seite blickt wieder der Mirtenhof herein, wie ein Gedicht, das zu uns sprechen will und uns erzählen von den schönen Tagen, da hier bei eben solchem Mondesglanze die Fontainen rauschten und in Diamantregen zerstieβten, und die schönen Frauen mit den stolzen Rittern fröhliche Feste feierten.

Hier im Mirtenhofe fand man Wasserröhren, die da zeigten, dass mitten aus dem Mirtengebüsch feine Strahlen empostiegen und sich in Bogen in das Bassin ergossen. Diese sind jetzt zerstört, aber die Wasserkünste des Löwenbrunnens gehen noch und spielen manchmal wieder, wenn hohe Festtage sind, oder der König hieher kömmt. Ines und ich beneideten die junge Königin, die einst, wenn sie im zauberischen Frühlingsglanze, wie Schack ihn schildert, am Arme ihres Gemals zum ersten Male die Alhambra betritt, sie so sehen wird, wie sie in ihrer wahren Herrlichkeit gewesen, mit spielenden Fontainen und dem Schmucke köstlicher Teppiche und Blumen.

Zum zweiten Male mussten wir nun dieses schönste Plätzchen der Erde heute verlassen, aber, o Seligkeit, vier Tage lang dürfen wir noch hier weilen und wir wollen es geniessen so viel wir können.

Welch' einen Eindruck die Alhambra auf alle Menschen macht, mag beweisen, dass sogar die reisenden Engländer hier poetisch und liebenswürdig werden. Die paar, die wir heute und in den folgenden Tagen trafen, legten ganz die gewöhnliche Steifheit und Unnahbarkeit ab, die die Engländer sonst auf Reisen haben, redeten uns an, plauderten, schienen ganz gesellig, ganz höflich geworden zu sein und schwärmten genau wie wir!

Am nächsten Tage nach der Morgenchocolate, die wir Vier in der offenen Balconthüre gemeinsam nahmen, wollten die beiden Herren nach Granada hinab, zur Post. Ines und ich aber eilten allein hinüber in die Alhambra. Wie lieblich ist der Morgen in unserer Allee, wie singen die Vögel so heiter, wie duftet es rings. Auch belebter ist's als am Abend, Eselchen, mit Säcken oder Gemüsekörben beladen, werden von Bauern und Bäuerinnen aus dem Gebirge nach der Stadt hinabgetrieben, und kleine lustige Zigeunerbuben (sogar die Betteljungen sind hier allerliebste), umringen uns und bitten in allen Sprachen: *give me a penny, donnez moi un sou, una limosna Señora!* Wir hatten unseren Spass mit ihnen, indem wir ihnen immer sagten, sobald sie auf Deutsch betteln könnten, gäben wir ihnen etwas. Von diesem Lande und von dieser Sprache schienen sie aber in ihrem Leben noch nichts vernommen zu haben, und schüttelten traurig den Kopf, immer wieder ihr *give me a penny* wiederholend, denn wir sollten durchaus *inglesas* sein. Zuletzt vereinbarten wir uns mit ihnen und gaben ihnen, so oft sie auf Spanisch baten. Weniger drollig war eine Zigeunerin, die allmorgendlich mit Lumpen bedeckt vor dem Hôtel stand und auf den Armen zwei neugeborne Kinder trug, deren Köpfe die Rabenmutter ganz hinunter baumeln liess. Wir

konnten sie deshalb nicht sehen, hörten aber nicht auf, Don Jorge mit ihr zu necken, denn er fand zu unserem Verdrusse das entsetzliche Weib wunderschön und setzte ihr eines Tages ein köstliches Frühstück vor, um ihr eine Freude zu machen.

Doch zurück zu unserem heutigen Tage. Wie wir Beide, Ines und ich, nun durch die Allee dem Algibaresplatze zuwanderten und eben in die einsame dunkle Seitenallee einbogen, stellte sich uns plötzlich ein abenteuerlich banditenhaft aussehender Mensch in den Weg, streckte uns beide Hände entgegen, in der einen eine Photographie, in der anderen eine riesengrosse Scheere haltend, und schien uns Erschreckten sagen zu wollen: *La Photographie ou la vie!* Er hatte einen grossen schwarzen Bart, was man an Spaniern so selten sieht, furchtbare Augen, einen hohen spitzen Hut und ein Costum, wie ein Räuberhauptmann in der Oper. Er stotterte: *un franc Madame*, und wir erkannten alsbald, dass wir die Photographie kaufen sollten, wenn wir nicht mit der Scheere in zwei Theile geschnitten sein wollten. Wir thaten es, und siehe, da stand auf der Rückseite geschrieben, er sei das Modell des berühmten Malers Fortuny gewesen. In der Fonda hörten wir dann, er sei ein Zigeuner und die Scheere sein Attribut, denn alle Zigeuner beschäftigen sich mit dem edlen Handwerk der Schafschur. Wir hatten ihn im Verdacht, der Gatte der zerlumpten Mutter der Zwillinge, und der Vater der bettelnden sprachkundigen Jugend zu sein, denn täglich umlagerte diese kleine Ge-

sellschaft die beiden Fonda's, und aus dem gleichen Interesse, wie sie sich in Lumpen hüllt, mag er sich so theatralisch gleissend anziehen.

Nach diesem Intermezzo durften wir endlich ungehindert weiter gehen, denn nur bis zu dieser Allee können Bettler kommen, im Umkreis der Burg darf sich keiner blicken lassen.

Die Diener, befragt, ob wir allein hinein gehen und darinnen zeichnen dürften, liessen uns mit der grössten Freundlichkeit passiren. Wir setzten uns also auf die Marmorstufen des Abencerragen-Saales, schauten, träumten und malten, denn es lockte mich eine Skizze zu machen von dem Durchblick durch die dunklen Bogen der gegenüberliegenden Gemächer auf die hellbeleuchteten Orangenbäume im fernen Rahmen des Lindaraja-Erkers. Es war eine Wonne da zu sitzen, die wechselnden Beleuchtungen und Schatten zu beobachten und die wunderbare Erfindung und Zeichnung der tausendfältigen Stuck-Arabesken in der Nähe zu studiren. Wir versuchten es, ein kleines Stück dieser geometrischen Figurenverschlingungen mit Genauigkeit abzeichnen zu wollen, es war unmöglich, wir mussten es aufgeben.

Meist war es still und einsam, nur ein paar Arbeiter, die auf den Gerüsten in einer Ecke des Hofes den herabgefallenen Stuck ausbesserten, sangen melancholische Weisen.

Ein junger Mann, der gleich uns den Löwenhof malte, gesellte sich zu uns, und hocherfreut, mit uns spanisch reden zu können, liess er Pinsel

und Palette stehen, legte sich malerisch auf die Marmorstufen zu Ina's Füßen und erzählte uns allerlei Sagen der Araberzeit, allerlei »*tales of the Alhambra!*«

Es war der Gärtnerssohn aus dem Generalife, der Bruder der schönen Pepa: Don Fernandez de Galindo.

Während ich so stille malte und die beiden anderen schwärmten und plauderten, gingen oft lange Züge von Fremden, einen Lohndiener an der Spitze, vorüber, und wir mussten jedesmal lachen, wenn dieser hinter uns im Bassin die rothen Flecke zeigte, und darauf schwor, es sei echtes Abencerragenblut! Alle blickten es dann lange und andächtig schaudernd an. Diese hie und da durchziehenden Gesellschaften waren niemals weder Engländer, noch Deutsche, noch Franzosen, sondern immer Spanier und Spanierinnen, die auch gerne her zu reisen und ihre Alhambra zu bewundern scheinen.

Auch in den anderen Gemächern schwärmten wir in den Pausen der Arbeit umher und Don Fernandez machte uns auf manches Schöne aufmerksam, was uns gestern entgangen war; zeigte uns manches Eckchen, wo die einstige Farbenpracht noch ungebleicht erglühte. Es war uns heute, als gehöre uns die göttliche Alhambra, als wohnten wir in diesen Räumen, die doch für Ueberirdische erbaut zu sein scheinen, so schön war's stundenlang hier so ganz allein hausen zu dürfen. Man sagte uns später, dass nur den

Deutschen die Diener also trauen, und sie allein darin lassen, während die Engländer so viel Azulejos als Andenken ausgebrochen haben, dass man sie nicht unbewacht hinein lässt.

O wie bewunderten wir heute wieder den Embajadores-Saal mit seinen Balcon-Erkern, jeder solche ist ein tiefes Gemach in dem dicken Gemäuer und oberhalb der hohen Bogen sind noch Reihen kleiner Bogenfenster mit goldenem Sternengitter, die mit ihrer Lichtfülle in den dunklen Wänden wie eingesetzte Edelsteine leuchten.

Die Arabesken in diesem, wie im Schwesternsaale, sollen theilweise aus einer Art Glasmosaik zusammengesetzt sein, und bei Beleuchtung eine ausserordentliche Wirkung machen! Wunderschön ist es, dass die Araber auch ihre Gemächer zu lebenden Wesen machen, wie die Griechen ihre Bäume, Berge und Wässer, und sie reden lassen zu den Eintretenden; denn alle die Buchstabenreihen, die wir als Ornamente schauen, sind Gedichte, in denen die Wände ihre eigenen Reize preisen, und mit denen sie den Gast grüssen, um ihm zu sagen, wie schön sie sich für ihn geschmückt. Nicht nur in Schack's Buch, auch in der trefflichen spanischen Beschreibung der Alhambra von Señor Contreras (dem Leiter der Restaurationsarbeiten) stehen sämtliche Inschriften übersetzt. Sehr merkwürdig ist der Löwenbrunnen. Das kolossale Marmorbecken ist mit dem reichsten Arabeskenschmuck umgürtet,

in feinster Arbeit, und die zwölf kleinen grünlichen Löwen, die das Becken tragen, sind so hässlich und roh, wie wenn sie nach hölzernen Kinderpferden gemacht wären. Offenbar waren die Wasserkünste dieses Brunnens so eingerichtet, dass das Wasser in dichten Strahlen über die Löwen in das untere Bassin floss, und da man sie stets nur durch einen Schleier Wasserstaubes sehen sollte, mochte es besser wirken, wenn sie so roh gemeisselt waren.

Um 2 Uhr kehrten wir zu unseren Herren in die Fonda zurück, nahmen gemeinsam das Almuerzo und gingen dann wieder in das Freie hinaus. Mich zog es auf den Thurm. Ich hatte solche Lust die Nevada zu skizziren. Ach aber, welche Schwierigkeit! die Farbentöne und die Schatten wechselten fortwährend, es kam dadurch keine Ruhe in mein Bild. Dazu ist's ein Gebirgszug mit merkwürdigen Rissen, Schluchten und Einschnitten nach der Vega herab, welche die tiefsten Zickzackschattenlinien an die hell beleuchteten Wände bringen und sich jede Viertelstunde ändern. Als ich begann war die ganze Sierra duftig rosenroth, nach einer kurzen Weile war sie purpurn, nach einer weiteren violett und als die Sonne unten war, dunkelkobaltblau. — Es war zum Verzweifeln.

Die drei Reisegefährten hatten mich auf den Thurm geleitet und waren dann weggegangen. Der alte Thurmwart blieb oben und Moriz bat ihn, auf mich acht zu geben, dass mir nichts

geschehe. Es war nun rührend zu sehen, wie ernst der gute Mann dies nahm, nicht einen Augenblick verliess er mich, bald brachte er mir einen Stuhl, dann ein Tischchen, dass ich's bequem habe, dann Wasser, ein paar Feigen, die er oben zum Trocknen ausgelegt hatte, und so mehr. Als ich endlich gehen musste, da die Dämmerung kam, hiess er mich warten, eilte hinab und kehrte mit einer Lampe zurück, um mir die dunkle Treppe hinunter vorzuleuchten; das entzückte mich, denn es war ein antikes Messinglämpchen mit drei Armen und drei kleinen Flämmchen, die ihren Oeffnungen entquollen, ganz so wie die alten pompejanischen. Ueberall in Granada sieht man sie und sind sie noch heute im Gebrauch.

Bei der Comida fanden wir uns alle wieder. Die drei Anderen waren im Mühlenthale und in den schönen Gärten rings umhergestreift. Ich hatte das nun leider versäumt.

Die Unterhaltung bei Tische mit Consul und Señora war heute recht lebendig. Der Engländer und der Holländer waren abgereist, aber der Spanier geblieben. Es war ein schöner stattlicher junger Mann mit Augen, aus denen schwarzes Feuer zu strömen schien, so dunkel glühten sie. Wir plauderten auch mit ihm, fanden ihn sehr artig, hielten ihn aber für nichts besonders Feines, da er gar so von Brillanten funkelte; ganz wie Herr Granados in jener Nacht zu la Encina, trug er einige Tausende in Busennadeln und Ringen

an sich. Wie sehr waren wir daher verwundert, als wir im Bureau hörten, es sei Marquis R., Herzog von Cuba.

Am Abend stand uns ein merkwürdiges Vergnügen bevor. In einer nahen Schenke sollte eine Zigeunergesellschaft tanzen. Es wird dies von den Wirthen der beiden Nachbarhôtels: Washington Irving und Siete Suelos öfter so arrangirt. Die Gäste gehen dann alle hin, um zuzusehen, und zahlen Jeder ein Bestimmtes.

In einem winzigen Saale sassen wir Fremde alle an der einen Seite um die Wand herum. Entgegengesetzt sassen acht Zigeunermädchen, ein Bursche und der Zigeunerkönig. Der letztere, ein Gentleman in Frack und Cylinder, ist ein ältlicher Herr mit grauen Haaren, gewöhnlichen Zügen, aber recht zigeunerisch brauner Hautfarbe, besonders an den Händen. Er hat ganz feine Manieren. Er spielt die Guitarre, wie Sarasate die Violine, mit Meisterschaft. Er soll davon sehr reich geworden sein. Der Bursche und einzige männliche Tänzer, auch ganz braunen Angesichts, war gekleidet wie die Bauern, die wir in Granada gesehen: kurze Sammethosen, Ledergamaschen, braune Jacke, rothe Binde, auf dem Kopfe sass ihm das niedere Sammtmützchen mit ringsum aufgebogenem Rande. Auch die Mädchen waren alle braun, ihre Hände wie die von Mulattinnen, doch jung und schön, zwei sogar bezaubernd, besonders wenn sie lachten. Ihre Augen, schmal offen und länglich, erinnerten uns an die der Japanerinnen,

die wir gesehen. Sie haben auch so grosse sammene Augäpfel, dass man gar nichts Weisses sieht. Dazu hatten die beiden Schönen kleine feine Näschen, purpurrothe frische Lippen, tadellose Zähne und einen schwermüthigen Blick unter den halbgeschlossenen Lidern hervor. Ihre Gestalten waren meist klein und breit, nur zwei der Mädchen fanden wir schlank und hochgewachsen. Reizend schön war die Wellenfülle ihrer reichen, glänzend schwarzen Haare geordnet und wie es hier Sitte ist, vollgesteckt mit einzelnen frischen Blumen. Geranien, Zinnien, Jasminblüthen, und mit Vorliebe die dicken dottergelben Blumen von *Tagetes erecta* leuchteten gelb, weiss und roth auf ihren Köpfen und unsymmetrisch staken die einzelnen Blüthen in den Scheiteln oder neben, unter- und oberhalb des geknoteten Zopfes umher. An den Schläfen waren zu dreien und vieren die dicken runden Haar-Ringel festgeklebt, die Padillas, welche alle Spanierinnen tragen. Sie gaben, zu so vielen übereinander, ihren Gesichtern etwas Wildes.

Der Anzug der Mädchen war nicht sehr schön, sie trugen lange percailene Kleider, ja sogar lange Aermel, alle zwar in hellen Farben und mit unzähligen Volants und Hunderten von Bandschleifchen aufgeputzt, aber eben ganz wie Damenkleider, die nur des feinen Geschmackes entbehren. Der Oberkörper war in ein seidenes Tuch gehüllt, dessen heller Grund voll bunte Blumen gestickt war und dessen lange Fransen über die Schultern fielen. Auch trugen sie sämmtlich winzig kleine

weisse, gestickte Mullschürzchen und am Halse viel Schmuck und Perlenketten. Sie tanzten alle Tänze, die man nur je mit spanischen Namen nennen hörte: Jaleo, Jota, Fandango, Cachucha, Ole u. s. w. Immer spielte dazu der König die Guitarre, immer sassen zwei der Mädchen an der Wand und klatschten im Tact in die Hände, immer schmetteten die Anderen mit den Castagnetten, und zu jedem Tanze sang ein Mädchen das eintönige traurige Zigeunerlied mit der Molcadenz, das man hier überall Abends erklingen hört, nur jedesmal mit anderem Text. (Wir haben es vielfach in Noten gesetzt gefunden und mitgebracht.) Der erste Tanz war eine Aragonese. Sie traten gemeinsam zu ihm an, er bestand aus Verschlingungen, fast wie Cottillonfiguren, und da sie Alle so ernsthafte Gesichter dazu machten, als ob sie die anstrengendste Arbeit ausführten, da sie Alle mit den Füßen stampften, der »König« mächtig in die Saiten seiner Guitarre schlug, und wie schon gesagt, auch noch dazu das Castagnettenklappern und der melancholische und doch wilde Gesang aus ganz roher ungeschulter Kehle ertönte, war es so betäubend und erschien uns zugleich so komisch, dass sämtliche Zuschauer ihre Taschentücher vorhielten, um nicht laut aufzulachen. Bald aber gewöhnte sich das Ohr an den Lärm und das Schauspiel fesselte uns seiner Originalität halber mehr und mehr.

Es folgten nun Tänze, wo nur vier oder zwei Mädchen allein tanzten, so der Jaleo, die Jota, die

Cachucha, der Ole. Beim Jaleo blieben die Mädchen immer auf einer Stelle und schienen kleine trippelnde Bewegungen mit den Füßen zu machen, die sie von Zeit zu Zeit durch heftiges Stampfen unterbrachen. Leider sah man die Füße nicht, da sie so lange Röcke trugen, aber sie zappelten immer auf demselben Platze umher, es war ganz seltsam. Dazu wiegten sie den Oberkörper reizend auf den Hüften und machten mit den Armen wunderbare Bewegungen über dem Haupte und nach den Seiten.

Bei jedem neuen Reigen wurden die Mädchen leidenschaftlicher. Die Cachucha führten nur zwei Tänzerinnen aus. Das ist ein entzückender Tanz. Oft kniet dabei die eine Tänzerin, biegt den Oberkörper ganz zurück und wendet ihn drehend nach dem um sie schwebenden zweiten Mädchen. Dazu stets die schönen Bewegungen der erhobenen Arme und das muntere Spiel der Finger mit den Castagnetten. Als beim letzten Mädchentanz die zwei besten Tänzerinnen, durch Beifall, Musik und Gesang berauscht, schon ganz leidenschaftlich geworden waren und, sich auf den Hüften hin und her wiegend, wie verzückt zum Himmel blickten, *Ole, Ole!* riefen und die Kleider mit wilder Grazie emporrissen, wie die Pariserinnen beim Cancan, hatte es etwas wirklich Hinreissendes, Fascinirendes.

Die eine Zigeunerin, die Maria hiess, gefiel uns gar so gut. Ines und ich setzten uns in der Pause zu ihr und plauderten mit ihr. Sie war sehr freundlich, aber wehe, die Zigeunernatur kam bald zum Vorschein. Geld, Geld war ihre Parole;

mit der einen Hand bot sie uns eine gelbe Blume aus ihrem Haar, mit der anderen wollte sie einen Franc dafür, und als wir lachend sagten, wir wollten sie geschenkt haben, steckte sie sie schnell wieder in den Zopf. Auch ihre Castagnetten wollte sie uns schenken, aber nur um fünf Francs! Ihr hässlicher harter Dialect war auch recht schwer zu verstehen. Von einigen Herren erhielten die Mädchen Geld, und allsogleich trugen sie es dem König hin. Keine behielt davon. Für diesen Tyrannen also scheinen sie habsüchtig zu sein. Auch mit dem König unterhielten wir uns am Schlusse. Er plauderte ganz civilisirt und reines Castilianisch. Seiner Guitarre entlockte er wirklich wunderschöne Töne, die grösste Kraft, das zarteste Pianissimo brachte er hervor, ahmte Glockengeläute und ein Gewitter nach, und spielte einen brausenden Marsch, als wenn's ein ganzes Orchester wäre. Beim Schlusstanz, dem Fandango, tanzten, wirbelten und drehten sich alle Mädchen im wilden Reigen umher, und mitten durch schlängelte sich oder stand, sich drehend, jener Bursche, der bis dahin nicht mitgetanzt. Er hielt immer hoch in der Rechten die Bandera (das Tamburin) und rasselte damit. Auch dieser Ensambletanz ward leidenschaftlich und feurig ausgeführt und interessirte uns ungemein.

Als der letzte Tanz vorüber, zogen sich die Zigeuner in die Gaststube zurück und wir gingen über die Terrasse dem Wege nach unserer Fonda zu. Die Nacht war klar und balsamisch, wir lehn-

ten an der Mauer und sahen hinab nach Granada und hinüber zur dunklen Nevada, denn wir waren an der Seite des Hügels, wo man sie direct vor sich hat, gerade entgegengesetzt der Alhambra, im Rücken unserer Fonda. Da hören wir auf einmal wieder dasselbe eintönige, melancholische Lied durch die Nacht klingen und Castagnettengeschmetter und Guitarrenton. Wir gehen dem Klange nach, und siehe, unterhalb der Mauer, an der wir stehen, leuchtet Feuerschein aus einer Höhle und vor der Höhle, auf einem kleinen freien Platz am cactusfeigenumbuschten Abhang, tanzen zwei, drei Paare, sich umschlingend, immer miteinander abwechselnd und sich drehend, den wilden Reigen, den sie Jota nannten. Wir sahen ihnen lange zu. Die Männer hatten spanische Bauerntracht, die Mädchen kurze gelbe Röcke und weisse Hemdärmel, soviel wir erkennen konnten. So hatten wir doch auch einmal das echte Zigeunertanzen im Freien und vor ihrer Höhle gesehen.

Am andern Tage suchten Ines und ich die Stelle auf, es war richtig eine ebensolche Höhlenwohnung wie drüben am Albaycin und ebenso von wirren stachligen Feigen umschattet, und der Bewohner dieser Höhle (er trat eben heraus und lud uns ein, sie zu betrachten) war das entsetzliche Modell Fortuny's mit der grossen Scheere.

Es war der 4. October. Wir gingen des Morgens wieder in die Alhambra, ich musste doch meine Zeichnung fertig machen, und fanden wieder Señor Fernandez bereit, uns huldigend zu Füßen zu liegen, das heisst Gesellschaft zu leisten.

Wir blieben im Löwenhof und Lindaraja-Erker bis gegen Mittag. Dann ward ein offener Wagen genommen und nach Granada hinab gefahren.

Wir hatten es ja bisher nur aus der Vogelperspective gesehen. Durch alle Strassen fuhren wir umher, die engen und die breiten. Alle sind sehr belebt und so originell wie nicht einmal in Valencia. Alles erinnert an die Araber, der Reichtum an Brunnen und Alleen, die Bauart der Häuser, das Leben in den Erdgeschossen. In den schönen breiten Strassen und auf den Plätzen haben die Häuser unten maurische Arkaden und ebensolche oben unter dem weitvorspringenden, von geschnitzten Holzträgern unterstützten Dache. Andere Häuser wieder haben Aufbaue mit schattigen Lauben und Veranden an einer Seite des Daches und an der Façade jene ganz vergitterten Holzbalcons, die wie Käfige aussehen. Alles ist blendend weiss getüncht, dunkel nur das vorspringende Dach. Hie und da im Vorübereilen sieht man noch ein prachtvolles arabisches Hufeisenportal mit Cedernholzthüren und mit Azulejos und bunten

Stuckornamenten ringsum bis zum oberen Stockwerke, wo dann die luftigen Hallen kommen, fast so schön wie oben im Mirtenhofe. In der Mitte der grossen Plätze sind Marmorbassins mit Fontainen und Wasserkünsten und um dieselben her Alleen von Orangenbäumen. In den engen Gassen treiben sich die Landleute auf ihren Eseln umher. Ganze Züge gehen an Einem vorüber; die armen Geschöpfe werden furchtbar belastet. Sind sie nicht mit Kohlenkörben oder Getreidesäcken beladen, so müssen sie mindestens ein paar Reiter tragen. Oft sitzt eine ganze Familie, Mann, Frau und Kinder oben. Man kann aber auch nichts Traurigeres sehen, als diese schweigenden, stillen, geduldigen Dulder, wie sie langsam mit gesenktem Haupte und melancholischen Augen einhergehen, oder von der Last befreit, an irgend einem Brunnen müde wartend stehen und die Köpfe zusammenstecken. Fortwährend muss man in den engen Gassen zur Seite treten und sie vorüber ziehen lassen. Da sind Haus bei Haus die nach der Strasse weit offenen Handwerkerladen und es ist wunderhübsch, hinein zu sehen und zu beobachten, wie fleissig alle Schuster, Schneider, Guitarrenmacher und Kupferschmiede die Hände regen. Besonders häufig sind die beiden letzteren. Das nationale Instrument, die Guitarra, scheint noch sehr im Schwung. Viel weniger sieht man die in Italien so beliebten Mandolinen, die hier Bandurrias oder Calabazos (Kürbisse) heissen, weil sie aus ausgehöhlten Kürbissen gemacht werden. Bei den

Kupferschmieden konnten wir immer nicht vorbei, so schön geformte Schüsseln und Krüge findet man da und so reizende antike Messinglämpchen. Das Verlockendste aber sind die Brazeros. Dies sind grosse runde Kupferschüsseln mit maurischen Arabesken ciselirt und mit reich decorirten Messinggriffen an den Seiten. Man stellt sie hier im Winter mit Kohlen gefüllt in die Zimmer, um sich die Hände darüber zu wärmen; sie machen einen ganz künstlerischen Effect.

Wir kamen auf unserer Rundfahrt am botanischen Garten vorüber, einem wahren Paradiese gepflegter tropischer Bäume und Gewächse wunderbarer Ueppigkeit; es sind so viele Laubengänge von Jasmin, Rosen und strauchartigen Heliotropen darin, dass es strassenweit betäubend duftet.

Durch die Strasse Zacatin und über den weiten sonnigen, heissen Platz der Bivarambla (Alles noch arabische Namen) fuhren wir nun der Alameda zu, dem schönen Parke von Granada. Er besteht aus vielen dunklen herrlichen Alleen uralter Bäume, oben gewölbt wie gothische Dome, an der einen Seite ist bis zum Genil ein duftender Blumengarten mit Teppichbeeten und Rosengruppen, an der anderen Seite bilden die am Alhambrahügel klebenden arabischen Häuser, ganz in Lorbeer- und Orangengebüsch begraben, oft von Wasserfällen und Springbrunnen umrauscht, eine malerische Staffage. Auch in diesen Alameda's (Alleen) murmeln Bächlein an der Seite, wie oben. Die dunkelste breiteste Allee heisst der Salon.

Fährt man in denselben ein, so sieht man im Rahmen der gigantischen Bäume am fernen Ende einen monumentalen Brunnen, la Bomba genannt, mit haushohem Wasserstrahle, der aus einer Bombe aufsteigt und dahinter die schneebedeckten Gipfel der duftig blauen Nevada! ein schöneres Bild ist nicht zu denken.

Wir fuhren auf und ab. Im Rondeau, am Ende des Blumenparterres, spielte treffliche Militärmusik. Schöne Equipagen rollten hin und her, Reiter sprengten auf langmähnigen Rappen dazwischen und auf den Bänken sassen, wie überall in der Welt: Kindermädchen und — Soldaten.

Alle Mädchen des Volkes haben hier, ganz wie gestern die Gitanas (Zigeunerinnen), das dunkle Haar voll frische Blumen gesteckt. Eine weisse Blume vorn über der Stirne soll bedeuten, dass das Mädchen keinen Liebsten hat und ein solcher ihr willkommen wäre. Die feinen Damen Granada's sind alle in schwarze Seide gekleidet und tragen die graziöse Mantilla im Haare. Einen Hut haben wir in ganz Granada nicht gesehen, und wir fielen mit unseren Strohhüten so auf, dass wir seit heute auch spanisch gehen und unsere barcelonesische Mantilla tragen. Wenn alle Frauen wüssten, wie angenehm das ist und wie gut das kleidet, es käme nie mehr eine andere Mode auf. Man muss es freilich so zu stecken wissen, wie die Spanierinnen.

Noch über viele grosse Plätze, an merkwürdigen Kirchen vorüber, durch lange Vorstadt-

strassen, in denen die Leute vor den Thüren sassen, nähten, tischlerten, wuschen, und Kinder, Katzen und Hunde sich lustig umhertrieben, fuhren wir zur Cartuja, dem Karthäuserkloster, das merkwürdig zu sehen sein soll.

Es liegt einsam auf sanfter Anhöhe inmitten fruchtbarer Felder und Gärten, eine schöne freie Aussicht über die Ebene gewährend. Dahinter steigen Albaycin und Alhambra empor. Weder die Façade noch die Kirche selbst bietet etwas Besonderes und wir bereuten schon, gekommen zu sein. Da führte uns der Geistliche zu einer hohen, in bunten Hölzern eingelegten Thüre, und indem er sie zu öffnen zögerte, liess er uns Alle nahe hintreten, »der Ueberraschung halber«, wie er sagte. Als wir nun ganz gespannt davor versammelt standen, stiess er sie plötzlich weit auf — und wirklich entfuhr uns ein Ah! des Staunens. Wir blickten in ein zweites hohes, weites, blendend helles Kirchenschiff, aus welchem nie gesehener Glanz und Schimmer an Gold, Mosaik und Marmor uns entgegenstrahlte, im merkwürdigen Contrast mit der düsteren Pracht des Hauptschiffes, in welchem wir standen. Als wir nun eintraten und uns Alles näher betrachteten, war es eigentlich die Blüthe des Zopfstyls, in der diese Sacristei geschmückt. Allein die verschiedenen besonders goldgelben und röthlichen Nevada Marmorarten, die die Pfeiler als Mosaik bedecken, die Vergoldungen, die Bilder, die Blumengewinde aus farbigen Steinen, waren so geschickt vertheilt und

zusammengestellt, dass es wirklich fast schön zu nennen war, und der erste Eindruck ganz harmonisch und überraschend wie ein Zauber wirkte. Bei längerer Betrachtung kam freilich das Ueberladene durch seine Unruhe lähmend zur Geltung. Besonders störend wirkte die Häufung an sich zwar schöner, aber in zu grosser Menge vorhandener Kästen mit zahllosen Schiebladen zwischen den Pfeilern, die gleich den Thüren aus Mosaik, von Mahagoni- und Ebenholz, von Perlmutter und Elfenbein zusammengesetzt sind.

Nachdem wir dies nun alles genügend angestaunt, und draussen auf dem weiten Platze noch allerlei Spass mit lustigen Bettelbuben gehabt, fuhren wir zurück in die Stadt Granada. Wieder kamen wir über einen grossen malerischen Platz mit dunklen Alleen in der Mitte, es ist la plaza del triunfo. Ringsum stehen monumentale Gebäude, in der Mitte erhebt sich eine Säule mit der Jungfrau aus dem Grün und am äussersten Ende schliesst den weiten Raum ein maurisches Zinnenthor ab, das hinaus in die Vega führt: la puerta d'Elvira. Mitten in den Anlagen dieses Riesenplatzes wird eben ein neues Stiertheater gebaut. Es scheint, dass in ganz Spanien diese grausamen Schauspiele, die eine Zeit lang fast abgekommen waren, wieder frisch in Aufnahme sind.

Auf der Plaza nueva angelangt, fanden wir es zu früh schon heimzukehren und schnell ward beschlossen, dem Albaycin noch einen Besuch zu machen. Der Weg dahin ist einzig interessant.

Zuerst fährt man den Darro entlang, der jetzt im Herbst nur leider wasserleer ist, aber die Häuser am jenseitigen Ufer, uns zur Rechten, die völlig am Felsen kleben, die zahllosen, uralten, halb verfallenen arabischen Bogenbrücken, die von diesen Häusern herüberführen, geben dem Malerauge tausend entzückende Aquarellmotive. Jedes Haus wäre durch seine Balcons voll Blumen und Schlinggewächse, durch die darüber herabwehenden buntgestreiften Vorhänge, oder durch seine vergitterten Käfige, seine oft buntbemalten Wände, seine zierlichen Hallen unterm Dache, für sich allein schon eine Studie. Auf der linken Seite der Strasse sind Häuser wohlhabenderen Aussehens, oft kleine Villen in Gärten, dazwischen interessante Kirchen mit zierlichen, an arabische Architektur erinnernden Thürmen.

Allmählig geht die Strasse in eine wunderschöne schattige Promenade über und man fährt nun zwischen Rasenplätzen hin, die bis zum Darro reichen und zwischen hohen Ulmen und Nussbäumen, unter deren Schatten steinerne Bänke stehen. Ueber den Wipfeln aber thront und blickt fast erschreckend vom steilen Fels herab, das chaotische Durcheinander von Mauern, Thürmen und Pavillons, das zusammengenommen die Alhambra heisst. Von da aus gibt sie wieder ein ganz anderes, womöglich noch schöneres Bild. In diesem Spanien ist eben jeder neue Schritt auch ein neues Bild und man hat keinen heisseren Wunsch, als einmal hier als Maler reisen und

sich an jeder Biegung des Weges zum Zeichnen niedersetzen zu können.

Bald wendet sich nun der Weg links durch eine steile Vorstadtstrasse hinauf, ach, welche Ueberraschungen wieder! Hier scheint man im eigentlichen arabischen Stadttheil zu sein. Kein Hof in den man hineinschaut, wo nicht Arkaden winkten, kein Haus, das nicht Ueberreste von Stuckornamenten, Azulejos und über den Thüren eingemeisselten Emblemen der Araber zeigte. Dazwischen überall die saftig grünen Orangen- und die fruchtbeladenen Feigenbäume, die Weinlauben mit flatternden Ranken und röthlichen Trauben und der duftende, Alles mit schneeigen Blüthen überschüttende Schling-Jasmin. Unten waren die Häuser, wie auch auf dem Wege zur Cartuja weit offen; man sah die schönen Spanierinnen mit ihren gelben und rothen Blumen im Haare, nähen oder am Herde stehen und an der Wand erglänzten die blankgeputzten Messingschüsseln und Kupferkannen.

Auf halber Höhe des Hügels bogen wir rechts in eine enge Gasse, immer noch zwischen sauberen weissen Häusern und reinlichen Interieurs spanischer Arbeiter. Plötzlich hörten Häuser und Pflaster auf, und wir waren in einer Märchenwelt. Langsam im Staube auf schmaler Strasse fuhr der Wagen weiter, zur Rechten ging der Abhang jäh hinab in's Darrothal, zur Linken steil hinan der Albaycinberg. Alles war ein undurchdringliches Gewirre jener Pflanze, die der stete Begleiter der Zigeuner-

wohnung zu sein scheint, der *Opuntia vulgaris*, Cactusfeige. In Baumeshöhe und mit Stämmen, wie bei uns die Waldbäume, umstarrten uns die seltsamen Gebilde, ein lichter undurchdringlicher Stachelwald. Unter den Pflanzen und dazwischen waren grosse, weit offene Thüren in den Berg hinein zu den Höhlen, eine neben der anderen. Alle diese Höhlen waren bewohnt; die ersten sogar noch von Spaniern, dazwischen einzelne und zuletzt alle von den Zigeunern.

In denen, wo spanisches Volk wohnte, sah es wie immer höchst einladend und sauber aus: niedere Strohstühlchen, niedere Tischchen, an den Wänden das blaue Fayencegeschirr und die gelben Schüsseln, an den Fensterchen (es sind nämlich oft Lehmwände vor die Höhle gebaut), weisse Vorhänge. Man sah die Mädchen in gelben und rothen Flanellröcken und sauberen weissen Hemden stehen und waschen und bügeln. Es schien das Quartier der Wäscherinnen; wie anders aber war's bei den Zigeunern! Da gab es weder Schmuck noch Zier, da sah man weder Arbeit noch Ordnung. Nur Dunkelheit und Schmutz gähnten Einem entgegen. Während die fleissigen Spanierinnen sitzen blieben und sich kaum nach dem Wagen umdrehten, stürzte Alles, was Gitano und Gitana war, mit wildem Geschrei aus den Höhlen heraus und umringte uns. Dunkelbraune Kinder, nackt oder in schmutzigen Hemden, prachtvoll schöne Mädchen im gelben Rocke unten und halbzerrissenen Hemde oben, nussbraun, mit

Rabenhaaren und dunklen Sternenaugen, rannten herbei und wollten uns »*la buena fortuna*« sagen und »*una limosna*« haben. Knaben machten Purzelbäume, und hässliche lederartige Alte mit struppigen weissen Haaren schrieen sich heiser mit: »*Deme la mano!*« »*La buena fortuna! la buena fortuna!*« Wir wollten aber durchaus nicht unser »gutes Glück« prophezeit haben, so leid uns war, die merkwürdig schönen Mädchen nicht näher besehen zu können. Immer tauchten wieder neue wilde Gestalten zwischen den Cactusbäumen auf, und rothe und orangegelbe Röcke wetteiferten an Farbenglanz mit dem Hellgrün des Stachelwaldes, dessen birnenförmige Blätter oben am Rande goldgelbe Feigen tragen, gleich Kronen. Von diesen Früchten leben die Zigeuner. Zuletzt ward der Lärm und das Gedränge um unseren Wagen (der wie gesagt nur Schritt fahren konnte) so arg, das Geschrei und Gebalge, wenn wir Münzen hinauswarfen, so entsetzlich, dass wir nicht mehr weiter mochten, so lockend der Weg in die Bergschlucht hinein winkte.

Wir kehrten um und auf demselben Wege nach Granada zurück. Die wilde Horde verfolgte uns bis zu den ersten Häusern. Dann hatten wir Ruhe und Musse zu sehen, wie von hier aus der Anblick der hochthronenden, wahrhaft majestätisch vor uns ausgebreiteten Alhambra eigentlich am allerschönsten ist, wie sich von hier aus die Nevada als ihr richtigster Hintergrund ganz besonders grossartig hindehnt, und wie die weisse leuchtende

Granada sich so anmuthsvoll um den Fuss des Hügels gürtet, wie von keinem anderen Punkte aus.

Es war, so fort, im Anschauen dieses Bildes, ein wunderschönes Hinabfahren in die Darro-schlucht und jenseits ging's dann wieder hinauf in unseren stillen, lauschigen, duftigen Wald, zu unserer friedlichen, schattig gelegenen Fonda.

An der Mesa retonda ward eine Stunde ausgeruht und geplaudert. Wir suchten der schönen Frau aus Madrid das Fächerspiel abzulernen, das allen Spanierinnen so reizend steht. Eine Spanierin ist mit ihrem Fächer auf die Welt gekommen, denn sie trennt sich nie von ihm, und während sie geht, steht und plaudert, sitzt oder in der Kirche kniet, immer ist das kleine graziöse Ding in Bewegung. Bloss mit einem Finger der rechten Hand, man bemerkt es kaum, macht sie ihn unaufhörlich auf und zu, und da man in Spanien nur kleine Fächer von Papier, Seide oder Spitzen hat und die hässlich klappernden hölzernen, oder die plumpen grossen Fächer, die die Wienerinnen so sehr lieben, gar nicht kennt, ist das zierliche Spiel lautlos und stört nie die Conversation. Ein Anderes, was auch jeder Spanierin fast angeboren zu sein scheint und keiner fehlt, sind die runden dicken „*padillas*“ vom üppigen schwarzen Haare, die unter den Schläfen kleben, und die der Franzose so nett *les crève-coeurs* oder *les suivez-moi* nennt. Nach der Comida ward unten im Salon ein wenig musicirt und dann wieder hinaus in's Freie geeilt, um die hier so besonders balsamische, laue, linde

Abendluft zu schlürfen. Wir gingen zu allen Terrassen, zuerst zu der auf der Südseite, wo man die Nevada sieht, und wo gestern unter uns vor der Höhle die Zigeuner tanzten; heute war es still und stumm, kein Laut hörbar, kein Lüftchen regte sich. Tief unten schimmerte Granada, auch in der Nacht ganz hell und weiss und mit tausend Gasflammen, die auf eine Art, wie ich's nie und nirgends gesehen, hier glänzen und funkeln. Es ist gar nicht das trübe gebliche Licht, wie bei uns, es sind herabgefallene Sterne. Die Luft muss hier von einer ungewöhnlichen Reinheit und Durchsichtigkeit sein, denn Alles, Alles glänzt und leuchtet mehr und heller wie bei uns. Der Sternenhimmel ist noch einmal so voll Sterne wie bei uns, Alle sind doppelt so gross, im Sternbild des Orion wimmelt es von kleinen Sternen, die ich bei uns nie gesehen habe; ja wir sahen Gruppen von Gestirnen, die uns neu und fremd waren, und die Cassiopeia flammt hier wie von Sternen erster Grösse mächtig am Himmel.

Der Mond auch glänzt viel goldner und heller, man kann gar nicht hineinsehen, und trotzdem verbannt er nicht das Sterngefunkel, macht er den Himmel nicht sternener, wie bei uns in Vollmondnächten, nein, Alle sind sichtbar und wetteifern mit ihm an Glanz und Schimmer.

Heute war's wirklich eine ambrosische Nacht. Wir wanderten in all' den sich kreuzenden Alleen umher, überall tiefes Schweigen, bis auf das liebliche Gemurmel der Bächlein. Hie und da huschte

ein Liebespärchen mit verschlungenen Armen lautlos wie ein Schatten an uns vorüber, sonst schien Alles wie ausgestorben hier oben. Wir gingen noch hinauf zum Aljibares-Platz, zu unserer Lieblingsterrasse, von der man hinüber sieht auf den Albaycin und hinab auf die »schöne Stadt der Bronnen, das schöne Thal der Wonnen«. Man konnte bei der Klarheit der Luft jede Thüre, jeden Balcon in Granada erkennen. Alles leuchtete oben und unten, ringsum rauschten die Quellen, die Blumen aus der »Stadt der Gärten« dufteten herauf, drüben loderte vor einer der Zigeunerhöhlen ein grosses Feuer und wir sahen schwarze Gestalten es im Tanze umschweben; ein Meteor zog plötzlich leuchtend über den ganzen Himmel und sank im Westen nieder.

Lange, lange konnten wir uns nicht entschliessen, in die Fonda zurückzukehren, die Nächte sind zu schön auf den Terrassen der Alhambra!

Als wir endlich zu Bette gingen, verhinderte Gesang den nahenden Schlummer. Es wanderte noch ein Sänger durch die Allee, der zur Guitarra das melancholische Zigeunerlied sang. Immer weiter verlor sich's gegen Granada hinab, immer leiser verhallten die langgezogenen Töne.

Man weiss nicht: sind hier die Morgen das Schönste — oder die Tage — oder die Nächte. Ich stand heute schon um 7 Uhr auf und ging mit Ines zur Puerta del vino, um diese und dann von der nahen Mauerbrüstung die Terrasse mit dem Thurm der Vela zu zeichnen. Es war wieder köstlich rein und mild; man fühlte es so recht, dass man hier 2000 Fuss hoch über dem Qualm der Erde schwebt und fast schien es, als gebühre im Wettstreit der drei Tagestheile dem Morgen der Preis. Um 8 Uhr ward heimgekehrt, der runde Tisch unseres kleinen Salons zur Balconthüre gerückt und gemeinsam bei thauiger Morgenfrische, Duft und Vogelgesang, das Desayuno genommen. Dann gingen wir nach Granada hinab, um den Dom anzusehen und die Stadt zu Fusse zu durchwandern. Heute am Sonntag war es besonders lebendig in den Strassen und Schaaren geputzter Landleute strömten in die Stadt herein und trieben sich umher. Fast Alles war zu Esel. Ganze Karavanen begegneten uns, die Esel waren bunt geschirrt, voll rother Troddeln, die Mädchen, die darauf sassen, trugen rothe Röcke und Tücher, die Haare hatten sie besteckt mit frischen Blumen; die Männer mit den Sammtjacken, den Gamaschen von Lammfell, den rothen Schärpen und grossen schwarzen Sammthüten, sahen so besonders malerisch aus. Alle lachten und schwatzten; hie und da in den

Strassen stiessen wir auf Gruppen, die einen Gitarrespieler oder Sänger lauschend umstanden, kurz es war Alles so anders als anderswo, so neu, so wunderbar.

Wir traten auf den Dom zu. Er ist auf kleinem unregelmässigem Platze, der aber höchst pittoresk erscheint durch die prachtvolle, reichgegliederte, ganz grossartige Façade des Doms, mit drei gothischen Portalen und einer weiten Vorhalle. Der Steinfries über den Portalen scheint feinste durchbrochene Spitzenarbeit, als hätte man sich die Alhambra zum Muster genommen. Seltsam contrastirt mit dieser architektonischen Prachtfaçade die eines gegenüberliegenden Palastes, die in jenem seltsamen Barockstyl gebaut ist, den man hier in Granada mehrfach sieht: mit geschwungenem, fast chinesischem aussehendem, weit vorspringendem Dache und bemalter Fronte.

Das Innere des Domes ist von kolossalen Dimensionen, aber es hat etwas Oedes und Kahles. Die Säulen sind so dick und hoch wie Thürme, der Hochaltar ist recht reich vergoldet, in den einzelnen Capellen sind auch schöne bunte Fenster und prächtige Gemälde, namentlich ein anbetender Mönch von Alonzo Cano, aber die Säulen und Wände sind ganz hell und haben nicht das Ehrwürdige, Düstere anderer gothischer Dome. Der Andächtigen waren trotz Sonntagmorgen wenige in dem Riesentempel; dafür liefen eine Menge Hündchen um ihre betenden Herrinnen herum,

denn auch diesen ist der Eintritt in die Gotteshäuser in Spanien nicht verwehrt.

Sehr spasshaft ist eine Inschrift, die mit grossen Buchstaben an allen Säulen des Doms zu lesen steht: *Nadie se passé, hable con muyeres, ni esté en corrillos en estas naves, pena de excomunion y dos ducatos para obras pias.* Niemand gehe hier spazieren, rede hier mit Weibern, oder stehe in den Gängen umher in diesem Schiffe, bei Strafe der Excommunication und zweier Ducaten für fromme Werke. Es soll früher zu viele Stell-dicheins hinter den dicken Säulen gegeben haben.

Ehe wir die Kathedrale verliessen, sahen wir die berühmte Seitencapelle am einen Ende der Vorhalle an: die *Capilla real*. Hinter einem Gitter von vergoldetem Schmiedeeisen schönsten Renaissancestyles sieht man hier die Prachtsarkophage der katholischesten aller Könige, des Ferdinand und der Isabella.

So begreiflich es doch am Ende ist, dass ein eingeborner Volksstamm, der seit Jahrtausenden im Lande sitzt, fremde Eroberer endlich hinaus zu drängen wünscht und wenn er noch etwas Mark in den Gliedern hat, Alles aufbieten wird, wieder Herr im eigenen Lande zu werden, an diesen Gräbern steht man dennoch mit Gefühlen der Abneigung. Und wenn Einem dem Blute nach die Spanier tausendmal näher liegen, als die fernen Wüstensöhne, hier kann man nicht anders als Sympathie und Mitleid mit den Fremden fühlen

und den Einheimischen zürnen, dass sie jene vertrieben haben.

Es ist gar zu wunderbar schön, was diese fremden hochpoetischen Araber hier geschaffen haben. Sie müssen sich auch auf spanischem Boden besonders wohl gefühlt und schöner entwickelt haben, als daheim, wo der allzu heisse Odem der Wüste sie zu viel grösserer Trägheit verdammt. Denn die Blüthe ihrer Kunst, ihrer Poesie und ihres ritterlichen, ideal gestalteten Lebens entwickelte sich ja erst hier und verschwand wieder, als sie in ihre Heimat zurückgekehrt. Die Araber waren gewiss auch grausame Unterdrücker, als sie erobernd in Spanien eingezogen, aber noch viel gewaltthätiger und blutiger waren dann die frommen katholischen Könige, die sie vertrieben, und darum kann man sich trotz der herrlichen Sarkophage, die von Marmor, Gold, Edelstein, Reliefs und Bildsäulen kunstvollster Ausführung strotzen, nicht für sie begeistern.

Oben auf den Sarkophagen ruhen Ferdinand und Isabella in ganzer Figur. Die Wände der Capelle, der Altar, die Decke und Schreine, Alles glänzt von Gold und Kostbarkeiten. Man zeigt prächtige Schätze, darunter einen goldverzierten kleinen Koffer, worin Isabella dem Columbus ihren Schmuck darbrachte, damit er Schiffe davon baue zur Entdeckungsfahrt.

Uns zog es wieder hinaus in's Sonnenlicht und in das bunte Strassenleben. Wir gingen durch den Zacatin, eine enge dunkle Gasse mit ganz

arabischen Häusern, zum arabischen Bazar. Es ist ein grosser Platz voll Hallen, in denen allerlei verkauft wird, ganz so eingerichtet wie es im Orient sein mag. Es sind lauter schmale Säulengänge von jenen feinen Säulchen, wie oben im Löwenhof. Sie stützen wie dort durchbrochene Hufeisenbogen und haben alle ein gemeinsames Dach. Obwohl seit einem Brande neu aufgebaut, ist man doch den alten Resten und Grundrissen aus der Araberzeit treu gefolgt.

Wir begegneten wieder Zügen von Landleuten und sahen zaubrisch schöne Granadinerinnen. Einmal, im Zacatin, trat eben als wir vorbeigingen aus einem dunklen Hause und nachtdunklen Flur eine Frau in schwarzem Seidenkleide und schwarzem Spitzenschleier heraus, die so schön war, dass wir ordentlich erschrocken zurückfuhren, denn es funkelten ein paar Augen auf uns zu von nie gesehener Grösse, und ein Purpurmund und Zähne und Haare von nie gesehenem Glanz. Die Haare waren blauschwarz wie Rabenflügel, und erst die Wimpern! das ist das Wunderbarste bei allen Spanierinnen, die langen, schwarzen, umgebogenen lockigen Wimpern! Diese Dame schien uns jene Señora zu sein, von der Martin Greif im Lied aus Granada singt: »Besser in der Berge Wildniss, als dort an Señorás Thür.«

In jeder Strasse, durch die wir kamen, gab's eine neue originelle Scene. Ueberall lagen die Bursche ausgestreckt in der Sonne auf der Erde,

Siesta haltend, Früchte essend, Guitarre spielend; in einer Strasse war Fischmarkt, alle Verkäuferinnen sassen auf dem Trottoir, und vor sich auf den Steinen hatten sie die Fische ausgebreitet. Auf einem kleinen Platz wieder sass, auch an der Erde, ein Melonenhändler. Ueber sich hatte er ein buntgestreiftes Leinendach auf zwei Stangen, vor sich ausgebreitet — Alles auf nackter Erde, ganze Haufen goldfarbener wie auch grüner riesig grosser Melonen und Kürbisse und ganze Berge Cactus-Feigen, orangengelbe, stachelige, sehr breiig und unappetitlich aussehende Früchte, daneben andere Feigen und seltsame purpurne Früchte, kurz es war wieder ein farbenprächtiges entzückendes Genrebild, zum Malen fix und fertig da.

Auf unseren Wanderungen kamen wir auch dann wieder durch breitere freundlichere Strassen mit hellen, weissen Häusern, schönen goldenen Gitterthüren mit Azulejos eingerahmt, und dahinter erblickte man die wundervollsten Patios, dies sind offene Höfe, von Säulenhallen umgeben, in der Mitte des Hofes ist ein Springbrunnen, oder eine Marmorfigur auf einem Sockel, im Kreise darum her stehen Vasen mit prächtigen Bouquets oder Kübel mit Orangenbäumen.

Den schönsten dieser Patios, ein wahres Eden von Duft, Blumen und Fontainen, sahen wir im Vaterhause der Kaiserin Eugenie von Frankreich, die ja auch eine schöne Tochter Granadas war.

Beim Umherschlendern kamen wir auch nach der Kirche San Juan. Sie gehört zu einem Hospital,

das sehr freundlich um einen grossen, blumengeschmückten Patio mit Arkaden herum liegt. Sie ist merkwürdig durch ihre Pracht und reiche Vergoldung. Hinter dem Hauptschiffe ist eine ganz goldene Capelle, in deren Mitte in einem Glasschrein der auch goldene Sarkophag des heiligen Juan zu sehen ist, mit seinem todten, mumienhaften Leibe. Ein schöner, sanfter Klosterbruder führte uns umher und zeigte uns voll Ehrerbietung diese Reste. Auch er war, wie alle Spanier, hochofret uns seine Sprache sprechen zu hören, und that denn auch viele Fragen nach unserer Heimat, nach der Prinzessin Christine und unserer Reise in seine Lande. Er kannte sich recht gut aus in »Austria« und wir mussten berichten, wo dort Klöster seines Ordens wären, wo er Obdach und Brüder fände, wenn er einmal hinwanderte. Als wir ihm Adieu sagten, hob er die Hände auf und gab uns auf das Mildeste und Liebevollste seinen priesterlichen Segen.

Müde vom vielen Wandern gingen wir in den Salon der Fonda Victoria, des ersten Hôtels in Granada, am Anfange der Alameda, und nahmen das Almuerzo *) ein. Wir fanden da unseren lebenswürdigen Reisegefährten den Marquis Pejaz,

*) Ich sage das Wort so gerne, es fällt mir immer wieder ein ob seines schönen weichen Klanges (denn das z wird durch die Zähne gesäuselt wie das englische th, nur weicher). Alle Worte der spanischen Sprache, die wie dieses mit Al beginnen, sollen vom Arabischen herkommen und sind besonders schön.

und verplauderten ein Stündchen mit ihm. Er zeigte uns seine prächtige Uniform, seine vielen Orden, seine rothe Faja, denn auch der General muss die nationale Binde tragen, selbst wenn er in Civil geht, und will er dann irgendwo seine Autorität geltend machen, zieht er sie unter der Weste hervor und zeigt sie. Sie ist aus der schönsten Purpurseide fein genetzt oder gehäkelt, und wird mehrmals um den Leib gewunden. Die Adjustirung des spanischen Militärs ist eine sehr geschmackvolle, saubere, feine, die Farben sind vorzüglich zusammengestellt, es sieht einfach und doch auch wieder geschmückt und glänzend aus, schwarze Kleidung, rother Aufputz und viele weisse Troddeln und Schnüre an Brust und Schultern. Da Alles vom feinsten Tuch und besten Material ist, und zwar das Gleiche vom obersten General bis zum letzten Gemeinen herab, kann man wirklich als Laie oft nicht erkennen was nur ein gewöhnlicher Soldat, was ein Officier ist, so schmuck und sauber sehen Alle aus. Ueberdies sind es ja meist wunderhübsche Leute, die viel feiner aussehen, als die Söhne des Volkes bei uns.

Nachdem wir uns vom General verabschiedet, gingen wir noch zum Palast Pallavicini, um das Schwert Boabdils zu schauen. Der Palast lag ziemlich entfernt und die Hitze jetzt am Mittag war unerträglich: aber es war uns zu interessant noch recht viele Strassen zu durchstreifen.

Das Haus Pallavicini sieht von Aussen ganz arabisch aus, geschwärzte Mauern, hohes Portal

mit breitem Bogen, nur wenige Fenster an der Fronte, aber diese mit arabischen Säulen und Balcons. Ueberall liest man den Wahlspruch der Pallavicinis: *El corazon manda* (das Herz befiehlt). Innen, auf der weiten prächtigen Treppe, sieht man in ausgestopften Exemplaren eine Sammlung der Thiere, die die Sierra Nevada bewohnen: allerlei Wild, Gemsen, Adler und Geier, selbst noch Steinböcke. Oben in den glänzend eingerichteten Gemächern stehen, wie bei italienischen Grossen, viele schöne Kunstwerke und Antiquitäten umher, dazwischen antike eingelegte Möbeln. An den Wänden hängen Bilder von italienischen und spanischen Meistern, darunter einige sehr schöne von Alonzo Cano, dem Sohne Granada's. Plafonds und Thüren sind fast so schön in Holz geschnitzt, wie die Audiencia-Decke in Valencia. Der Degen des letzten Maurenkönigs prangt aber nicht unter den Raritäten des Salons. Im Comptoir! zog ihn uns der italienische Consul aus einer Tischlade hervor. Es ist eine prachtvoll eingelegte Damascenerklinge in reichgearbeiteter goldener Scheide, mit arabischen Schriftzeichen und Sprüchen. Armer Boabdil, mit welchem Schmerze wirst Du ihn dem Abgesandten Ferdinands und Isabellens übergeben haben.

Wir eilten nun aus dem heissen stauberfüllten Granada wieder hinauf in unsere Kühle. Wenn man von der Plaza nueva in die Gomelenstrasse einbiegt, fühlt man bereits die reinere Luft. Diese Strasse ist ein so hübscher Vorhof zum Alhambra-

hügel. An der Ecke schon ist ein interessanter Antiquitätenhändler, wo es die verlockendsten arabischen Schüsseln, Gläser und Teppiche gibt, daneben altspanische Bilder, dann Leuchter, Kupferschüsseln, Spitzen und Stickereien. Hierauf kommen wunderliche saubere Häuser voll Balcons, und die Balcons wieder alle voll Blumen und Schlinggewächse. Das letzte Haus links ist besonders schön und hat einen entzückenden Patio mit Blumen und hohen Pflanzen ganz angefüllt. Nach ihm kommt man in das lange dunkle Thor, das Thor der Granaten, und da steht man nun plötzlich in der wonnevollen dämmernden, kühlen Allee, mitten im Duften und Rauschen. Von den Bäumen herab flattern lange Guirlanden und Ranken von Epheu und Immergrün, und unten bedecken den Boden *Vinca major* und Tausende der hohen schlanken Schafte und krautigen, pfeilförmigen Blätter von *Arum dracunculus*.

Ines und ich bogen an der hochaufsprudelnden Fontaine gleich in die Allee zur Linken ein und setzten uns bei dem Brunnen Carl's V. auf ein paar Säulentrümmer, um die Puerta de la Justicia zu zeichnen*). Es war heute sehr belebt da oben. In allen Alamedas gab es Spaziergänger und Kinder, die sich umhertrieben. Kaum sassen wir ein Weilchen, so sammelten sich fünf bis sechs Knaben um uns, die, nach der Kleidung den besseren Ständen angehörig, in dem Alter

*) Sie ist, als äusserster Eingang zur Alhambra, auf dem Titelblatte.

von 13, 14, 15 Jahren sein mochten; sie hatten wunderhübsche intelligente Physiognomien und blitzende Augen und unterhielten sich, in ehrerbietiger Entfernung stehend aber doch so viel als möglich in unsere Bücher schauend, über die »*Inglesas*« und ihre Skizzen. Sie hatten natürlich keine Ahnung, dass wir jedes Wort verstanden, und so machte ich mir den Spass auf die naiven Bemerkungen des einen herzigen Bürschchens hin einmal ganz harmlos zu fragen, »ob er auch zeichnen könne?« Köstlicher komischer Schreck der ganzen Gesellschaft! zugleich aber fühlte sich der Angeredete höchst geschmeichelt, antwortete sehr nett und es entspann sich bald die lebhafteste Conversation zwischen uns und vier dieser Jungens.

Sie erzählten uns von ihrem Gymnasium, wir erkundigten uns um Alles, was sie da lernten, natürlich dasselbe, was sie auch bei uns an den Gymnasien studiren, nur entdeckten wir, dass in Granada die Poesie mehr gepflegt wird, denn sie kannten alle ihre Poeten wunderbar auswendig und recitirten uns lange Stellen aus Cervantes, Calderon und anderen Dichtern. Sie fragten uns, woher wir wären, und als wir *Austria* nannten, fragte einer: *de Austria, o de Australia?* Ein Anderer verhöhnte ihn, wie er das verwechseln könne und sagte ihm gleich genau, wo *Austria* liege und dass der Danubio sein Hauptstrom sei. Wir fragten, erstaunt ob ihrer geographischen Kenntnisse, auch nach ihren historischen, und da waren sie denn so bewandert in der Geschichte

ihres Vaterlandes und wussten so begeistert von der Zeit der Araber in Granada, von dem Bau der Alhambra und allen damit verwobenen Sagen zu sprechen, dass wir staunten. Zuletzt fragten wir, da sie fort und fort zwischen allem Anderen Gedichte recitirten, ob es denn auch jetzt Dichter in Granada gäbe und ob sie selbst auch schon Gedichte gemacht hätten? Auf erstere Fragen nannten sie uns gleich eine Menge Namen und Werke und sprachen mit besonderem Entzücken von einer *Poetessa* in Granada, die gar so schön dichte und *Enriqueta Lo fano de Vilchez* heisse. Auf die zweite Frage thaten sie ganz verschämt, verriethen sich aber gleich gegenseitig, indem Jeder dem Andern zurief: »Du hast gestern solch' ein schönes Gedicht gemacht, sag' es auf« und »dieser da dichtet so gut, er hat gewiss eine von seinen Poesien bei sich«. Nun begann ein grosser Wettstreit der Bescheidenheit, der damit endete, dass jeder der Jungens uns hier am rauschenden Brunnen unter den hohen Ulmen mit lauter Stimme und grosser Emphase sein neuestes Gedicht vordeclamirte; es waren gewiss miserable Verse, aber es klang zu schön in diesem süssen, weichen, wohllautenden Spanisch, der schönsten aller Sprachen, die ich kenne, und an diesem Platz! Wir verwunderten uns sehr, dass es lauter Liebesgedichte waren und fragten den Einen, etwa 14jährigen, besonders frischen hübschen Buben, wer denn diese Carmen sei, die er da so schön besinge? Er erwiderte ganz ernsthaft: »*es mi novia*« (das

ist meine Braut); wir fragten, ob denn sein Papa und seine Mama das wüssten, dass er schon eine Braut habe, und was die dazu sagten? Hierauf er: »freilich wissen sie das, das ist bei uns in Granada so der Brauch, wir haben jeder unsere *Novia*, die ist uns von den Eltern bestimmt, und wir dürfen öfter unter ihren Balcon gehen und mit ihr sprechen, und wenn wir gross sind, dann heiraten wir sie!«

Wir amüsirten uns köstlich mit den Knaben und über ihr schon fast männlich ernstes, stolzes Wesen. Sie waren auf dem Gipfel des Glücks als wir sie baten, uns ihre Gedichte und Namen in unser Notizbuch zu schreiben. Es geschah mit wahrem Feuereifer.

Hier nur als Pröbchen der Granadensischen Gymnasiastenpoesie den Schluss der langen Epistel vom Knaben Enrique Dalias an seine:

Carmen.

Por quien suspira la rosa?
Y canto gozoso el ave
Por quien parece suave
La natura tan hermosa?

Si un si tu labio diria
Bella encantadora mia
Haras feliz en extremo
A este que por ti suspira.

Für wen seufzt die Rose nur?
 Wem singt der Vogel Entzücken?
 Für wen scheint sich zu schmücken
 So schön die erhabene Natur?

Wenn ein Ja Deine Lippe mir sagte,
 Du holde Zauberin mein,
 Wäre glücklich und ewig Dein,
 Der bis jetzt nur Dir seufzte und klagte.

Nun aber wollten sie auch von uns Gleiches. Ich machte mir den Spass, ihnen das einzige spanische Sonett, das ich auswendig konnte, zu recitiren, das *A Calderon* von Gallego, und ihnen dies und ein Gedichtchen von Goethe, als dem grössten Dichter unserer Nation, einzuschreiben. Auch Ines schrieb eines von Goethe und eines, was sie selbst gemacht. Einige der Knaben sagten ganz traurig: »aber das Deutsche verstehen wir ja nicht«, worauf wir ihnen riethen, sie sollten nur deutsch lernen, wenn sie erwachsen wären, dann würde es ihnen schon gefallen. Ich setze *A Calderon* hieher, da es wenig bekannt ist und der Verfasser desselben darin an Wien gedacht hat. Während der köstlichen Scene waren aber immer mehr Knaben gekommen und hatten an der Unterhaltung Theil genommen, und da wir nur den paar Ersten Albumblätter schrieben, fingen sie an, sich selbe einander entreissen zu wollen. Es hätte beinahe Duelle, mindestens eine Balgerei gegeben, wir mussten nolens volens Alle befriedigen.

A Calderon

de Gallego.

Gloria y delicia de los patrios lares
 Buen Calderon, de tu fecunda vena
 El copioso raudal el orbe llena
 Viniendo espacios y cruzando mares.

Difunden hoy tus dramas a millares
 Las prensas de Leipsic, los oye Viena
 Y hasta en las playas bálticas resuena
 El cisne del modesto Manzanares.

Oh hispaña juventud, si en el arduo empeño
 De subir tu Pindo, a la sublima altura
 No te alentare porvenir risueño.

Ese marmol y esa tumba te asegura
 Que, si »la vida es sueño«
 En »Siglos y Siglos el renombre dura«.

In freier Uebersetzung ungefähr:

Mein edler Calderon, der Heimat Lust und Ehre,
 Des reicher Ader jener stolze Strom entsprang,
 Der herrlich rauschend zu den fernsten Völkern drang:
 Dein Ruhm besiegt den Raum und er durchkreuzt die Meere.

Wenn heute ich den Blick zum fernen Leipzig kehre,
 Seh ich die Pressen dort ausstreu'n im vollen Gang
 Was des bescheid'nen Manzanares Schwan einst sang,
 Dass es die Donau, wie die kalte Newa höre.

Hispaniens Jugend, die Du willst mit heissem Mühen
 Zu deinem Pindus klimmen, schroff, ersteigbar kaum,
 Kein Röslein will ermuthigend am Weg Dir blühen!

Doch lehret Dich der Marmor, der dies Grab vermauert,
 Dass, wenn auch unser »Leben ist ein Traum«:
 Der hehre Nachruhm alle Zeiten überdauert.

Moriz, der in den Alamedas umher spazierte, sah von Ferne die declamatorische Akademie um uns herum und wollte sich krank lachen. Ines und ich hatten endlich auch genug und gingen durch das Thor hinein, um darinnen auf dem Cisternenplatze noch etwas fertig zu machen. Die ganze Schaar unserer Verehrer folgte und stellte sich von Neuem um uns her. Inzwischen kam ein Seminar auf dem Sonntagsspaziergang aus Granada herauf, ein Schwarm 17 und 18jähriger Bursche in höchst malerischem Anzuge, schwarze Sammtmützchen mit aufgebogenem Rande, schief auf den dunklen Locken, und schwarze blaugefütterte Radmäntel (*Cappas* genannt) mit kleinem Kragen, nachlässig über eine Schulter geworfen.

Unser Manuel Calraz, der munterste der jugendlichen Dichter Granada's, schien Alle zu kennen, denn einer nach dem andern näherte sich, wurde heimlich von unseren Trabanten über uns aufgeklärt und gesellte sich zur Truppe, die uns umstand. Es wurde uns angst und bange, wir mußten am Ende noch für das ganze Seminar Albumblätter schreiben, und so klappten wir das Zeichenbuch zu und gingen nach der Fonda zurück. Drei der Knaben: Manuel Calraz, Felipe Ramirez und Enrique Dalias liessen es sich aber nicht nehmen, uns galant bis zur Thüre zu begleiten und empfahlen sich dort mit herzlichem Händedrucke.

Die Comida verging wieder in heiterem Geplauder mit dem Consul, der Señora und dem

schönen Herzog. Neue Fremde waren nicht hinzugekommen, die Engländer und Holländer, die anfangs da waren, hatten sich mit zwei Tagen Aufenthalt in Granada begnügt, und waren abgereist. Unfasslich, ach! wie viel zu kurz waren uns die fünf; hier müsste man Wochen, ja Monden bleiben können.

Der Abend ward auf den Terrassen zugebracht, und am längsten lehnten wir an der Mauer der grossen Terrasse des Aljibares-Platzes und spähten hinüber nach dem geheimnissvollen Albaycin, wo die Zigeunerfeuer brannten und das melancholisch langgezogene Lied durch die Nacht herüberklang. Die dunkle Gestalt eines Mannes stürzte plötzlich neben uns herbei und bog sich weit über den Mauerrand. Ich wollte eben einen Schrei ausstossen, denn es sah aus als dächte er sich, in den Abgrund der Darroschlucht zu stürzen. Da bog er sich zurück und lief in den Hintergrund. Als wir uns nach ihm umdrehten, stand er unter einem Baum mit hochgehobenen Armen! Nun sah es wieder aus als wollte er sich erhängen; wir wollten eben hinlaufen den vermeintlichen Selbstmörder zu retten, da dreht er sich zu uns her und — reicht uns einen langen Operngucker, indem er auf englisch sagt: Wir möchten doch den Jupiter und seine Monde ansehen, die wären so besonders gross.

Solch ein Engländer denkt *of course*, ganz wie bei uns die Herren Magyaren, es müsse jeder Mensch seine Sprache sprechen!

Dieser war übrigens sonst ein lieber alter Herr, von grosser Lebendigkeit, daher auch die heftigen Bewegungen, die mich so erschreckt hatten. Er ging noch lange mit uns umher und erklärte uns die Sternbilder, die er genau kannte. Jupiter war heute wieder so gross wie ein kleiner Mond, und wir konnten zwei seiner Trabanten mit freiem Auge sehen. Die Milchstrasse ist hier ein leuchtender Riesengürtel von unbeschreiblicher Pracht und Lichtfülle, ich hatte sie noch niemals so gesehen, und dabei ist der Nachthimmel nicht wie bei uns schwärzlich, sondern selber leuchtend, heller blauer Aether, und darauf dieses Stern-
gewimmel, noch einmal so dicht wie bei uns! Den schönen Stern Canopus aber, der den Arabern noch in Spanien leuchtete und mit ihnen hier untergegangen sein soll, den haben wir nicht mehr gesehen. Dieser Stern soll 26.000 Jahre brauchen um seinen Kreislauf im Weltall zu vollenden. In Afrika soll er noch sichtbar sein. Die Araber, die zu all ihrem Leid immer schwermüthig ergeben sagten »so stand es ja geschrieben«, sollen es gewusst haben, dass, je tiefer der Stern Canopus hinabsank am südlichen Himmel, je eher ihr Reich in Spanien enden würde.

Ach der letzte unserer schönen Tage von Granada brach an! Es wurde wieder um 7 aufgestanden um noch recht die Wonne solchen Morgens zu geniessen. Der reine blaue Aether, der durch die von den ersten Sonnenstrahlen ganz vergoldeten Wipfel blitzt — wie ist er so schön! Zum letzten Male schlürften wir die balsamischen Lüfte, die süssen Rosendüfte, zum letzten Male lauschten wir den zarten Vogelstimmchen, die in den Zweigen ihr Morgenlied sangen und dem Rauschen und Murmeln der Wasser das hier so entzückt, zum letzten Male sahen wir das geduldige Eselchen an unserer Thüre abladen, die frischen grünen Gemüse, den grossen Fisch, den zarten Salat aus dem einen Korbe nehmen und aus dem andern die herrlichen Melonen, Feigen und Trauben.

Dann wurde schnell noch ein Morgenspaziergang in das Generalife gemacht, um von Señor Fernandez ein Bildchen zu holen, und den letzten Blick auf die Alhambra von hier aus zu werfen. Wir bekamen wieder Jasminsträusse von der Gärtnerin, wir durften uns einen Zweig von der alten morschen Riesencypresse pflücken, unter der schon die schönen Araberinnen einst sassen, und wir bekamen sogar die holde Pepa heute in der Nähe zu schauen, die eines der hübschesten Mädchen von Granada ist.

Nach der Chocolate gingen wir hinüber in die geliebte Alhambra. Zuerst führte uns Moriz zu Señor Contreras, wo wir uns von den kleinen Gypsmodellen, die die Stuckverzierungen, Säulen und Bogen der Alhambra imitiren, Andenken aussuchten. Herr Contreras ist der Director der Restaurationsarbeiten, und ein sehr gelehrter Herr. Er beglückte mich mit einem echten Azulejosziegel, und gab uns sein treffliches Werk über die arabischen Denkmale Spaniens, welches zugleich ein so ausgezeichneter Fremdenführer für Granada ist, dass wir untröstlich waren, es erst im letzten Moment kennen zu lernen. Die Architekturmodelle, die aus Contreras Atelier hervorgehen, sind wohl das reizendste Andenken, was man sich von hier mitnehmen kann, und das Herz thut einem weh, nicht alle kaufen zu können.

Nun gingen wir hinüber auf den weiten Platz de los Aljibares, der Cisternen, und nahmen bei der Cisterne in der Mitte, wo das eisige Hochquellwasser der Névada in Krystallgläsern von einem freundlichen Manne ausgeschenkt wird, den letzten Trunk! O möchte er doch wie in Rom der Abschiedstrunk aus Fontana Trevi bedeuten, dass man nach Granada wiederkehrt!

Und dann traten wir hinein in das Zauber Schloss der Nassridenkönige, um Abschied zu nehmen.

Noch einmal umschritten wir den ganzen Löwenhof unter dem gewölbten Spitzendache

seiner Arkaden und sogen die zauberhafte Zeichnung der Stuckbekleidung aller Wände und Decken ordentlich ein, mit den Augen. Sie ist so symmetrisch und doch ein solches Ineinanderverschlingen geometrischer Sterne, Vielecke und Figuren, dass es im Einzelnen gar nicht zu verfolgen, gar nicht zu entwirren ist. Diese Araber, die eigentlichen Erfinder der Arabesken, sind bis jetzt auch die alleinigen Besitzer des Geheimnisses dieser schönsten aller Wanddecorationen, Niemand kann sie ihnen nachmachen!

Jeden neuen Tag möchte man sich in der Alhambra einen anderen Lieblingsplatz wählen. Zuerst fanden wir es so einzig schön unter dem Tropfsteinbogen des Abencerragensaales zu sitzen und durch den Sonnenlicht durchströmten Löwenhof hinüberzuschauen in die endlose Reihe bald dunkler Bogenwölbungen, bald dämmriger Gemächer, bis am Ende derselben sich ganz klein und zierlich das dünne Säulchen mit dem Doppelbogen des Lindaraja-Erkers dunkel abhebt von der Lichtfülle der Orangenbäume im Garten. Heute konnten wir uns wieder aus dem Schwesternsaale und dessen Strahlenglanz nicht trennen. Die glitzernden farbigen Mosaikwände (meist aus Glassternchen gebildet) mit bunten Sternenfiguren durchwoben, die schönen Erker und Nischen alle, die sich nach oben zur säulengetragenen Kuppel wölben und wunderbar sich kreuzende Linien bilden, die Kuppel selbst mit ihrer durchbrochenen Zier, die Nischen, von denen die Stalaktiten-

gebilde herabhängen, die Bogenfenster, die oben in der Höhe, zwei Reihen übereinander, mit goldenem Gitterwerke schweben, — ach es ist Alles unbeschreiblich schön! Von hier aus ist's geradezu magisch durch die vielerlei ausgezackten vergoldeten Bogen hinauszublicken über den glänzenden Löwenbrunnen hinüber, nach den elfenbeinartig erscheinenden, warmgelben Arkaden des Hofes, und dahinter durch den weit offenen Bogen des Abencerragensaales, in dessen dämmrigen Raum, darinnen es wie von Goldstaub und von Farben glitzert.

Noch einmal gingen wir durch die angebauten äusseren Gänge hinauf in den Mirador de la Reina, um im Anblick Granada's zu schwelgen. Noch einmal ward der Raum besucht, wo man die schöne bunte Vase in einer Nische aufbewahrt, die irgend einen der Säle einst zieren mochte, mit Blumen wohl gefüllt! wo Gesimse liegen, und Trümmer von Thüren, deren feine Arbeit man da so recht in der Nähe bewundern kann.

Noch einmal gingen wir durch den kleinen dunklen Cypressenhof in's Bad hinab, die wiederhergestellte Farbenpracht bewundern, und zum letzten Male traten wir in jede Nische des hehren, erhabenen, prächtigen Embajadoressaales. Der Comaresthurm, worin dieser Saal sich befindet, ist ungeheuer hoch. Man schwebt über dem Abgrund, wenn man sich an das Eisengeländer der Balcons lehnt, und meilenweit fliegt der Blick

über Granada, die Vega und die weissen Orte, die aus ihrem Meer von grünen Bäumen schimmern; dem Generalife steht man auf einem der Balcons gegenüber, auf dem andern dem Albaycin, und bei der Reinheit und Durchsichtigkeit der Luft hier oben, kann man die Zigeunerkinder vor den Höhlen ihre Purzelbäume schlagen sehen.

Nun kamen wir in den letzten Raum des Palastes, in den Mirtenhof. Da weideten wir zum eigentlichen Abschied noch einmal die Augen an dem goldigen Weiss der schlanken Säulchen, an den durchbrochenen Bogen, an den feinen blauen Schatten, die sie auf dem Marmorboden zeichnen, an dem Comaresthurm, der röthlich schimmernd über dem weissen Arkadenbau emporsteigt, an dem Durchblick durch den dunklen Embajadores-saal bis zum hellen Ajimez des Balcones, das in der langen Perspective winzig klein erscheint.

Die Diener, die uns vom häufigen Aus- und Eingehen kannten, traten herzu, gaben uns Mirtensträusse zum Andenken und baten uns unsere Namen in das Buch zu schreiben. Dann noch ein letzter Blick auf den Zaubergarten — und die Thüre fiel zu.

Es geschah uns allen ohne Ausnahme, dass wir die Thränen nicht zurückhalten konnten und so weinen mussten, dass wir uns fast vor den Dienern genirten. Oft habe ich geweint, wenn ich mich von lieben Menschen trennen musste, bei der Trennung von einem Orte aber war's mir bisher noch nie begegnet, solchen Schmerz zu fühlen.

Zu Alhambra's heil'gen Hallen
 Kann ich ach! nun nicht mehr wallen,
 Nach dem kalten Norden ziehen
 Muss ich, — und die Thränen fallen!

Aus dem Wunderbau der Wonnen
 Wie so schwer geht es sich fort!
 Rauschen auch nicht mehr die Bronnen
 In den Marmorinnen dort,
 Funkelt doch im Glanz der Sonnen
 Noch der reichgezierte Ort.
 O wie mochten gern wir weilen
 Unter jenen lichten Säulen,
 Fein und schlank wie Lilienstengel!
 Lebewohl nun sag' ich Allen!

Nur in Tropfen rinnt es nieder
 Thränengleich in Beckens Rund.
 Halberstickte Sehnsuchtslieder
 Klagt, so scheint's, der Löwen Mund
 Um die herrlichen Gebieter,
 Um die Mauren noch zur Stund!
 Nie mehr werdet ihr sie schauen
 Mit den schön geschmückten Frauen!
 Hört zu der Guitarre Tönen
 Nie mehr ihre Lieder schallen!

Einmal möcht' ich wiedersehen
 Noch Alhambra's Wunderhaus!
 Möcht' vom Velathurme spähen
 In des Darro Stromgebraus
 Und nach jenen weissen Höhen
 Der Nevada weit hinaus!
 Noch von eigner Heimat Grunde
 Selbst in meiner letzten Stunde
 Wird die Sehnsucht meiner Seele
 Seufzend nach Granada wallen!*)

*) Einem arabischen Muwaschaha in der Reimfolge nachgedichtet und in das Alhambrabuch eingeschrieben.

Und so schieden wir denn — vielleicht auf Nimmerwiedersehen von diesem schönsten Fleckchen Erde, das wir bis jetzt kennen gelernt haben.

Wir hatten gestern bei der Comida zufällig erfahren, dass Herr Stanier, der englische Consul, Maler sei, und von ihm die Erlaubniss erhalten, sein Atelier zu besuchen. Dies ward noch schnell ausgeführt.

Herr Stanier bewohnt ein Häuschen am westlichen Hange des Alhambrahügels, ganz nahe bei unserer Fonda, das von Aussen blendend weiss, unscheinbar und fensterlos aussieht, wie manche Häuser hier. Gegen die Strasse hat es nur eine Thür, die Balcons öffnen sich alle gegen den Garten. (Man meint nämlich immer solche, wenn man auch gewohnheitshalber von Fenstern spricht, denn was wir Fenster nennen, gibt es ja in ganz Spanien nicht, nur Thüren und grosse oder ganz kleine Balcons.)

Wie staunten wir, als wir in ein Atelier und einen daranstossenden Salon geführt wurden, die beide ein wahres Kunstcabinet kostbarer Möbeln, Geräthe und Antiquitäten waren, ganz à la Makart, nur im Kleinen. Herr Stanier zeigte uns feinen arabischen Goldschmuck, prächtige Krüge und Schüsseln von jenem rothen Glanz, wie sie unser Freund in Manises noch macht, wunderbare alte Glas- und Krystallgefässe, Teppiche und golddurchwirkte Stoffe, antike Spitzen aller Arten. Jedes Möbel seines Hauses war ein Kunstwerk

und Alterthum, und seltsam nahm sich ein modernes Clavier darin aus. Im Atelier selbst sahen wir nun eine Menge höchst interessanter Aquarellstudien und angefangener Oelbilder, die uns entzückten durch die Treue und Naturwahrheit, mit der sie Luft, Himmel, Farbe und Duft Granada's und der Alhambra wiedergaben. Anfangs glaubten wir, er sei nur Consul und nebenbei Dilettant, bald aber merkten wir, dass er eigentlich Maler ist und die Consulstelle das Nebensächliche.

Er erzählte uns, er sei vor zehn Jahren nach Granada gekommen, um 8 Tage da zu bleiben, und er sei mehr denn 8 Jahre geblieben. Er brachte uns seinen kleinen vierjährigen Sohn, einen wilden Jungen mit einem echt andalusischen schwarzen Lockenkopf; so blond und germanisch der Papa aussieht, der kann die spanische Mutter nicht verleugnen.

Von seinen Bildern gefielen uns zumeist: Eine Ansicht der Alhambra im Frühling bei Sonnenuntergang mit der ganz schneebedeckten Nevada im Hintergrunde, ein Bild von derselben Farbenglut, wie wir sie ja jetzt täglich trunkenen Auges schauen; dann das Innere eines Hofes in Granada, ein meisterhaft ausgeführtes Aquarell. Man sieht im Hintergrunde eine halbverfallene arabische Façade mit Arkaden, mit Stuck- und Azulejos-Arabesken. Schlingpflanzen, Jasmin und Boussingaultia basiloides mit den weissen Träubchen (die in Spanien alle Mauern umwuchert) ranken sich empor, der Hof steht voll Nelkentöpfe und

Orangenkübel, ein Brunnen wirft Wasserstrahlen in die Luft und ein spanisches Mädchen putzt die nationalen glänzenden Messing- und Kupferschüsseln. Tauben picken aus den Wässerchen in den Marmorinnen des Hofes, eine Señora mit Fächer und Mantilla tritt aus der azulejosumrahmten Thüre und begrüsst einen Geistlichen. Das Ganze ist so lebendig, so farbenprächtigt, die Details und Staffagen sind so wundervoll ausgeführt und die Lichter so einzig ausgespart, dass man sich von dem Bilde, dessen Gegenstand auch so echt spanisch, gar nicht trennen konnte. Ein anderes prächtiges Aquarell stellte die röthlich warme Giralda, Sevilla's arabischen Thurm, von spanischer Himmelsbläue sich abhebend, vor; sie strahlt noch hell im Abendsonnenlicht, unten an ihrem Fusse im Patio mit den Goldorangenbäumen sind schon die bläulichen Abendschatten der beginnenden Dämmerung. Reizend verspricht ein begonnenes Oelbild zu werden: Eine Plaza de Toros mit der Präsidentenloge und all' dem bunten Menschengewirre des Amphitheaters als Hintergrund, vorne als Hauptgruppe die Toreros in ihren goldstrotzenden malerischen Trachten, wie sie eben die Arme in die Höhe heben und die kleinen Hüte schwenken, um den Präsidenten zu grüssen. Das Bild mahnt gleich der Wirklichkeit an eine Gladiatorenszene im alten Rom.

Ausserdem hatte Stanier noch ganze Mappen voll der schönsten Studien und Skizzen der Alhambra und ihrer Umgebung.

Ehe wir schieden, führte er uns auch in seinen Garten. Er schwebt auf hoher Terrasse am steilen Abhang gegen Genil und Nevada zu. Man sieht gerade hinab auf die grossen Plätze und in die Alameda mit ihren Brunnen, und weithin über die Baumgruppen, Gärten und Villen der Vega bis zu den Bergzügen. Es ist wieder eine ganz neue Ansicht vom lichten lachenden Granada und wieder wahrhaft bezaubernd. Man ist doch auf allen diesen Alhambraterrassen rund herum immer wie im Himmel droben, denn man sieht Alles nur tief unter sich, gleichsam aus der Vogelperspective, oder wie vom hohen Mast eines Schiffes. Es ist als athme man reinere Lüfte, als habe man nichts mit der Welt voll Schmerzen gemein, als sähe man das Leid der Erde auch nur noch aus weiter Ferne. Wie begriffen wir's, dass Stanier, der Künstler, der Landschaftsmaler, von hier sich nicht mehr trennen konnte. Der Garten selbst ist eine bunte Fülle fremdartiger, glühender, duftender Blumen in buchsbaumumkränzten Beeten zwischen Laubengängen von Wein, Rosen und Jasmin. Dazwischen stehen Cypressen, Granaten, Orangen, Palmen und Lorbeeren, es ist ein Eden. Ueberall murmelt es von Bächlein, von Springbrunnen, von Cascaden, ein Marmorteich enthält krystallenes Wasser zum Baden. Es war schwer da fort zu gehen und doch winkte uns ein noch schönerer Platz: die Terrasse am Fusse des Velathurmes mit der Plumbago-Wand, den Jasminlauben, den Orangenwäldchen

und Mirtengebüschen. Wer je auf den steinernen Bänken an jenem Terrassenvorsprung weilte und da hinübersah auf die nun purpurn erglühende Nevada, der wird es begreifen, dass wir stumm, wortlos und mit nassen Augen da sassen und nicht hinweg konnten, von diesem wonnevollen Plätzchen, das wir nun zum letzten Male schauten! Bald wird es hier blau sein von Veilchen, und schon im März duften die Levkojenbeete, die eben zu keimen begannen. Am schönsten aber soll in Spanien im April und Mai die Pracht der Nelken sein, denn *Claveles* (Nelken) sind Lieblingsblumen und alle schönen Frauen Granada's tragen sie dann im dunklen Haare. Als die Nevada oben mit dem schimmernden Schnee noch rosig hell erstrahlte, ihren Fuss im Thale aber schon tiefviolette Schatten umhüllten, schieden wir.

Die letzten Abendstunden aber verschwärmten wir noch in den dunklen Alleen und auf unseren zwei liebsten Terrassen, der gegen den Albaycin und der hinter unserem Hôtel, gegen das Genilthal. Das Gefunkel der Sterne, das Leuchten der mächtig breiten Milchstrasse, die Grösse und Helle der Planeten, waren heute wieder eben so herrlich, so nie gesehen, so fremdartig und merkwürdig da oben, wie tief unten das weisse Leuchten der Gaslaternen, zwischen den hellschimmernden, auch ganz weissen Häusern von Granada.

Hier, wo wir am ersten Abend trunken von Entzücken standen, schauten wir nun thränenden Blickes auch zum letzten Male hinunter.

Nach Sevilla.

In dämmernder Frühe verliessen wir die Fonda, rollten wir durch Granada, dem Bahnhof zu. Ach, wie hässlich schien uns das Fortfahren, gegen die freudige Bewegung und Erregung des Ankommens! Nicht einmal zurückschauen konnten wir nach dem geliebten Ort, denn ehe es Tag wurde, lag Granada schon weit hinter uns.

In unserem Coupé sass nebst uns Vieren auch der drollige, lebhafte alte Engländer, den ich oben auf der Aljibaresterrasse für einen Selbstmörder gehalten hatte. Er schien ein Naturforscher, denn er machte fortwährend Barometerbeobachtungen im Waggon und aussen am Fenster und wir erfuhren bei jeder Station wie viel Fuss über dem Meere wir uns befänden; wir kamen in der That über beträchtliche Hochebenen und hörten ihn immer zwischen 2 und 4000 Fuss ausrufen.

Zuerst sahen wir im Morgengrauen das schöne Genilthal und das malerisch am Berge liegende Loja. Ueberall war buntes Leben an den Bahnhöfen von Ein- und Aussteigen und thränenvollem Abschiednehmen. Es war als reiste alles in die fernsten Länder! Nach Loja ging die Bahn durch wilde Felsenspässe aufwärts, an den Abgründen hin, die damals im Mondenschein so

schaurig aussahen. Wir kamen nun wieder in die baum- und wasserlose gelbe Hochebene, mit den spärlich bewachsenen Höhen und den malerisch von alten Araberburgen überragten Städtchen. Dennoch hat man auf solch weiten Eisenbahnfahrten immer den Eindruck, dass Spanien ein schwach bevölkertes Land ist, denn lange Strecken sind immer gänzlich unbewohnt, und nur grosse Heerden schwarzer Stiere sieht man lustig die wenigen Steppenpflanzen abweiden, ahnungslos, dass ihre goldene Freiheit in der Arena, der Plaza de Toros, ein so blutiges Ende findet. Bald ward die Station la Rota erreicht, wo Don Jorge Lebewohl gesagt wurde. Es nimmt einen anderen Rückweg als wir, da er Sevilla und Madrid schon gesehen hat, und erst in Barcelona treffen wir uns wieder.

Wir kamen nun allmählig in eine grosse weite Ebene mit einzelnen Palmen und ganz grün bewachsenem Boden, der unseren Wiesen ähnlich schien. Wenn man aber näher hinsah, war er bedeckt mit den glänzenden Fächerblättern, der in unseren Salons so beliebten Zwergpalme *Chamaerops humilis*, die im ganzen südlichen Spanien wild wächst. Diese Fächerpalmenart dazwischen die hohe schlanke Dattelpalme, *Phönix dactylifera*, an allen Wegen, Rainen und Hügeln, die bläulichen Riesenblätter der *Agave americana* und die seltsamen, wie Ueberreste vorsündfluthlicher Gebilde aussehenden Cactusfeigen, sind die häufigsten Vegetationsformen, die wir in Spanien gesehen und

geben dem Landschaftsbilde seinen so eigenthümlichen Charakter.

In einer Station, ich glaube es war Utrera, unser südlichster Punkt auf dieser Reise, hielt der Zug mitten im Palmenfelde. Ich benützte die zwei Minuten Aufenthalt, sprang schnell auf der rückwärtigen Seite hinaus und lief über Stock und Stein querfeldein, um mir Fächerpalmen auszureissen. Aber wehe! der Boden war so steinhart und die Stengel der Blätter so zäh, dass ich riss und riss und zerrte und zerrte, und nichts losbekam. Ein Messer hatte ich nicht, Secunde um Secunde verrann, Moriz und Ines riefen, die Conducteure riefen, alle Passagiere schauten aus den Fenstern nach mir und schrien *Señora de prisa! de prisa!* (schnell, schnell) und ich musste mit einigen wenigen erbeuteten Blättern ohne Wurzel in drei Sätzen im Galopp und unter dem Lachen und *de prisa* rufen der ganzen Reisegesellschaft wieder über die Wurzeln und Graben springen. Kaum auf dem Trittbrett, kam der Zug in's Fahren, und schnell zog man mich hinein. Ich war aber doch froh meine Palmen zu haben, und dankbar, dass man in Spanien so leicht und ohne Hilfe des Conducteurs die Waggon auf- und zumachen kann.

Je näher wir Sevilla kamen, desto heisser wurde es. O kühle Lüfte von Granada, sehnend dachten wir an euch.

Beim Wagenwechsel in Rota waren wir überdies in ein recht schmutziges vollgestopftes Com-

partiment gekommen, und zum ersten Male in Spanien belästigten uns Fliegen.

Unsere anderen Coupégenossen waren ein uraltes, gar nicht fein aussehendes Ehepaar, mit vielen Vogelkäfigen und ein wunderschöner, feiner und eleganter junger Mann aus Barcelona, mit dem wir alsbald in ein Gespräch kamen. Dieser junge Mann war die Artigkeit selbst, gegen uns und gegen die alte Spanierin. Sagte diese: Ich möchte das Fenster aufhaben oder zuhaben, so war er mit einem Satze dort und that es; seufzte sie einmal: »Es ist so heiss, hätte ich doch ein Glas Wasser«, so war er auf der nächsten Station wie ein Blitz draussen und brachte ihr mit artiger Verbeugung ein Glas Wasser. Wir hielten ihn für den liebevollen Sohn der alten Frau, nur staunend über den äusseren Unterschied, denn die Alte nahm Alles wie selbstverständlich und ohne Dank dahin. Wie staunten wir, als er auf einer Zwischenstation ausstieg und sich ebenso fremd wie er sich von uns empfahl auch von dem alten Paar verabschiedete, zu dem er nicht im Entferntesten gehörte. Ich erzähle es, um zu zeigen wie artig die feinen Spanier gegen alles »Weibliche« sind, sei es nun jung und schön oder alt und hässlich. Ja, wir nennen Spanien jetzt immer nur das »Land der Frauen«, so sehen wir sie überall geehrt und auf Händen getragen. Um 2 Uhr langten wir in Sevilla an, sahen vorläufig nichts als Staub um den Bahnhof herum, staubige Wege, staubige Alleen, verstaubte colossale Omnibusse, und

wurden noch obendrein durch eine lange Visitation aufgehalten. Endlich konnten wir die grosse Arche der Fonda de Madrid besteigen.

Mit neugierigen Blicken fuhren wir durch die engen Gassen der berühmten andalusischen Hauptstadt, am prächtigen Domportal vorbei, an der Giralda, dem zaubrischen Bau von dem man so viel gelesen, quer über den grossen herrlichen Platz mit den Springbrunnen und Orangen-Alleen. Leider war es nicht das schöne Hôtel auf diesem Platze, das wir uns ausersehen, sondern das in einer engen Strasse gelegene, wo uns noch dazu ein recht unfreundlicher Wirth (ein Italiener, wie fast alle hier) in Empfang nahm und uns zwei nicht sehr hübsche Zimmer mit Aussicht in eine Nebengasse anbot. Der Empfang in Sevilla war also etwas niederdrückend. Dieser Wirth hier scheint nur die Engländer seiner Höflichkeit werth zu finden, sie spielen überhaupt in Sevilla eine grosse Rolle, und die Fonda de Madrid ist ihr Hauptstapelplatz. Es war gerade Almuerzo-Stunde und wir tafelten im prächtigen Speisesaale mit wohl hundert *English people*, die hier ganz zu Hause schienen. Nach dem stillen einsamen Granada wollte uns das nicht gefallen; aber das sind Nebensachen und zuletzt war doch Alles auch hier ganz gut und schön.

Moriz, von der Hitze etwas angegriffen, wollte ein wenig ruhen. Ines und ich aber konnten es nicht erwarten, Sevilla's Herrlichkeiten zu sehen

und gingen denn allein (den Weg hatten wir uns gut gemerkt) über den Orangenplatz zur Kathedrale.

Es ist ein gewaltiger Bau von grossen Dimensionen und reicher gothischer Zier an Pfeilern, Strebepfeilern und Statuen, obwohl er nicht den Eindruck ganz reiner Gothik macht. Es fehlt das hohe Dach und der gothische Thurm. Die danebenstehende zierliche Giralda ist ja ein arabischer Wunderbau, aber wie schön und wie malerisch trotz Ungleichheit des Styls, das Gesamtbild von Dom und Thurm und Häusern rings umher. Das schönste und reinste im Styl ist das kolossale prächtige Hauptportal, und der Anblick, wenn man durch dasselbe in das Innere tritt, wirkt geradezu hinreissend. Ich habe schon viele gothische Dome gesehen, aber einen nach Innen so grossartigen noch nie. Wenn man sich nach und nach in dem zauberhaften Dämmerlicht zurechtgefunden, sieht man sich in einer säulengestragenen Halle, deren Deckenwölbung das Auge kaum zu erreichen vermag. Die Säulen sind so umfangreich wie Thürme und erscheinen schlank und fein im Verhältniss zu dem, was sie stützen, und zur Grösse des Raumes, den sie in fünf Schiffe theilen. Rings um die Kirche laufen unter den unglaublich hohen Fenstern mit den bunten Glasmalereien die Capellen hin. In jeder Capelle ist ein prächtiger Altar mit reicher Zier an Statuen, Bronzen und Kunstwerken und mit irgend einem Meisterbilde darüber. Im mittelsten Schiffe aber

ist das wunderbarste Kunstgebilde des Doms, der ganz geschlossene Chor, und ihm gegenüber der Hochaltar. Die Aussenwände des Chors mit all' den Eingangsthüren und innen die hohen, mit Thronhimmeln von Holzschnitzerei überdachten Chorstühle sind wahre Wunderwerke der Marmor-sculptur und namentlich der Holzschneidekunst, die, wie ich schon in Valencia und nun auch hier bemerkte, in Spanien das Höchste geleistet zu haben scheint. Der Unterbau des Chors nach Aussen hin, mit den vielen Thüren, ist nämlich reich und fein ornamentirter und sculptirter röthlicher Marmor, der Aufbau darüber aber ist Holz von einem warmen Dunkelbraun und verschwenderisch mit Schnitzwerk bedeckt. Die Menge und Schönheit der Ornamente, die diese Wände bedecken, ist unbeschreibbar. Zwei prächtige reichgeschmückte Orgeln sind in dieselben eingelassen und erfüllten eben den weiten Raum mit ernstest ergreifenden Tönen. Einen schrecklichen Contrast dazu bildete der näselnde, kreischende Gesang der Geistlichen, die, halb schläfrig, halb ärgerlich aussehend, im Innern des Chors sassen. Leider hört man immer dies hässliche Singen der Priester in Spaniens Domen. Der Altar dem Chor gegenüber imponirt durch seine Grösse und reiche Einfachheit. Er ist ganz Gold, aber Gold in der künstlerischsten Bearbeitung und Vertheilung.

Wir riefen einen Knaben und liessen uns nun die einzelnen Capellen aufschliessen, um die Bilder zu betrachten.

Da sind ein paar berühmte Heiligenbilder von Alonzo Cano, da sind ein herrlicher Antonius von Herrera und ein paar kleinere Murillos, dann eine Geburt Christi vom Italiener Varga, sehr schön, und gerade daneben der Schutzengel von Murillo, so dass man hier recht deutlich den Gegensatz zwischen italienischer und spanischer Malweise sieht. Der Italiener malt ideal aber körperlicher, farbiger, sinnlicher, der Spanier malt ganz vergeistigt, ganz nur Gefühl und Gedanke. Dieser Schutzengel Murillo's ist ein rührend schönes Bild. Ein holdes armes Kind, das ahnungslos an einem Abgrund hingeht, wird von einer milden Engelsgestalt, in Murillo's gelblichem Lichtton geisterhaft aus dem Bilde leuchtend, liebevoll an der Hand geführt. Es ist eine so einfache Composition und so vielsagend. Alles aber überstrahlt Murillo's grosses Altarbild des heiligen Antonius, dasselbe, das einst gestohlen, zerschnitten und nach Amerika geführt, endlich wiedergefunden und kunstvoll restaurirt und zusammengesetzt an seinen alten Platz gebracht wurde. Es ist eines jener Bilder, von dem man sich kaum trennen kann. Der heilige Antonius kniet in seiner Zelle und ihm erscheint in einer Glorie das Christkind. Der Heilige, eine schlichte milde Gestalt, ist ganz in Anbetung und Seligkeit versunken über die ersehnte Erscheinung. Ueber ihm schwebt, auf eine so wunderbare Art gemalt, dass es aus dem Bilde herauszufliegen scheint, im überirdisch hellen Lichte, auf weissem Wolkengrunde und frei und leicht, wie so ähnlich

losgelöst der Mond manchmal am Himmel schwebt, das nackte Knäblein. Sein Ausdruck ist kindlicher Liebreiz, süsse Milde. Es hat ein zaubrisches Körperchen und wunderliebe Beinchen, die so leicht auseinanderstehen, als sei es ihre Natur, durch die Luft zu segeln. Das Gemach, der andachtsvolle Heilige, das Glas mit Lilien auf dem Tische, Alles ist in dem irdischen gedämpften Lichte gemalt, das durch das Fenster einströmt, und nur auf dem Christkind und den weissen Wolken ist Himmelsglanz ausgegossen. Das Kind schwebt allein, eine weite Glorie von fernen Engelsköpfchen bildet den Uebergang von der Helle in's Halbdunkel, sie scheint gleichsam zurückzuweichen und dem göttlichen Kinde den Vortritt zu lassen.

Nach diesem Bilde konnten wir kein anderes mehr sehen und gingen hinaus in's Freie, in den Patio de las naranjas, den Orangerhof. Er gehörte, wie die Giralda, die an seinem Ende steht, zu der arabischen Moschee, die einst hier prangte. In seiner Umfassungsmauer ist noch ein prächtiges maurisches Thor, mit Hufeisenbogen, puerta del Perdon genannt, das hinausführt in die Calle de los Alemanes, das aber umgeben ist von gothischer Zier und Ausschmückung, so dass es ein zwar malerisches aber buntes Ensemble bildet. Die eine Seite des Orangerhofes ist eben die Längenfassade des Doms, auch von wundersamer, mit arabischen Elementen harmonisch verschmolzener Gothik,

wunderbarer Rosette und durchbrochener Steingalerie als Mauerkrönung.

Wie wurden wir an Stanier's schönes Aquarell erinnert, als wir am Marmorbrunnen unter den dunklen Bäumen standen und der hellschimmernde Thurm vor uns aufstieg. Er ist, soweit er arabisch, ganz viereckig und erscheint auch trotz seiner Höhe dem Auge nicht wie sich verjüngend, denn der arabische Baumeister hat ihn mit kunstvoller Berechnung und nach bestimmten Gesetzen nach oben zu allmählig breiter gebaut, um eben den Eindruck vollkommener Regelmässigkeit hervorzubringen. Da er aus rothen Ziegeln gebaut, und seine Wände mit einem Netzwerk röthlicher Stuckornamente, ähnlich den Wänden der Alhambra, geschmückt sind, so macht er einen hellschimmernden, lächelnden, rosigen Eindruck. Reizende arabische Doppelbogen und Balcons durchbrechen überall die Wände. Wo die Glocken schweben ist eine Art Gloriette mit offenen Fensterbogen und von hier steigt die später von den Christen aufgesetzte schlanke, durchbrochene Spitze auf, die sich nicht unschön mit dem arabischen Bau verbindet. Ganz zu oberst schwebt eine goldene Madonna auf der Erdkugel, trägt sehr unheilig in ihrer Hand die Wetterfahne und dreht sich nach dem Winde. Daher der Name Giralda, denn *girar* heisst »drehen« im Spanischen.

Ines und ich bekamen grosse Lust, hinauf zu steigen und gingen durch ein köstlich' Thürmerstübchen (wo eben die Familie sammt Hühnern

und Hunden und Katzen bei der Comida sass, wo es sauber und nett war und die Guitarre am blauen Bande die Wand zierte, wie wir's so oft in den Wohnungen des spanischen Volkes gesehen) den Thurm hinan. Man geht im hellen schmalen Gange, ohne Treppen, wie in Venedig auf den Markusthurm. Auf der Gloriette, in deren Mitte im offenen Aufbau die grossen silbernen Glocken hängen, hielten wir an. Ein wunderschöner spanischer Knabe, echter Murillo, stand da und sollte eben läuten. Er machte uns noch schnell ein Zeichen, die Ohren zuzuhalten, ich that es um einige Secunden zu spät und glaubte taub zu werden, so entsetzlich dröhnte es um mich her.

Wir gingen nun ringsum und blickten zwischen all' den zierlichen Säulchen, die das Araberwerk hier oben krönen, hinab auf das schöne Sevilla.

Als der Knabe ausgeläutet hatte, gesellte er sich zu uns und plauderte so naiv mit uns und in einem so wunderbaren Spanisch, dass es wie Musik klang und wir ihm mit Entzücken lauschten.

Das Bild, das sich unter unseren Füßen ausbreitete, ist ganz verschieden von Granada und doch auch unvergleichlich schön.

Auch Sevilla besteht aus lauter kleinen blendend weissen Häusern, wie wenn sie alle von Marmor wären, und dehnt sich weithin in die reichbebaute grüne Ebene aus. Es ist dies die einzige Stadt, die wirklich eben liegt. Nirgends sieht man wie sonst in Spanien zackige Gebirgsketten aufragen, nur an einer Seite verschwimmen

am Horizont die Contouren einer Hügelkette mit dem leuchtenden Blau des andalusischen Himmels. Sonst rings um die Stadt, soweit das Auge reicht, ein Meer von Baumwipfeln, Palmengärten, grünen Weinfeldern und dazwischen weissleuchtende Villen, Dörfer mit giraldaähnlichen Thürmen, hie und da auch grosse Fabriksgebäude. Mitten durch die Stadt schlängelt sich der breite wasserreiche Guadalquivir, der von Schiffen mit Schloten und hohen Masten wimmelt, und über den viele schöne alte Brücken führen. »Was sind das für seltsame alte, bunte Häuserchen, die sich da drüben im Guadalquivir spiegeln?« fragten wir unseren schönen, frischen, schwarzäugigen *Muchacho**). »Das ist Triana, da wohnen die Gitanos«, erzählt er, »o! da müssen Sie am Sonntag Abend hingehen, dann ist's lustig dort, da sehen Sie vor allen Thüren zum Klang der Guitarra den Fandango tanzen und hören andalusische Lieder singen — aber nur Sonntags«, fügte er hinzu, als wir meinten, wir wollten heute Abend noch dahingehen. Ach! wie schade, es ist erst Dienstag, wo aber werden wir am Sonntag sein?

Auch Sevilla ist, wie Granada, ganz von Gärten durchbrochen und durchzogen. Gerade zu unseren Füßen sahen wir wieder grüne Anlagen, von Arkaden umgeben, dabei arabische Säulenhöfe, ein wirres Durcheinander von Gebäuden und Palästen und um das Ganze hohe Zinnenmauern

*) *Muchacho*, Knabe. Aussprache: Mutschatscho.

mit arabischen Thorbogen und eckigen Thürmen, das ist der Alkazar, die alte Burg der Maurenfürsten, und tausend Märchen, Sagen und Lieder, die man gehört, klingen bei ihrem Anblick wie in Alhambra's Räumen im Herzen an.

Weiterhin wieder ein buntes Schloss am Guadalquivir mit ausgedehntem Park voll Palmen, das ist das Palais San Telmo, wo der Herzog von Montpensier wohnt, dann am Quai ein seltsamer alter Thurm mit Bogen verziert, mit Zinnen geschmückt, das ist der goldene Thurm, auch aus Araberzeiten, heute aber nicht mehr mit dem goldenen Azulejosdache schimmernd. Neben San Telmo ein riesiges weisses Gebäude im Zopfstyl, das ist die Cigarrenfabrik, wo 3000 schöne Andalusierinnen sitzen und Cigarren drehen. Neben uns sahen wir gleich einem in Zacken und Spitzen und Figuren ausgehauenen Felsen die dunkle Masse des Doms, und durch ganz Sevilla zerstreut unzählige andere Kirchen, glänzende Kuppeln und schlanke Thürme. Das Schönste aber waren doch die vielen grossen Plätze mit den Alleen von Orangenbäumen, und die entzückenden weissen Häuschen mit den schwebenden Balcons und Terrassendächern voll Grün und Blumen. Es war nicht leicht, sich von hier loszureissen, und so sehr wir noch mit unserem Herzen in Granada waren, auch Sevilla fing an, uns ausserordentlich zu gefallen.

Im Heimgehen zur Fonda blickten wir durch jede Hausthür, denn auch hier wie in Granada

hat jegliches Haus seinen Patio, ja in noch grösserem Style und noch schöner geschmückt. Immer kommt nach dem offenen Eingangsthor des Hauses ein kleiner Corridor, und am Ende desselben ein künstlerisch schönes, oft vergoldetes Eisengitter, hinter welchem der Patio sich ausbreitet. Jeder hat weissen Marmorboden und in der Mitte den Springbrunnen oder die Marmorstatue, um welche die grossen Gewächse in Kübeln und Töpfen wohlgeordnet stehen, hier meist Musas oder Bananen mit den breiten saftgrünen, riesengrossen Blättern und dazwischen Mirten, Rosen, Jasmin. In den Ecken des Patio und unter den arabischen Säulenhallen, die ihn hier in jedem Hause ohne Ausnahme umgeben, stehen die Fauteuils und Tische, ja man sieht selbst hie und da ein Clavier und Bilder und Geräthe an den Wänden unter den Arkaden. Von da aus gehen auch die Thüren in die Gemächer. Im Hintergrunde sieht man meist eine wundervolle weisse, blumengeschmückte Marmortreppe zu den oberen Etagen führen. Scheint Mittags die Sonne zu heiss, wird oben über den ganzen Patio von Dach zu Dach das buntgestreifte Zelt gezogen, denn die Familie hält sich in diesem kühlen Raume, dem Wohnzimmer und Empfangssalon zugleich, den ganzen Tag auf.

Als wir in die Fonda zurückkehrten, war Moriz erfrischt und ausgeruht, und wir nahmen einen offenen Wagen, um eine Spazierfahrt durch Sevilla zu machen. Wir fuhren kreuz und quer durch viele ganz enge unregelmässige Strassen

mit lauter kleinen weissen Häusern und grünvergitterten käfigartigen Balcons daran. Von jeder offenen Hausthür aus glitt der Blick in ein grünes Paradies, wie ein Wandelpanorama zogen die Patio's an uns vorüber. So kamen wir zur breiten steinernen Brücke. Welch' ein lebendiges Bild von da oben den mächtigen Strom auf und ab, denn die Ufer liegen voll Dampfboote und Dreimaster, da man von hier direct zur Mündung des Guadalquivir und noch in's Meer hinaus fährt. Wie viel hundert Lieder und Gedichte kommen Einem nicht in den Sinn bei dem melodischen Worte Quadalquivir! und wie freudig klopfte uns das Herz als wir jetzt an seinem Ufer standen, und ihn mit Augen sahen, von dem wir so oft geträumt.

Jenseits fuhren wir nun in den breiten Strassen Triana's umher. Hier wohnt die Arbeiterbevölkerung Sevilla's und man kann so recht ihr Treiben beobachten, da auch hier Alle in weit offenen Hallen oder ganz auf der Strasse sitzen, auf den niederen Strohstühlchen, die sie überall in Spanien haben. Alles ist emsig und fleissig, besonders Frauen und Mädchen, die man immer nähen, waschen, bügeln und Messingschüsseln putzen sieht. Alle Mädchen sind auch hier reizend schön, und auch hier in ganz Sevilla gibt es kein weibliches Wesen, das einen Hut trüge. Doch auch die Mantilla trägt hier nur die Dame und während sie in Barcelona allgemein ist, geht hier das Mädchen des Volkes stets im blossen Kopfe. Alle Mädchen und Frauen hier haben be-

sonders sorgfältig die glänzenden welligen Haare geordnet, und im Nacken den dicken Zopf als Knoten gesteckt, und Alle, ohne Ausnahme, die Frau mit weissem Haar so gut wie das jüngste Backfischchen, die Bürgerfrau so gut wie die Wäscherin in Triana haben den Zopf mit einzelnen frischen Blumen besteckt und noch ein dickes Bouquet hinterm Ohr angebracht. Jetzt hatten Alle Sträusse von weissem Jasmin oder Rosen da stecken, in dem blauschwarzen Haare, ein bezaubernder Anblick.

Auch sonst sahen wir hübsche Scenen und Gruppen in Triana: malerisch costumirte Bauern galoppirten auf ihren Eseln hin und her, oder hielten vor den Posada's Rast, um zu plaudern und Eins zu trinken, andere Bursche mit Sammtjacken, rothen Schärpen und riesengrossen flachen Hüten lehnten bei den nähenden Mädchengruppen und schwatzten mit ihnen.

Wir fuhren wieder über die Brücke zurück und an der Plaza de Toros, wie am goldenen Thurm vorüber, den Guadalquivir-Quai hinab, durch schöne dunkle Alleen bis zum Palais Montpensier. Hier beginnt der Prater von Sevilla: die Promenade *las Delicias* (die Wonnen, welch' hübscher Name!), eine wunderschöne Anlage mit Blumengärten, Palmengruppen, Wäldchen, grossen Plätzen und langen schattigen Alleen, Alles am Ufer des lieblich rauschenden, hier schon durch einsame Wäldchen und Auen fliessenden Guadalquivir.

Es war die Stunde des *Paseo* (Spazierfahrt). Wie in Wien im Prater zur Maienzeit, fuhren zwei Reihen prächtiger Equipagen im Schritt auf und ab, nur mit dem Unterschied, dass bei uns entsetzlich aufgeputzte Damen darin sitzen und hier die vornehmen Sevillanerinnen zu schauen waren, deren Schönheit und Eleganz uns unvergleichlich schien; sie trugen nicht, wie bei uns, was Mode ist, sondern was gut kleidet und coquett und graziös ist: die Mantilla, und in deren Spitzen halb versteckt den frischen Blumenstrauss, ohne den, wie gesagt, keine Sevillanerin aus dem Hause geht, auch nicht die Vornehmste. Alle Frauen waren schwarz gekleidet, alle Mädchen hell. Aber Aller Spitzen-Mantilla war schwarz. Jede hatte sie auf eine andere und apartere Art überm Zopf befestigt und um die Schultern gelegt. Viele Mädchen trugen purpurrothe Tücher um die Schultern, so dass die kostbare schwarze Spitze der Mantilla darüber fiel. Dies kleidete zu den grossen blitzenden Augen und dunklen Haaren, und zu den stolzen schönen Gesichtern, die wir da sahen, besonders gut. In den Haaren glühten dicke Sträusse purpurner Nelken, Theerosen oder Jasmin. In der Reitallee sprengten die jungen Spanier auf und ab. Sie waren womöglich noch schöner wie die Frauen. Sie ritten alle arabische Grauschimmel oder Schecken, mit langer Mähne und langem, bis zur Erde reichendem Schweife.

Um 7 Uhr kehrten wir in unsere Fonda zur Mesa redonda zurück. Es gab zwei lange Tafeln,

die eine ganz von Engländern besetzt. In unserer Nähe und uns gegenüber sassen jedoch zu unserer Freude nur Spanier. Einer davon mit sehr gefurchter Stirne, grossem Bart (was bei Spaniern so selten) und einem schon halb grauen undurchdringlichen Wald von lockigem Haar, fiel uns durch öfteres Herübersehen auf, und ich sagte (zum Glück nur leise) zu Ines: »Das ist von allen Spaniern, die wir gesehen, der erste, der nicht schön ist.« Gleich darauf redet uns dieser Herr im besten Deutsch an, freut sich, auch einmal Deutsche in Spanien reisen zu sehen, fragt woher wir wären, und erzählt uns, er sei in seiner Jugend in Wien gewesen, habe dort seine Studien als Ingenieur und Architekt gemacht, erkundigte sich nach seinem Meister Hansen und dergleichen mehr. Welche Freude für uns!

Nach dem Essen gingen wir Alle in den Patio unserer Fonda, sassen an kleinen Tischchen unter den Palmen und Bananen um die Fontaine herum, und die Herren zündeten zum schwarzen Café ihre Cigarretten an. Herr Suarez, so hiess unser neuer Bekannter, setzte sich zu uns und erwies sich bei näherer Unterhaltung als ein so lieber, geistvoller, lebendiger Mann, dass er uns zuletzt fast schön vorkam. Unsere Sprache sprach er wie ein geborner Deutscher. Er ist Intendant aller königlichen industriellen Etablissements und muss als solcher sehr viel im Lande umherreisen. Er lebt in Madrid und lud uns ein, ihn dort zu besuchen, dürfte aber kaum zurück sein, wenn wir hin-

kommen. Den Abend beschlossen wir in den Strassen Seviilla's umherschlendernd. Es gibt auch da wieder kein grösseres Vergnügen, als langsam von Haus zu Haus zu gehen und in alle Patio's zu sehen. Abends sind sie hell mit Lampen und Gas erleuchtet, und man sieht die Familie in Fauteuils umhersitzen, hört lachen, plaudern, oft auch singen, Clavier oder Guitarre spielen. Leider setzen Manche des Abends eine buntbemale, »spanische Wand« hinter das vergoldete Gitter, so dass man nicht überall den Einblick hat. (Ob diese unsere Benennung gar etwa von diesen sevillanischen beweglichen Wänden herkömmt?)

Der Hauptcorso am Abend ist aber hier in der Calle de las Sierpes, einer engen Strasse, darinnen keine Wagen fahren dürfen, und die elegantesten Café's und viele hübsche Läden sich befinden. Da ist's nun für den Fremden sehr amusant auf- und abzugehen. Man muss sich durch die Menge wahrhaft drängen und wird von den offenen Hallen der dichtgefüllten Café-häuser aus von lauter neugierigen Blicken gemustert. Seltsamerweise sahen wir wenig Frauen auf- und abgehen, nur Männer bildeten das Gewoge, und namentlich eine Menge der schwarzlockigen, schwarzäugigen, netten Bursche, die man hier *Majos* nennt, und die dadurch so jung scheinen, dass sie nie Bärte tragen, stets ganz glatt rasirt sind. Sie haben immer helle anliegende Beinkleider, eine rothseidene Binde mit langen Enden, die festanliegende, kurze, braune, nach

vorne offene Sammtjacke, darunter das blendend weisse, gestickte Hemd und auf dem Kopfe den grossschirmigen niederen Sammt- oder Strohhut. So schlendern sie Arm in Arm in Massen mit ihren brennenden *Cigarillos* durch die Calle de los Sierpes.

Als wir Abends in unsere Gemächer kamen, fanden wir die Betten fest umzogen mit einem Netz von rosafarbenem Tüll. Man hatte uns schon gesagt, dass es in Sevilla Mosquitos gäbe. Ich wollte nicht recht dran glauben, dass sie jetzt im October noch stechen sollten, und schlug mein Netz hinauf, da ich in dem rosenrothen Käfig gar nicht frei athmen konnte; ich musste es aber schrecklich büssen, da ich vor Summen um den Kopf herum die ganze Nacht nicht schlafen konnte und jämmerlich zerstoichen aufstand.

Der zweite Tag in Sevilla begann wie immer mit der Chocolate, denn wir hielten uns an spanische Sitte. (Die Engländer sassen hingegen schon bei Thee und Beefsteak im Speisesaal.) So köstlich wie hier, war sie bisher noch nirgends gewesen, nicht einmal in Barcelona. Auch Frühstück-table-d'hôtes und Abend-table-d'hôtes sind hier vorzüglich, eine Reihe feiner und gewählter Gerichte, und Porcellan, Glas, Silber, all' dies Geräth hier so kostbar und elegant, wie in einem Privathause, nicht im entferntesten gasthausmässig; das bewunderungswürdigste aber ist hier in Sevilla der Wein. Vor jedem Gaste steht eine geschliffene Krystallflasche rothen und eine goldgelben Weines,

und sobald eine leer ist wird sie von Neuem gefüllt. Und dieser Wein hat ein Aroma, eine Blume wie der edle Haute Sauterne. Wir meinten es müsse Xeres sein ohne jegliche Beimischung von Spirit, denn davon war nicht die Spur darin zu bemerken, doch soll es meist Wein von Val de Peñas sein. Der köstliche Trank scheint eine besondere Anziehungskraft für die Engländer zu haben. Sie bleiben hier meist lange wohnen und die jungen Englishmen in unserer Nähe liessen ihre Flaschen sehr oft frisch füllen, waren auch nach Tische stets bedenklich angeheitert.

Doch zu unserem Tagewerk. Ines und ich wollten den Dom noch einmal sehen und dort die Messe mitmachen, um die Spanierinnen in der Kirche zu sehen, denn gestern fanden wir nur Fremde und gar keine Beter darin. Wir traten ein und da die Orgel herrlich tönte, gingen wir gleich zum Chor hin. Wie in allen spanischen Domen, geht vom Chor zum Hochaltar ein Gang, den zwei niedere goldene Geländer einfassen, und in welchem die Geistlichkeit bei der Messe immer hin und her geht. So auch heute. Zu beiden Seiten des Goldgitters knieten, oder kauerten vielmehr, denn sie sassen, ganz orientalisch anzusehen, auf ihren Füßen, nur einige wenige Frauengestalten, ganz schwarz gekleidet und in lange schwarze Crêpeschleier, die Kirchentracht der Spanierinnen, gehüllt. Sie sahen, vom reichen Faltenwurf des Schleiers umwallt, mit ihren schönen Profilen und dem gesenkten, ganz im

Gebet versunkenen Antlitz wunderbar schön aus! jede ein Bild! Ein ganzer Zug Geistlicher im reichsten Ornat ging hinüber und herüber, Gebete singend; vor ihnen her ging eine merkwürdige Gestalt, es musste noch ein Ueberbleibsel der Inquisitionszeit sein: Ein ganz schwarz gekleideter hagerer Priester mit sonderbar wallendem Mantel um die Schultern, und einem langen schwarzen Netz auf dem Kopfe, das ihm wie ein Haarbeutel in den Nacken hing. Er trug ein Crucifix und sah mit schaurig asketischem Ausdrücke nach oben. Am Altar brannten die armdicken Wachsfackeln, Messe wurde gelesen, Chorknaben sangen und die Geistlichen, unermüdlich wallten sie feierlich hin und her! Wir sahen eine Weile zu, dann eilten wir hinaus in's Freie, an der Lonja, dem Börsengebäude vorbei, über den kleinen hübschen Orangenplatz und durch den Thorbogen der hohen Umfassungsmauer hinein in den Alkázar.

Wir mussten erst durch viele Höfe und Gänge gehen und an mancher alterthümlichen Façade vorüber, ehe wir den Thorwart fanden, der uns durch den Patio Montera in das eigentliche Innere der Königsburg führte. In diesem Monterahof ist ein ganzer Bananenwald (*Musa paradisiaca*) mit purpurglühenden Traubenbüscheln von Blüten und Früchten behangen. Ihn umgeben alte arabische Gebäude von Zinnen gekrönt.

Dann ward uns eine grosse Ueberraschung: Wir betraten einen Hof, der uns lebhaft an die geliebte Alhambra erinnerte! Er heisst Patio de

las Donzellas, ist, wie dort der Löwenhof, auch von säulengetragenen Hallen umgeben, nur ist er kleiner, und die arabischen Stuckzierrathen sind nicht so fein in Zeichnung und Ausführung wie dort in der Alhambra. Die Bogen sind alle stark eingekerbt und über denselben sieht man arabische Schrift, Stuckzierrath, bunte Wappen und Bogenfenster, welche die Wände des oberen Stockes schmücken. Doch sieht dieser Patio lebendiger und bewohnter aus; denn Musas, Mirten und Orangenbäume in grossen Kübeln stehen rings gereiht, und unter den Arkaden führen geschnitzte Cedernholzthüren in prächtige, mit gestickten Möbeln ausgestattete Gemächer, decorirt wie jene der Alhambra, und mit persischen Teppichen, Divans und Draperien wohnlich eingerichtet. Spaniens Könige steigen hier ab, wenn sie in Sevilla einziehen.

Der Alkazar hat wohl an 12, wunderbar in alter Farbenpracht und Vergoldung hergestellte Gemächer mit Decken von geschnitztem, mit Perlmutter eingelegtem Cedernholz. Darunter auch seinen Embajadores-Saal, ein weites Rund, in welchem grosse Bogen eine Gallerie reizender kleiner Säulchen und kleinerer Bogen tragen, und über dem sich eine in Gold und Farben schimmernde, bienenzellenartige durchbrochene Kuppel erhebt: Eine *media naranja*, »halbe Orange«, wie die Spanier »Kuppel« so reizend benennen.

Ein anderes, wundervolles Gemach ist der sogenannte Puppenhof, ein Marmorsaal, dessen

vier Wände unten von Fenstern, oben von offenen Arkadenreihen feinsten Stuckverzierung ganz durchbrochen scheinen, fast so schön wie die Alhambrasäle. Wie hätte uns dieser Alkázar entzückt, wenn wir Sevilla vor Granada gesehen hätten! Aber von der Alhambra kommend, war er uns nur wie eine schwache Erinnerung an diese, deren Poesie er trotz seiner blendenden Pracht doch nie erreichen kann.

Durch die Hallen eines modernen Patios gingen wir wieder dem Ausgang zu.

Wir bemerkten einen grossen fremdartigen, prächtigen Baum*) voll gelblicher Blüthen in der Mitte dieses Hofes, und versuchten einen Zweig zu erhaschen. Sie hingen aber zu hoch. Einer der Soldaten, die da die Wache hatten, kam herbei und wollte uns helfen, konnte aber auch nicht hinauf. Er holte denn aus einem entfernten Winkel mühsam eine Leiter herbei, stieg auf den Baum und pflückte uns grosse Blüthensträusse. Ich wollte dem hübschen jungen Burschen, Rozales hiess er, der dabei noch allerliebste plauderte, ein Silberstück geben, allein er wies es mit Entüstung zurück und schien als stolzer Spanier völlig verletzt zu sein. Als wir ihm aber nun in recht herzlichen Worten dankten, ward er wieder ausgesöhnt und begleitete uns bis zum letzten Ausgang. Da trat Moriz, mit dem wir hier zusammen zu kommen verabredet, gerade ein und auf uns

*) *Pistazia atlantica*.

zu. Ich bat ihn schnell um eine gute Cigarre und gab sie Señor Rozales, was er denn auch nicht wie vorher das Geld verschmähte.

Man führte uns noch in die weitläufigen Gartenanlagen des Alkázar. Sie sind hinter der Königsburg und an einer Seite umschlossen von einem prunkvoll überladenen Renaissance - Bau Carl's V. Diese Terrassengärten, voll Treppen auf und ab, Statuen, Fontainen und Ballustraden zwischen Palmen, Pinien, ganzen Wänden und Hecken von Citronenspalieren, blühendem Jasmin, Mirten und Rosen, sind zaubrisch schön. Beim Fortgehen gab uns der Gärtner grosse Sträusse blassrother Rosen und weissen Jasmins, die betäubend dufteten.

Wir wanderten von hier in die berühmte Tabakfabrik, das grosse weisse Gebäude neben Palacio Telmo's Palmengarten. Wer in Wien hat nicht die Oper Carmen von Bizet gesehen, wo Sevilla's Cigarrenfabrik und Carmen die verführerische Zigeunerin vorkommen, von unserer Ehnn mit so wunderbarer echt spanischer Verve gespielt und gesungen! Von mir war es immer der spanischen Lieder wegen eine Lieblingsoper.

Nun eben darum ist sie ja berühmt diese Fabrik, weil 3000 Carmens, 3000 schöne Mädchen von Sevilla hier arbeiten.

Der Anblick ist in der That überraschend, wenn man in einen der immensen Säle tritt. Da sitzen in unabsehbar langer Perspective an niederen Tafeln auf niedrigen Stühlen die Arbeiterin-

nen, und wirklich Alle sind jung, schön und tiefernt oder reizend coquet und haben das üppige dunkle Haar so reich mit Jasmin und Rosen durchsteckt, dass man, wenn sie die Köpfe schwatzend und kichernd zusammensteckten, auf ein wogendes Blumenbeet zu sehen glaubte. Es duftete mehr nach Blumen, als nach dem aromatischen Kraute der *Nicotiana tabacum*, in den hohen luftigen, säulengetragenen Räumen. Die jungen Frauen dürfen ihre Säuglinge mitbringen, daher sieht man neben manchen Tischen Körbe und Wiegen mit lieblichen Kinderchen stehen, vom Mutterauge sorgsam bewacht. Oft war solch' ein schlummerndes nacktes Knäblein auf weissen Linnen und die schöne dunkeläugige Mutter dahinter ein fertiges Madonnenbild. Alt sind in diesen Räumen nur die strengen Dueñas oder Aufseherinnen; eine solche geleitete auch uns und gab acht, dass wir kein Geld austheilten. Wir bekamen aber im Vorbeigehen Blicke aus dunklen Augen, um die uns viele Herren beneidet hätten, denn Alle freute es, wenn wir sie freundlich grüssten und ansahen und Alle dankten mit liebreizendem Lächeln dafür. Wir sahen nicht eine — sondern hundert Carmens, nämlich Gesichter und Augen von ganz besonderer Schönheit, ganz besonderem Glanz und Feuer, denn, ist die Spanierin auch sonst nicht schön, ihre Augen, ihre lockig aufgebogenen Wimpern, ihre Brauen, ihre Haare und ihre Zähne sind stets einzig. Von Gestalt sind die meisten klein und zart, aber wie

zierlich, wie graziös dabei und wie winzig ihre Füßchen und Hände. Die Gesichtsfarbe der Spanierin ist meistens sehr weiss und durchsichtig, oder in den unteren Classen zigeunerhaft bräunlich. Die Zigeunerinnen Spaniens aber, die Gitana's, mahnen in ihrer Farbe und Gesichtsbildung merkwürdig an den japanischen Typus, und auch jene Maria in Granada, die uns vortanzte, glich, wie schon gesagt, mit ihren braunen Sammtaugen einer schönen Japanerin, die ich einmal sah. So sieht man denn auch hier in der Tabakfabrik jeden Frauentypus Spaniens, den hellen wie den braunen, den blassen wie den dunklen, den blühenden feurigen, wie den schmachtenden schwermüthigen, wunderbar vertreten.

Die Tracht der Cigarrenmädchen und der Mädchen des Volkes, wie man sie hier auf der Strasse sieht, besteht in langen hellen Musslinkleidern mit vielen Volants und langer Schleppe und dem seidenen blumenbestickten Creptuche. Während die Dame und Frau des Mittelstandes auch hier nach jetziger Mode im kurzen schwarzen Seidenanzug auf die Strasse geht, hat das Volk noch das Schleppkleid früherer Mode beibehalten, wie es ja auch das kurze faltenlose Röckchen mit dem Spitzenbesatz, das man in den Modejournalen vom Anfang des Jahrhunderts sieht, viel länger beibehielt, als die feine Welt. (Noch heute gilt's auf den Theatern für »spanische Tracht«, während es in Spanien längst nicht mehr üblich ist.) Bei der heutigen Hitze hatten alle Arbeiterinnen ihre sauberen gestärkten

Schleppkleider abgelegt (sie hingen reihenweise an den Wänden) und sassen da in den orangegelben oder rothen Unterröcken, reinen weissen Hemdchen und über der Brust gekreuzten Fransen-tüchern. Manche hatten auch letztere abgelegt, und man sah von rückwärts Nacken und Schultern, die einen Maler in Entzücken versetzt hätten; schnell aber ward das Tuch aufgenommen und Alles verhüllt, wenn sie uns kommen und vorbeigehen sahen. Es war schwer, sich von so viel Schönheit zu trennen. Man ward aber völlig verwirrt davon und konnte ein einzelnes der vielen hübschen Gesichter kaum festhalten.

Nun aber sollten wir erst die Krone der Frauen Spaniens sehen. Wir fuhren nämlich weit hinaus zum Kloster de la Caridad. Man liess bei Aufhebung der Klöster in Spanien jene bestehen, die der Krankenpflege und Kindererziehung gewidmet sind. Hierin San Juan de la Caridad werden arme kranke alte Leute von hochherzigen Nonnen gepflegt. Ich habe nie ein schöneres friedlicheres Asyl gesehen. In der prächtigen Façade des Gebäudes, das auf einem grossen Platze steht, öffnet sich der Thorbogen und man tritt zuerst in einen Patio, der selbst im poetischen Sevilla zu den allerschönsten gehört. Ringsum Bogenhallen, Marmorsäulen, in der Mitte Marmorbrunnen und ein entzückendes Gewirre von Bananen, Orangen, Granaten, Oleander, Alles tröpfelnd vom Thau der Fontaine, diees frisch erhält. Im Hintergrunde blickt man durch die hohen offenen Bogenfenster

in lange Säle hinein, und jenseits sieht man wieder durch eben solche die Bäume eines herrlichen Gartens schimmern. In dem von Marmorsäulen getragenen weiten Schlafsaal stehen zwei Reihen Betten mit Tisch, Fauteuil und Schränkchen neben jedem. Die Betten haben ringsum weisse spitzenbesetzte Musslinvorhänge, ebensolche Decken und einen Berg schwellender Kissen, Alles von unübertroffener Sauberkeit, ja Eleganz. So wie hier sahen wir's voriges Jahr entzückten Blickes im grossen neuen Hôtel Dieu neben der Notre Dame in Paris, wo wir auch im Saal der Wöchnerinnen die Arbeiterfrauen in den weissen Himmelbetten liegen sahen mit den netten weissen Häubchen und Morgenjacken, neben sich die Wiege mit dem Säugling und an der anderen Seite zur Besuchsstunde der schwielige, oft auch geschwärzte Gatte in blauer Blouse auf einem Stuhle sitzend und zärtlich die Hand der blassen Kranken haltend. Jener Anblick hatte uns zu Thränen gerührt. Auch hier ging's uns fast so.

Da kam die Nonne und schloss uns die Kirche auf, um dieses Klosters berühmte Murillobilder zu sehen. Diese Nonne war das schönste Mädchen, das wir bis jetzt in Spanien erblickt. Ihre Haut war warm und durchsichtig weiss, kaum rosig angehaucht, der liebreizende rothe Mund und das Näschen wie fein gemeisselt, das Oval ihres Gesichtes von idealen Linien, das Auge war fast zu gross und dunkel, und doch sternklar, von schwärmerischem innigem Ausdruck, von herr-

licher geringelter Wimper beschattet, darüber eine Stirne von madonnenhafter Reinheit, und zwei Brauen, die Rafael's Pinsel gezogen haben könnte. Dabei war sie von so feinem Wesen und hatte so bezaubernde Hände, dass sie wohl aristokratischer Abkunft sein mochte; wegen ihres eleganten Französisch war sie Fremdenführerin des Klosters. Merkwürdigerweise, so jung sie war, sah sie gar nicht gedrückt und unglücklich aus. Sie schien ihrem schweren Berufe mit freudigster Hingebung zu dienen. Sie konnte scherzen, und ihr Lächeln, wenn wir ihr Freundliches sagten und ihre weissen Zähne hervorblitzten, hatte etwas Hinreissendes. Selbst die hässliche Nonnenhaube mit weiss gestärkten Flügeln stand dieser Schwester Mercedes schön. Wir sagten ihr, dass wir die armen alten Leute beneideten, die sie zu pflegen habe, worüber sie holdselig lachte. Auch sie that viele Fragen an uns, wo unsere Heimat, wie Doña Christina, ihre künftige Königin, aussähe, und so fort. Ein alter Maler, der auf hohem Gerüste Murillo copirte, sah verwundert auf unsere lebhaftre Conversation herab. Wir hätten auch beinahe über der schönen Mercedes den Murillo vergessen, und doch waren sechs seiner besten Werke hier zu schauen. Zuerst zwei grosse figurenreiche: Moses, der Wasser aus dem Felsen zaubert, und Christus, der das Brod vermehrt. Auf ersterem sind wunderschöne Gruppen, die den Durst anschaulich machen, an Thieren und Menschen. Eine Frau mit einem Säugling, der mit beiden Aermchen nach dem

labenden Nass begehrt, ein prächtiges weisses düstendes Ross zur Linken, und ein schöner halbverschmachteter Knabe sind ergreifende Figuren. Auf dem zweiten Bilde ist Christus selbst, eine hocharhabene und doch menschlich schöne Gestalt. Das dritte Bild ist eine Verkündigung, mit schöner Maria, dann sind zwei kleine medaillonartige Bilder da: ein Jesusknäblein und ein Johannes, auch einfach, kindlich und voll Ausdruck — und zuletzt eines seiner schönsten Werke: der heilige Juan de Dios, der Gründer dieses Klosters (es soll der Sünder Don Juan gewesen sein, der hier zuletzt als Mönch in Busse lebte), wie er einen Todtkranken findet und in sein Kloster tragen will. Es ist eine ernste, rührend schöne Mönchsgestalt, die unter der Last des bleichen Sterbenden, die sie tragen will, zusammengebrochen ist. Da tritt ein Engel herzu und hilft ihm auf. Dieser Engel ist eine göttlich verklärte Gestalt; sie leuchtet völlig aus dem Bilde heraus, während der Hintergrund und der Heilige mit dem Kranken im halben Dämmerlicht und doch deutlich und ausdrucksvoll gehalten sind.

Wir sagten der schönen Mercedes Lebewohl und fuhren zum Hôtel, ein wenig vom vielen Schauen auszuruhen. Es war eben Almuerzotafel und als wir uns dazu setzten, kam sogleich unser neuer Freund, Herr Sergio Suarez, mit uns in seinem fließenden Deutsch zu plaudern, während seine beiden Gefährten spanisch mit uns redeten. So verging eine Stunde ganz angenehm.

Es blieb uns nun noch das Museum der Akademie zu sehen übrig, wo ein ganz grosser Saal voll von Murillo's hängt.

O, welche Bilder! Da sind gleich nebeneinander drei Hauptwerke des Meisters von Sevilla: Der heilige Thomas, die Anbetung der Hirten und die Kreuzabnahme. Man weiss nicht, welches das schönere ist; der so mildblickende heilige Thomas in weissem Bischofshut und schwarzem Kleide, der den Armen Gaben austheilt, der eben einem Kinde gab, das selig lächelnd zu seiner Mutter damit läuft -- und jetzt einen prächtig gemalten nackten Bettler beschenkt; oder die Madonna mit dem süssen lieben Christuskind, zu dem die Hirten so fromm anbetend aufschauen; oder der Christus von ergreifendem Ausdrücke und rührender Einfachheit, der, mit einem Arm noch am Kreuze hängend, schon halb herabgefallen ist mit der Wucht seines Körpers auf die Schulter des vor ihm knieenden Mönches. Dies letztere Bild ist wunderbar schön, nur diese zwei Gestalten sind darauf, nur aus wenigen bräunlichen Farbentönen besteht es, und ist so beredt! Ja, Murillo ist der grösste Idealist unter den Malern. Alles liegt bei ihm im Ausdrücken des Gedankens. Der Kopf des Christus erinnerte uns an den schönen ausdrucksvollen Kopf unseres philosophischen Freundes, des Professors Brentano in Wien. Schwebende, zum Himmel blickende Madonnen, die auf einer Mondichel aufwärts getragen werden, hat Murillo unzählige gemalt. Auch hier sind mehrere, darunter

eine von grosser Schönheit, und eine andere von sinnendem, ernstem Ausdrücke, die auf der Weltkugel emporschwebt, die Hände faltet, und gesenkten Auges hinabsieht; schöne Knaben tragen die Wolken, auf denen ihre Füsse ruhen, dunkles Haar umwallt das ideale schwärmerische Gesicht, das die Gefühle ihres Herzens so widerspiegelt, wie nur Murillo's Pinsel es geben kann. Das aller schönste Bild schien uns aber auch hier ein heiliger Antonius. In seiner schlichten Zelle kniet der Mönch mit dem edelsten jugendlichen Männerantlitz vor der Erscheinung des Christuskindes, das über dem Tische auf dem offenen Buche halb sitzt, halb schwebt. Die ganze Seele des Mannes liegt in dem ehrfürchtig zärtlichen Blick, mit dem er es liebend anschaut, während es nur mit süssem Lächeln und holder Kinderungeduld nach der Lilie greift, die der Mönch in seiner Hand hält.

Noch viele Bilder, noch viele Madonnen (z. B. »*la Servileta*«) von gleichem Werthe und gleicher Schönheit birgt der grosse Saal.

Als wir die Akademie verliessen, bemerkten wir erst, dass sie auf einem kleinen Platze steht, den Orangenbäume zieren und malerische Gebäude umgeben. Eines davon, eine recht alte Klosterkirche, ist die protestantische Kirche Sevilla's. Sie machte mir, mitten im allerkatholischsten Lande, einen ganz merkwürdigen, fremdartigen Eindruck. Man kann sich Spanierinnen gar nicht darin denken. Die Mitte des Platzes schmückt ein schönes Bronze-Standbild Murillo's, des edlen Sohnes von Sevilla,

von dessen Leben aber leider wenig bekannt ist. Ausser all' seinen unsterblichen Werken danken ihm die Sevillaner auch die Gründung der Maler-Akademie.

Wir schlenderten nun bis 7 Uhr in den Strassen umher. Es ist dies in Sevilla besonders angenehm, weil die kleinen, unregelmässig hin und her gebauten Häuser gar so appetitlich, so entzückend sauber sind und der Anblick der Patio's so unvergleichlich. Sevilla hat so enge Strassen, doch keine ist finster, denn Alles ist ja blendend weiss mit Grün (die Gitter und die Blumen auf den Balcons), und die Häuser sind nicht hoch. Auch die Plätze, über die man hie und da kommt, machen einen hellleuchtenden und südlich freundlichen Eindruck, da sie sämmtlich mit Alleen von Orangenbäumen besetzt sind, unter denen Bänke stehen. Im Frühjahr, wo die Bäume blühen, soll Abends hier Alles voll Menschen sein und die Düfte schlürfen. Ueberdies gibt es auf jedem Platze offene Buden, wo Wein und Wasser verkauft wird. Sie sehen so nett aus, sind ganz mit frischen Lorbeer- und Orangenzweigen austapezirt und enthalten auf reinlichen Tischen kolossal grosse Thon-Amphoren mit dem kühlenden Wasser und ganz elegante geschliffene Krystallflaschen mit dem purpurnen und dem goldigen spanischen Weine.

Es gibt Strassen, wo gar keine Läden sind und die stillen kleinen Häuser nur von einer Familie bewohnt scheinen, andere wieder, wo sich

die elegantesten Magazine aneinander reihen. Wir besuchten im Vorbeigehen Señor Tubino, den Besitzer einer Buchdruckerei, einen gar lieben und selbst für einen Spanier ungewöhnlich schönen Mann. Dann in der via de los Alemanes, wo früher alle Deutschen Handel trieben, einen Kaufmann aus Böhmen. Wir traten dann in den elegantesten Laden von Sevilla ein, der so grossartig wie das Pariser Louvre-Geschäft, und wurden von dem freundlichen Besitzer durch alle Räume geleitet. Er zeigte uns die kostbarsten Mantillas von schwarzen und weissen echten Spitzen, und reizende zierliche Fächer von Rosa-Atlas mit Miniaturgemälden darauf. Weiterhin kamen wir in eine Strasse, wo ähnliche originelle Schmucksachen zu verkaufen sind wie in Valencia und nationale Dolche und Navajas (lange Messer der Toreros) mit Sprüchen darauf gravirt, und in wieder anderen Läden gab es buntgestreifte Mantas. Ich fand eine bei einem alten Türken, die mir gefiel, doch schien der Preis zu hoch. Da der Türke sehr schlau aussah, fürchtete ich etwas Schlechtes zu kaufen, und da an der Thüre ein paar behäbige, glattrasirte, dicke Bauern mit ihren grossen flachen Hüten standen, fragte ich den einen, ob wohl die Manta gut sei und der Preis richtig. Der Bauer, offenbar geschmeichelt ob des Zutrauens, gab mir ausführlich Bericht, prüfte die Manta, sagte mir, um wie viel weniger ich bieten solle und empfahl sich. Ich machte das Geschäft ab und nahm meine Manta mit. Am Ende der Gasse wartete der Bauer

und fragte mich, wie mir der »Moro« denn die Manta gelassen habe? Also noch heute ist der Orientale ein »Moro«, ein Maure, bei den Spaniern.

In der schon beleuchteten, hellstrahlenden Calle de los Sierpes ward noch zuletzt auf- und abgegangen. Es war wieder dichtes Menschengedränge und wimmelte wieder von den netten Majos, den eleganten Burschen im grossen Hut und kurzer Jacke.

Bei der Comida plauderten wir zum letzten Male mit dem interessanten Don Sergio Suarez, und dann im Patio beim schwarzen Kaffee ward von ihm und seinen zwei Freunden, den Malern, Abschied genommen, denn morgen Früh heisst es schon wieder weiterziehen. Nach Tische forderte uns der Lohndiener der Fonda auf, uns den anderen Gästen anzuschliessen und mit in die *escuela de baile*, die Balletschule, zu gehen, da würden nationale Tänze getanzt. Wir versprachen uns nicht viel davon, gingen aber aus Neugier endlich doch mit. Man führte uns in einen grossen Saal im Hinterhofe eines düsteren Gebäudes. Rings an den Wänden sassen reihenweise die jungen und alten Engländer des Hôtels mit ihren Damen. Castagnettengeschmetter aus dem Nebenzimmer meldete die Ankunft der Tanzenden. Wir hofften wenigstens Bursche und Mädchen in Nationaltracht zu sehen, aber auch dies war Täuschung! Herein hüpfen vier erwachsene und vier noch im Kindesalter stehende Ballerinen in Tricots und

sehr schäbigen, alten, wegstehenden Balletröckchen und tanzten in der Mitte des Saales vor.

Auf ein modernes Ballet waren wir gar nicht vorbereitet gewesen und wollten schon gehen. Doch siehe da, sie tanzten recht gut und natürlicher als man es sonst an Ballettänzerinnen gewohnt ist, mit mehr Schwung und Grazie. Wir erkannten viele der Tänze, die uns, nur in roherer Ausführung, die Zigeunermädchen Granadas vorgetanzt hatten. Der hübscheste Tanz hier war die Pantomime Torero und Maja, die ebenso, nur viel weniger wild und kühn, in Wien am Schluss der Oper Carmen getanzt wird. Hier machte die netteste der vier Ballerinen die Maja^{*)}. Sie hüpfte, in die weisse Blondenmantilla gehüllt, coquet mit dem Fächer spielend, herein, und ihr folgte ein Bursche (der Tänzer war ein prächtiger, brauner Zigeuner) in andalusischer Bauerntracht, mit rothbesetzten Gamaschen, purpurner Schärpe, kurzer, gestickter Jacke und sammtener Mütze. Er suchte die Tänzerin zu haschen, zu küssen, verfolgte sie leidenschaftlich, und sie wich gewandt aus, ihr Gesicht coquet hinter Mantilla und Fächer bergend. Es war ein reizend Spiel, sie sprachen sogar beide dabei und riefen sich feurige Worte zu. Endlich erhaschte er sie, schwang sie empor und tanzte nun mit ihr vereint eine wilde Cachucha mit wunderschönen Stellungen, wo sie manchmal

^{*)} Maja ist ein Mädchen des Volkes, wie Majo ein Bursche.

kniete, manchmal mit zurückgebogenem Leibe lag und zuletzt mit Kuss und Umarmung gleichsam die Seine wurde.

Das Schönste aber ward uns in den Pausen geboten. Während die Ballerinen ausruhten, trat jedesmal aus der Reihe der Zusehenden ein wundersam schönes, dunkles, hohes, schlankes Mädchen hervor, halb Spanierin, halb Zigeunerin, und tanzte den seltsamen Zappeltanz mit dem Stampfen der Füße, den *Jaleo*, den wir schon in Granada gesehen. Aber wie sah diese aus, und wie tanzte sie schöner, feuriger, und doch scheinbar ruhiger als jene Mädchen dort. Sie trug ein feines, enges, blassrosa Musslinkleid mit vielen Garnierungen und langer Schleppe, das ihre Gestalt herrlich hervorhob; dazu über der Brust gekreuzt, den Busen weich umhüllend, ein blassrosaseidenes blumendurchsticktes Tuch mit langen Fransen, die an der Schulter auf den ganz entblössten, wundervollen Arm fielen, das glänzende üppige Haar war mit frischen Rosen zigeunerisch unregelmässig durchsteckt. So oft sie sich erhob ertönte das uns von Granada her wohlbekannte Händeklatschen und das melancholisch herabgesungene Lied, mit den langen Moll-Cadenzen, aus dem Munde anderer Zigeunermädchen, die daneben sassen. Die Tänzerin stand meist auf einem Flecke, wiegte im Rythmus den Oberkörper auf den Hüften hin und her, warf die classisch schönen Arme in die Luft, oder seitwärts in eigenthümlichen Wellenlinien und machte die herrlichsten Bewegungen damit, mit

verzücktem Auge nach Oben sehend! Manchmal drehte sie sich langsam, oder beschrieb, sich wiegend, nach vorwärts oder rückwärts gehend und den Oberkörper wie in Ekstase zurücklegend, einen kleinen Kreis; immer waren in Begeisterung die Arme erhoben oder seitwärts gezückt, wobei die castagnettenspielenden Hände sich so eigen an den Handgelenken drehten, immer sah man nicht die Bewegung der Füße, sondern hörte nur das rythmische, wilde Stampfen, aber Alles was sie machte, war von vollendeter Anmuth, manchmal klatschte sie selbst wie ausser sich in die Hände und schrie *ole, ole!* Es war etwas wundersam Berauschendes, Sinne bethörendes, Wollüstiges in diesem Tanze. Oft bog sie die Arme langsam und voll Grazie nach abwärts als überriesle es sie wonnevoll! So mögen die Mänaden getanzt haben, oder die indischen Bajaderen. Am merkwürdigsten aber wird dieser Tanz verhaltener Leidenschaft dadurch, dass ihn immer das, von heller Frauenstimme mehr gerufene als gesungene, traurige Lied begleiten muss, und immer Händeklatschen im Tact und wildes, rhythmisches Castagnettengeschmetter dabei sein muss. Wir hätten dem Mädchen die ganze Nacht zuschauen und zuhören mögen! Sie machte, so oft sie auftrat, jedesmal ganz dasselbe, und man konnte sich doch nicht satt daran sehen. Höchst sonderbar war der Schluss ihres Tanzes, da zappelte sie auf irgend einen der Herren zu und liess ihm ein Taschentuch auf die Knie fallen. Zum grossen

Gaudium aller jungen Engländer suchte sie sich dazu zweimal einen steifen ehrwürdigen Alten aus. Es schien ein Clergyman; die jungen Männer lachten ihn aus, aber er nahm die Sache sehr geschmeichelt auf, und kehrte sich nicht an den Spott der eifersüchtigen Jugend. Nur getraute er sich nicht recht das Tüchlein, so nett es aussah, anzurühren. Es lag unbeweglich auf seinen Knien. Der Lohndiener wird ihm wohl am Schluss die Pointe, dass etwas Geld hinein gewickelt werden soll, gesagt haben. *)

Gegen Mitternacht erst verliessen wir den Tanzsaal. Alles war noch belebt in den Strassen, überall ertönte Guitarrespiel und Gesang aus den Patios. Auf den Plätzen unter den Orangenbäumen waren alle Bänke besetzt, und manch' liebendes Pärchen genoss da noch die milde Nachtluft unter dem helleuchtenden Sternenhimmel des schönen poetischen, anmuthsvollen Sevilla! Lebe wohl holdes Sevilla mit deinen weissen Häusern, deinen grünen Höfen, deinen zahllosen Balcons, an deren Gitter die weissen Palmenwedel querüber angeheftet sind und über welche wie wehende Freudenfahnen die gelbrothen Vorhänge herunterflattern, leuchtend im Sonnenschein!

Die Richtigkeit des Spruches:

Quien no ha visto a Sevilla

No ha visto la maravilla

*) In Wien im April 1880 im Carltheater tanzten diesen Jaleo die als Zigeunerinnen gekleideten Tänzerinnen der Gesellschaft Calzadilla aus Barcelona.

Pero quien no ha visto a Granada
No ha visto nada.

kommt uns hier immer wieder in den Sinn. Ja:

Wer nach Sevilla nicht kann gehen,
Der hat das schönste Wunder nicht gesehen.
Wer aber nie stand auf Granada's Höhen,
Dess Auge hat noch nichts gesehen.

Córdoba.

Am Morgen des 9. October fuhren wir schon wieder dem Bahnhofe zu, betrübt, dass wir nicht länger in Sevilla bleiben durften. Ein letzter Blick galt noch dem hehren Dom, der rosigen Giralda und den vielen schönen Mädchen des Volkes, die jetzt in der Morgenfrühe, noch unfrisirt und ohne Blumen, mit Körbchen zum Markte gingen. Sie hatten den dicken Zopf auf eine wundernette Weise in kleine, hellblau- und rosaseidene Tüchelchen gehüllt, deren Zipfel rückwärts in den Nacken hing, und deren Enden oben geknotet waren. Auch diese Morgentracht sah coquet und hübsch aus, gleich wie die aller Dienstmädchen und Kindermädchen in Spanien, die wie ihre Colleginnen in Paris nie auf die Strasse gehen ohne ein winziges weisses Tüllhäubchen auf dem Haare, was so viel hübscher kleidet als die geschmacklosen Hüte oder verwirrten hohen Frisuren, die solche Mädchen bei uns in Wien auf der Strasse tragen.

Im Wegfahren schauten wir noch so lange wir konnten nach der Giralda zurück und nach dem breit hingelagerten Sevilla, über dem sich ein leuchtender blauer Aether wölbte. Wir kamen zuerst an wunderschönen Villen und Gärten und

an vielen weissen sauberen Bauernhäuschen, einzeln oder in Dörfern gruppirt, vorüber. Alle Gärten und Wege, auch die Bahnstrecke, sind hier wieder eingesäumt mit Agaven und Cactusfeigen. Um die Dörfer und Hügel her stehen Gruppen von Feigenbäumen, Palmen, Granaten. Bis Córdoba ist die Gegend hügelig und fast überall schön bebaut, das Thal des Guadalquivir grün und fruchtbar. Dazwischen kommen freilich auch wieder Strecken, wo nichts wächst als die zwerghafte Fächerpalme und einzeln dazwischen eine etwas höhere Palmenart mit feingegliederten Wedeln, deren Blätter dicht bei einander stehen. Die Dörfer sind meist überragt von alten Araberburgen, und besonders malerisch liegt das dunkle Gemäuer des Schlosses Almodovar auf dem Felsen, über dem zwischen Oelbäumen versteckten Dorfe.

Bei dieser Station bemerkte ich am Abhange, wo wir hielten, ganze Büschel einer niedrigen blassvioletten Blume, deren Blüthen die Form der *Anemone pulsatilla*, deren bläulichgrüne Blätter die der Blätter von *Primula vernalis* hatten, ohne dass aber Blumen wie Blätter den Habitus jener Pflanzen trugen. Ich benutzte die drei Minuten Aufenthalt, um, wie kürzlich nach den Palmen, auch nach dieser Blume zu laufen und hoffte, die würde leicht mit der Wurzel aus der Erde zu heben sein. Aber auch sie war wie eingemauert in dem harten Boden, und ich musste mich, da die Zeit viel zu kurz zum Graben, mit der abgerissenen Blätterrosette und den darin sitzenden

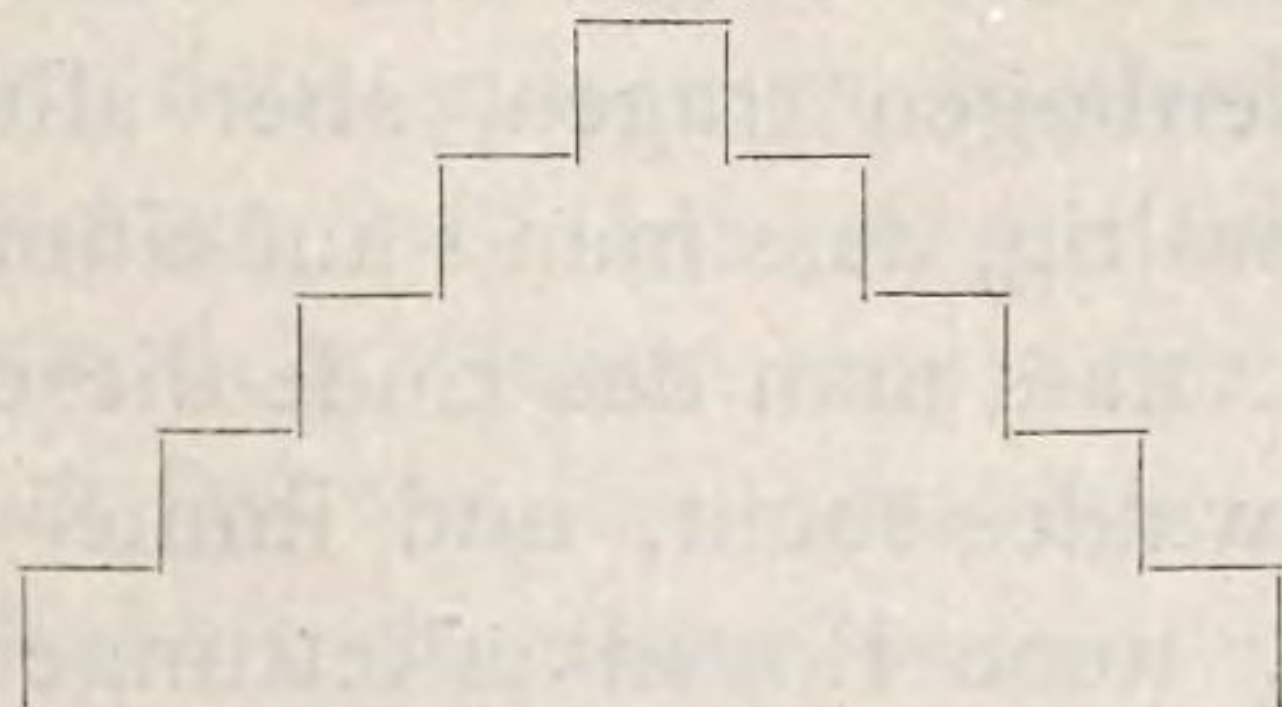
10 bis 20 Blüthenkelchen begnügen. Es war eine zarte reizend schöne Blume, die ich noch nie gesehen hatte. Wer schildert meinen Schmerz, als ich, heimgekehrt, durch Professor Reichhardt erfuhr, dass ich die berühmte *Mandragora auctumnalis* gefunden hatte, die Alraune, deren Wurzel Zauberkraft besitzt, und diese Wurzel hatte ich Thörin in der Erde gelassen. Was hätte ich mir mit ihr für Herrlichkeiten erzaubern können! Man schrieb ihr in alter Zeit hauptsächlich Macht über alle anderen Menschen zu. Wer sie bei sich trug, gewann die Herzen Aller und machte sich unterthan, wen er wollte. Kaiser Rudolf IV. soll, was ihm je gelungen ist, der Wunderkraft der Alraunwurzel zugeschrieben haben. Eine solche in Gold gefasst hing immer über seinem Bette, eine andere trug er beständig bei sich und glaubte fest an ihren Zauber. In alter Zeit hielt man die Alraunwurzel für ein lebendiges Zwerglein, und wer eine solche besass, kleidete sie kostbar, pflegte sie wie ein Kind, trug sie liebend mit sich umher, überzeugt, dass es ihm Glück bringe. Allerdings soll, wer die Wurzel auszog, sogleich todt umgesunken sein, und man richtete daher Hunde ab, die unter Aufsicht des Menschen dies Geschäft besorgen mussten. Doch ist das nicht so sicher, und ich war doch sehr betrübt, dass ich keinen Pflanzenstecher bei mir gehabt, um mir das Alräunchen zu holen, überzeugt, dass ich nicht todt umgefallen wäre. Dafür wird aber auch freilich heutzutage der Zauber nicht mehr wirken!

Gegen Mittag lag das Häusermeer Córdoba's, wie wir es schon einmal gesehen, vor uns ausgebreitet. Da wir nur bis zum Nachtzug bleiben wollten, baten Ines und ich den Stationschef, einen feinen alten Herrn, uns zu sagen, wo wir unser kleines Gepäck lassen könnten, um uns nicht den ganzen Tag damit schleppen zu müssen. Er war wieder, wie alle spanischen Beamten, die Liebenswürdigkeit selbst, sobald er hörte, wir wären Deutsche. Er trug Alles selbst in sein eigenes Cabinet, wo es ganz sicher lag, sagte uns, wann wir Abends zu kommen hätten, und begleitete uns noch bis zum Hôtel-Omnibus.

Wir fuhren durch eine hübsche Allee und ein gewaltiges arabisches Thor in die mauerumgürtete Stadt hinein, zunächst zur Fonda suissa, einem eleganten Hôtel mit duftendem Blumen - Patio. Ein köstliches Almuerzo stand bereit; während wir es verzehrten ward eine hohe alte Kutsche angespannt, ich glaube der einzige viersitzige zweispännige Miethwagen, der in ganz Córdoba existirt. Denn wir wollten umherfahren, um in der kurzen Zeit möglichst viel zu sehen.

Zuerst trieb uns die Ungeduld zur Mezquita, zur altberühmten Moschee, jetzt Cathedrale genannt. Es ging durch viele Gassen und Gässchen kreuz und quer, alle mit blendend weissen kleinen stillen Häusern wie in Sevilla; manche der Strassen waren am Ausgang so schmal, dass unsere Wagenräder an beiden Seiten an die Mauern anstreiften, und wir Schritt fahren mussten. Endlich standen

wir vor dem arabischen Wunderbau. Von Aussen sieht man nichts als eine haushohe Umfassungsmauer, von gewaltigen Zinnen gekrönt, aus der einzelne eckige Thürme ein wenig vorspringen, und in welcher an jeder der vier Seiten prachtvolle Eingansthore in's Innere führen. Wir traten ein durch die puerta del Perdon, ein von Thürmen flankirtes, mit arabischer Schrift und Arabesken reich geziertes Thor, dessen weiter Hufeisenbogen noch die schönen Cedernholzthüren umwölbt, die der alten Moschee gedient. Durch diese tritt man in den Vorhof der Moschee, einem weiten Platz mit so uralten, hohen, dichtbelaubten Orangenalleen, dass man wie in einem Walde unter ihnen geht. Die Aeste biegen sich unter der Last der goldenen Früchte, die noch vom vergangenen Jahre daran hängen, tief herab. In ihrem Schattendunkel rieseln Brunnen in weisse Marmorbecken. Malerische Gestalten umlagerten sie eben: Mädchen die Wasser holten, Burschen in kleidsamer Landestracht, spielende schöne Kinder. Gegenüber der Eingangsmauer zieht sich eine noch höhere Mauer um die Moschee und über ihr, an den grünen abgestuften Zinnen (sie haben im Grossen dieselbe Zeichnung wie die Borden oberhalb den Azulejos



in den Alhambra-Gemächern im Kleinen), die sie krönen, ragt die dem Gebäude des Abd-el-Rhaman eingefügte gothische Kirche mit ihrem Dach und Thurme in die Lüfte. Einst war diese Mauer von vielen hohen, weit offenen Portalen durchbrochen, und ein Säulengang davor; wie magisch muss es da gewesen sein, wenn man Abends unter den Orangenbäumen stand und hineinsah in die nachtdunklen endlosen Hallen des Inneren, vom Sternengewimmel der 8000 Lampen flackernd beleuchtet.

Doch treten auch wir nun hinein! Am Ende der Mauer ist noch eins der hohen Portale geblieben, doch durch ein hölzernes Kirchenthor versperrt. Es thut sich auf und wir stehen in dem Säulenwalde, denn ein solcher ist es wirklich.

So gross auch nach der unsterblichen Schilderung des Grafen Schack unsere Vorstellung gewesen war, der erste Eindruck übertraf wieder alle Erwartungen! Wir standen sprachlos vor Staunen und Rührung, denn gerührt ist man immer, wenn etwas bewundernswürdig Schönes, Erhabenes, dessen Anblick man lang ersehnte, plötzlich vor Einem daliegt.

Zuerst sieht man nur ein zauberisches Halblicht, Halbdunkel, und ein unabsehbares Heer von Marmorsäulen, die roth und weiss gestreifte, luftige Hufeisenbogen tragen, aber alles so gross, so weit, so gewaltig, dass man's auf einmal gar nicht erfassen kann, dass man das Ende dieses Gewirres, dieses Säulenwaldes sucht, und immer wieder nur neue Reihen, neue Bogenverkettungen entdeckt!

Im 8. Jahrhundert schon wurde dieses Heiligthum der Araber, diese *Djima* erbaut. Sie sollte Mekka's Tempel überstrahlen und die Gläubigen locken, statt nach dem fernen Arabien nach Córdoba zu strömen, das vom Leibe des Profeten wenigstens eine Hand in der Moschee bewahrte.

Der Plan ist grossartig, klar und übersichtlich und ist die Bewunderung der Architekten. Man denke nur: 800 Säulen in 18 Reihen und über den Säulen zweimal Bogen übereinander! Darum macht das sich Kreuzen und Verschlingen der Linien, dass sich Ineinanderverschieben der Bogen mit den vielen Durchsichten Anfangs ganz wirr, daher auch der Eindruck eines Waldes von Stämmen und Zweigen. Die Säulen sind meist röthlicher Marmor und oft ganz verschieden, denn sie stammen von den vielen Römertempeln Córdoba's und tragen oft noch die alten Capitäle korinthischer Ordnung. Die zackig gekerbten Bogen, noch Hufeisenform, haben nicht die feinen Verzierungen, wie jene in der Alhambra, sind massiger, derber, wirken aber dennoch herrlich. Die Alhambra ist ja auch 600 Jahre später entstanden als die Mezquita, und in ihr der ältere Hufeisenbogen zumeist schon in den zierlichen, schlank erhöhten Rundbogen übergegangen. Lange gingen wir in dem einsamen Säulenhain umher, nirgends konnten wir bis an's Ende gelangen, immer öffnete sich wieder eine neue Perspective, man hätte sich fast verirren können, wie in einem wirklichen Walde; der Beter sahen wir fast keine

in dem alten erhabenen Bau, es war etwas Grossartiges in dieser Stille und Einsamkeit!

Nach geraumer Zeit entdeckten wir mitten darin, dass einige Säulen durch Mauern verbunden waren. Wir gehen diese entlang, kommen an einen hohen gothischen Bogen, treten ein und sind auf einmal mitten in einem prächtigen gothischen Dome von schwindelnder Höhe, mit reich verziertem Altar, verschlungenen Gurtengewölben von hellem Stein, und schmalen hohen Fenstern, die blendend Licht einlassen. Der Eindruck ist ganz seltsam. So weitverschieden der Styl der Kathedrale, so entsetzlich das Verbrechen gegen die Regeln der Kunst; man kann nicht leugnen, dass die Christenkirche mit einem Geschicke eingefügt ist, das einer besseren Sache würdig wäre, denn man bemerkt und entdeckt sie erst, wenn man eigentlich schon mitten darin steht. Allein auch hier fast keine Andächtigen, Alles öde und todt. Wir eilten aus der christkatholischen Helle schnell wieder zurück in den Dämmerchein des arabischen Baues. Einst wölbte sich auch über ihm ein prächtiges Kuppeldach wohl mit Oeffnungen und Bogenfenstern wie in der Alhambra. Doch ist es zerstört und durchgebrochen, um die Kirche und ihren Thurm hinauszustrecken, wie einen Finger, der zum Himmel zeigt und sagen soll: Sehet, der Christengott ist doch noch über Allah! Wo jetzt die Kirche steht, war einst die muhamedanische Kanzel und Loge der Kalifen, kurz, das Centrum der Moschee. In der Sakristei

sieht man noch Reste der schönen Decoration und der Mosaiken, und beklagt die Schwäche Carl's V., der einem fanatischen Bischof von Córdoba den Bau der Kathedrale mitten in diese Kunstwelt hinein gestattete. Er soll es auch nachher selbst sehr bereut haben. Ob ihm auch auf der Alhambra so die Reue kam, und sein grosser Palast deshalb so unvollendet blieb?

Das Schönste, was noch in der Moschee erhalten und glücklicher Weise ganz und unverletzt geblieben ist, das ist das Heiligthum der Kibla (oder Kaaba), des Gemaches, worin auf prächtigem Cedernholzpulte der offene Koran stand. Es muss aus viel späterer Zeit sein, den es übertrifft an Feinheit der Zierrathen, an wundersamer Zeichnung und Ausführung womöglich noch die Alhambra. Schon die Vorhalle zu diesem, das *Mhirab*, ist ein Kleinod. Die Decke wölbt sich als *Media naranja* und bildet lauter spitzige Bogen, die sich ineinander verschlingen und kreuzen, ein Geflecht entzückender ovaler Linien bilden und so nach der Mitte streben, wie die fantastisch wirren, doch festen Gesetzen unterworfenen Gänge einer Fuge, die sich endlich im harmonischen Accorde einen und lösen. An den Wänden dieser Vorhalle und ihrer Nebencapellen strahlt und flimmert es brillantenartig von den feinen farbigen Glasmosaiken, die sie in wahrhaft berückend schönen Arabesken bedecken. Ringsum ziehen sich zarte Säulchen unter der Kuppel hin und Koransprüche

in erhabener Schrift von weissem Marmor auf hellblauem Grunde, wie dort in der Alhambra.

Das Innere der Kibla, das Allerheiligste, ist durch einen goldstrahlenden Bogen und die wundervollsten Marmorsäulchen vom Mhirab geschieden. Darinnen glitzern die Wände, in 8 Nischen getheilt, wie aus Edelsteinmosaik gewoben. Der Fussboden ist blendender Marmor und die Decke ist eine entzückend ausgemeisselte gewölbte Muschel aus einem Stücke weissen Marmors. Man kann sich doch nichts Herrlicheres denken als diese von Feenfingern gezauberten, nicht wie von roher Menschenhand gehauenen und bearbeiteten Kunstwerke, die diese Araber alle geschaffen haben!

Man ist, wie auch in der Alhambra, völlig berauscht von so viel Schönheit!

Als wir uns endlich aus dem Zauberdunkel der Mezquita losreissen konnten, traten wir zurück in den Orangerhof und bestiegen den Thurm in der äusseren Umfassungsmauer, von welchem einst allmorgendlich die Fahne des Propheten flatterte, die weisse an gewöhnlichen Tagen, die blaue am festlichen Freitag, und von dessen Zinnen die Almuédanos (die Rufer) sieben Mal im Tage in poetischen kurzen Worten den Gläubigen zuriefen, was nun anzufangen und zu thun sei. So um vier Uhr Morgens: »Es beginnt zu tagen, loben wir Gott!« Um Mittag: »Gott ist gross!« Am Abend: »Es ist die Stunde, wo Ihr Eure Arbeit aus der Hand legen sollt!« Um Mitternacht: »Gott ist gross, beten ist besser denn schlafen!« und so fort.

An den Feiertagen ertönte hier oben wie auf Sevilla's Giralda liebliche Hörner-Musik und rief die Gläubigen zum Gebete, ganz wie es jüngst noch Brauch und Sitte oben auf den Thürmen protestantischer Kirchen im fernen Thüringen. Jetzt ist das Minaret in den Glockenthurm umgewandelt, dessen Geläute die heutigen Córdobaner Sonntags in die Kathedrale ruft.

Er bietet einen entzückenden Rundblick. Man sieht vor Allem hinab in den Orangengarten der Moschee und entdeckt, dass hohe Palmen aus seinem Dunkel in die Lüfte ragen, die man unterm Laubdach der Bäume im Hofe selbst gar nicht sah. Dahinter nun steigt der im Aeussern seltsame Bau der Moschee auf, der von einer Grösse ist wie etwa der ganze Markusplatz in Venedig oder darüber. Man denke sich denselben ganz voll Säulen gestellt, mit himmelhohen Mauern umgeben und oben mit Hunderten von Dächern und Kuppeln gedeckt. Dies nun vom Markusthurm aus, wäre der Anblick der hier sich bietet. Statt der stolzen grossen mittleren Kuppel aber, die einst die Moschee krönte, ragt nun mit halbem Leibe, wie aus einem Gebirge, in das sie versunken, das hohe Schiff mit den Thürmen der gothischen Kirche heraus, hier aussen ein wahres Entsetzen für einen Menschen, der Styl- und Schönheitsgefühl besitzt.

Der Blick fliegt aber nun mit Entzücken weiter hinaus, über Córdoba hin, den Guadalquivir, der es umgürtet und die grüne Huerta, die er

durchschlängelt. Diese wohlbebaute Ebene ist an drei Seiten von sanften Höhenzügen, an der vierten aber von dem schroffen, zerklüfteten, lilaerglühenden Gebirgszug der Sierra Morena begrenzt. Er ist so nahe, dass man deutlich die unzähligen Landhäuser in den dunklen Gärten und Wäldern erkennt, die seine Abhänge schmücken. Hier lag die Wunderstadt Az Zahra mit den Lustschlössern der Kalifen, die Schack so unnachahmlich schildert, und dieses Córdoba, das sich jetzt so lieb und hell, doch weder gross noch prunkend, zu unseren Füßen ausbreitet, war ja einst die prächtige Stadt der Moscheen und Paläste.

Es ist aber auch heute noch reizend von hier hinab zu blicken, auf das Häusermeer mit all' seinen Terrassendächern und Patio's. Man kann ganz hineinschauen in die schönen Höfe voll Orangenbäume, in die arabischen Säulenhallen, die meist unter dem vorstehenden Dachfirst sind, und rings um die Häuser laufen, und auf die Dächer selbst, wo Zelte wehen und bunte Blumen in Töpfen stehen. Die Stadt ist wie Granada blendend weiss schimmernd und ganz von Grün durchzogen. Es ist alles so sauber, die Spanier halten so viel auf Nettigkeit, dass wir oft (auch heute wieder hier) die Leute vor den Häusern stehen sahen, um selbst, Mann und Frau zusammen, mit langen Besen ihre Façade frisch anzukalken.

Wir fahren nun weiter; zuerst zum Alkázar. Man liess uns zwar auf unsere Bitte ein, es war

aber nicht viel mehr zu sehen als am Ende eines langen Gartens ein paar Mauern und alte Thürme, wohl einst die Umfassungsmauern des Königschlosses, das eben so herrlich geschmückt gewesen sein soll, wie die Alhambra. Um so schöner war's in dem verwilderten Garten, wo Orangenwälder standen und Lantanen (bei uns nur kleine Sträucher) mit den braungoldigen Blüthen als hohe Bäume wuchsen. Weinlauben umschatteten die Wege und überall duftete und wucherte wild die *Mirabilis Jalappa* voll gelber und rother Blüthenkelche. Der Garten reichte bis zum Guadalquivir, und aus einem jasminumrankten Pavillon auf der Mauer war die Aussicht auf Córdoba, die Höhen dahinter, den breiten Strom und die lange Bogenbrücke mit ihren Thürmen und Castellen, eine wunderherrliche. Sie lockte uns sogleich über diese Brücke zu fahren, die auf arabischen steinernen Bogen ruhend, sich selbst als ein hoher Bogen von einem Ufer zum andern schwingt. Ganze Heerden Esel, mit Mehlsäcken beladen, von buntgekleideten Bauern getrieben, zogen, in Staubwolken gehüllt, über die Brücke daher und erinnerten uns an Scenen im Don Quijote. An der Stadtseite bildet ein triumphbogenartiges römisches Thor den Eingang zur Brücke, am jenseitigen Ende steht das schwarze düstere Castell Carrahola, eine alte Araberburg mit festen Thürmen und Zinnenmauern. Hier kehrten wir um und hatten im Zurückfahren Córdoba ganz ausgebreitet vor uns, das wie Avignon von Zinnenmauern um-

geben, von vielen alten Thürmen und von der gewaltigen Masse der Mezquita, wie jenes von der Papstburg, überragt ist.

Wir fuhren nun kreuz und quer durch die Stadt. Auch hier wieder die den südspanischen Städten eigenen Merkmale: an allen Balcons die geweihten Oster-Palmen, über allen Balcons die am Tage herabwehenden, die heisse Sonne abhaltenden, bunten Vorhänge. Wir kamen über grosse Plätze mit dichten schönen Alleen bepflanzt, über den merkwürdigen Seiler-Platz, wo eben Obstmarkt abgehalten wurde und ringsum rothe Häuser stehen mit langen offenen Hallen unterm Dache, wir kamen über den weiten, eleganten Platz del gran Capitan, mit schlankem schönem Thurme und mit Promenaden geziert, sowie mit einer Statue des Feldherrn Don Gonzalo, der hier geboren ist, und im sechzehnten Jahrhundert die Spanier zu vielen Siegen führte; daher die Córdobaner ihren Landsmann stolz den *gran Capitan* genannt.

Wir kamen durch die Hauptstrasse der Stadt, die Calle de la Feria, wo ein buntes Treiben war, wo die schönsten der kleinen weissen Häuser stehen und von allen Balcons die Ranken der Schlinggewächse herabflatterten und die Aeste der Mirtenbäume und Granaten, die in Töpfen oben stehen sich zu Lauben wölbten. Aber am Besten gefiel uns im Schritt durch die engen Nebengassen zu fahren, denn da konnten wir recht in die sonnbeglänzten Patios hinein sehen, und jeder bot

ein neues, schönres Genrebild. Da sassen in dem einen die reizendsten Mädchen in hellen Gewändern, das Haar voll Rosen gesteckt, und nähten emsig und plauderten; in einem andern war eine Schusterwerkstätte (die Schuhe von Córdobaleder sind ja berühmt!); in einem dritten hämmerte ein Kupferschmied an blinkenden Schüsseln, während Kinder ihn umspielten und die muntere Frau am Waschtrog stand. In den Patios der eleganteren Häuser war es zaubrisch wie in Sevilla und wie dort schlossen sie vergoldete kunstvolle Eisengitter ab. Oft kamen wir auch an prächtigen Palästen vorüber mit reichdecorirten Portalen und aristokratischen Wappen darüber und Patios voll Palmen hinter dem Gitter. Kurz, auch wieder jeder Schritt ein Bild. Zuletzt führte uns der Kutscher um die ganze Stadt herum, damit wir die vielen malerischen alten Thore und Mauern sehen sollten. Da gab es Alleen, Gebüsche, schattige Wege und oft ein prächtiges Gewirre südlicher Pflanzen. Aber ach, Alles grau von furchtbarem Staub, ja verdorrt und verbrannt. Im Frühjahr mag diese Rundfahrt entzückend sein. Jetzt war sie traurig, dürr und heiss, und trotzdem suchten viele Bewohner der Stadt hier Kühlung und eine Menge elegante Reiter begegneten uns und sprengten in Wolken Staubes vorüber.

Unter den Reitern sahen wir auch mitunter berittene Postboten auf buntgeschirrten schellenbehangenen schwarzen Pferden. Sie sahen zum Entzücken aus, denn es waren nicht nur, wie alle

Córdobaner, bildschöne junge Männer, wie Knaben erscheinend durch das glattrasirte Gesicht (in ganz Córdoba sah ich keinen Bart), sondern sie tragen auch als Uniform die idealisirte, braun mit roth geränderte und gestickte, andalusische Tracht, wie ich sie an dem Tänzer in Sevilla und den Bauern in Granada schon beschrieb.

Als es dämmerte kamen wir an ein hohes dunkles Thor mit gewaltigen Thürmen, um durch dieses wieder in die Stadt hinein zu fahren. Vor dem Thore, unter den Zinnenmauern, standen lange Steinbänke und darauf sassen oder davor standen in Gruppen viele alte Männer mit braunen Sammtjacken, den Kopf in das rothseidene Zipfeltuch gehüllt und das Gewehr am Bande um die Schulter gehängt. Erstaunt sahen wir sie an und dachten schon es wäre Revolution in Córdoba ausgebrochen und Nationalgarden bewachten das Thor. Da erfuhren wir, dass diese räuberartig aussehenden Guten nur Acht geben sollen, dass im Dunkel der Nacht nichts ohne Steuer eingeschmuggelt wird!

In die Fonda zurückgekehrt, ward an der Mesa redonda in Gesellschaft vieler recht lärmender Ingleses und Inglesas das treffliche Mittagessen eingenommen, dann im Marmorhofe auf den schönen Divans, zwischen Blumen und Fontainen, Nachmittagsruhe gehalten und gegen 9 Uhr zum Bahnhof gefahren. Unser lebenswürdiger Stationschef erwartete uns schon, führte uns in sein Cabinet und bat, wir möchten es uns auf dem Sopha

bequem machen, der Zug habe Verspätung und komme noch lange nicht. Nachdem er uns ein Weilchen unterhalten, verschwand er und erschien plötzlich wieder mit einem wunderschönen, blassen, grossaugigen, jungen Mädchen, die er uns als seine Tochter vorstellte und uns ihr als deutsche Damen die spanisch sprächen und die sie unterhalten solle. Wir waren gar sehr erfreut. Sie setzte sich nun zu uns und Vater und Tochter wetteiferten uns die Zeit zu vertreiben. Sie erzählte uns wie schön es da drüben an den Bergen sei, wie wir wiederkommen müssten im Frühling, wie es uns dann erst in Córdoba gefallen würde, und wie sie uns in ihre Quinta drüben an der Sierra Morena und in ihren schönen Orangengarten führen wolle, nach dem sie sich stets so sehne; aber sie könne nie lange dort bleiben, denn ihr alter Vater sei hier ganz allein und sie hielten es Beide nicht lange ohne einander aus. Dem Vater kamen fast die Thränen, als sie so sprach, und auch uns wurde ganz weh um's Herz, denn er flüsterte uns zu sie sei brustkrank und er werde sie nur noch kurze Zeit haben. Also auch hier im schönen warmen Süden kann man so hinsterben.

Vater und Tochter gingen dann noch abwechselnd mit uns in der Halle auf und ab, die laue Nachtluft zu geniessen, und als die schwarze Schlange mit den rothen Feueraugen zischend heranbrauste, nahmen wir traurig Abschied von dem lieben, sanften Mädchen. Der alte Herr, *Jefe de la Estacion* wird er hier genannt, ver-

schaffte uns ein Stirncoupé für uns allein und so fuhren wir in die Nacht hinaus, Madrid entgegen.

Anfangs schlummerten wir wohl viele Stunden. Mitten in der Nacht erwache ich, und wecke mit einem lauten Aufschrei die beiden Andern. Wir waren nämlich gerade auf der weiten kahlen Hochebene, über die man auch hier kömmt, und sahen den Sternenhimmel wie einen Mantel um uns her, mit Sternen von so erschreckender Grösse, dass ich meinte sie fielen herunter. Der Orion schien mir den halben Himmel einzunehmen, und strahlte und funkelte schier unheimlich hell. Die einzelnen Sterne desselben waren wie grosse, elektrische Lichter anzusehen. Es war nun an Schlaf nicht mehr zu denken, bis zum ersten Morgenroth wurde bewundernd hinaufgeblickt.

Als längst die Sonne aufgegangen, ertönte der Haltruf: *Aranjuez! — cinco minutos.*

Wer denkt da nicht an seinen Schiller?

Wir blicken hinaus und sehen, ein gar seltener Anblick in Spanien, schöne dunkle Wälder, einen Park, durch dessen Bäume ein weisses Schlösschen schimmert und die gelben Wogen des Tajo, der hier, noch ein kleines Flösschen, durch umbuschte Ufer hin sich windet. Wir fahren auf kurzer Brücke über ihn und lassen mit ihm auch alsbald das waldige Thälchen hinter uns.

Wir sind wieder auf der weiten, öden Hochebene mit den kahlen Stoppelfeldern und den gelben, sonnverbrannten Hügeln, die den Charakter der spanischen Landschaft bilden. Kein Dorf, kein

Haus, kein Baum zu sehen, die einzige Staffage: Bauern auf Eseln, die nach der Stadt traben, hie und da eine Schafheerde oder weidende Stiere. Endlich taucht in duftiger Ferne, in wundervollen Umrissen, rosig im Morgenlicht, die hohe Sierra Quadarama auf und vor ihr liegt, in weiter, gelbleuchtender Fläche mitten drin, auf einen Hügel hingegossen, hellschimmernd in der Morgensonne, mit tausend goldglitzernden Punkten, wo die Sonne sich in Fenstern spiegelt — es war wie eine Erscheinung im Märchen! — eine wunderschöne Stadt: es ist die Königsstadt Madrid.

Madrid.

Gleich die Einfahrt in den Bahnhof, den schön gepflegte Gartenanlagen, voll von exotischen Bäumen und Blumen, umgeben, macht einen grossstädtischen Eindruck, denn er ist neu, elegant und prächtig. Aus der Halle tretend, umringten uns die Lohndiener der Hôtels, und da uns die Fonda de Paris empfohlen war und wir nach deren Omnibus fragten, behaupteten alle Omnibuskutscher von dort zu sein. Da war guter Rath theuer, es stand wirklich an jedem Fonda de Paris angeschrieben. Aber endlich folgten wir doch dem einen honnett aussehenden Lohndiener in den von ihm bezeichneten Omnibus (darin schon die unangenehmen Engländerinnen aus Córdoba her sassen) und das war gut, da es der schnellste war, und er zuerst das Hôtel erreichte. Vierspännig im rasendsten Galopp, so dass wir uns im Wagen festklammern mussten, fuhren wir in Madrid ein und sahen daher nur mit halbem Auge, an was wir vorüber kamen.

Erst ging's durch grüne Parkanlagen, dann im Carrière einen Berg hinauf, dessen Seiten schöne Paläste schmückten, und nun eine lange prächtige Strasse hinvor. Wir standen an der Fonda. Der Wirth, ein Schweizer, sagte sehr un-

wirsch, er habe nichts mehr frei, wir hätten telegraphiren sollen, sein letztes Appartement hätten die englischen Damen bestellt und derlei mehr. Diese stolzirten denn mit ihrem Dolmetsch und Courier hinauf, und wir überlegten unten im Gange, in welches Hôtel wir nun gehen sollten. Da kamen sie plötzlich alle wieder herab, und der Wirth sagte kleinlaut, das Appartement sei den Damen nicht recht, ob es uns vielleicht gefällig wäre. Wer war froher als wir? Es passte herrlich für uns, wir zogen ein und die Inglesas zogen ab.

Es war ein wunderschöner Salon im dritten Stocke mit zwei Schlafzimmern an den Seiten, alles sauber, behaglich und zugleich höchst elegant. Vom Salon öffneten sich drei Balcons nach der Puerta del Sol, dem Hauptplatze von Madrid.

Es war zu jeder Zeit des Tages und der Nacht eine Lust da hinab zu sehen in das Wogen und Treiben der grossen Stadt. Der Platz Puerta del Sol hat die Form eines offenen Fächers. Eine Seite ist gerade, die andere geht im weiten Bogen. Ueberall öffnen sich lange, breite, nach allen Richtungen geradeaus laufende Strassen, welche so den fächerartigen Eindruck noch erhöhen. In der Mitte des sehr grossen Platzes steht ein weites marmornes Brunnenbecken. Die Gebäude, die den Platz einfassen, haben freilich nicht den spanisch-arabischen Charakter der kleinen, weissen, freundlichen Häuschen Granada's, Sevilla's und Córdoba's. Sie gleichen mehr den hohen Miethhäusern

von Paris, und haben wie diese, durch alle Stockwerke fortlaufende Balcons mit durchbrochenen schönen Eisengeländern.

Wir hatten kaum Toilette gemacht und die Chocolate genommen, so erschien schon der uns von der Weltausstellung Wiens her befreundete Señor Tubino uns zu begrüßen und sich zu unserem Führer durch Madrid anzubieten. Wir freuten uns herzlich ihn wieder zu sehen und folgten ihm denn auch gleich in die nahe Academia de San Fernando in der Calle de Alcalá, der schönsten und breitesten Strasse Madrids und Hauptfortsetzung der Puerta del Sol.

Señor Tubino ist selbst Akademiker und in den Hallen der Kunst ganz zu Hause. Wir sahen nun hier vor Allem wieder drei der berühmtesten Murillo-Werke Spaniens: Zuerst die heilige Elisabeth (auf spanisch Santa Isabel), es soll das Beste aller seiner Bilder sein. Die Heilige, eine hohe und doch rührend weiche Gestalt mit einem Antlitz, in dem sich Mitleid, Milde und Wehmuth zu einem verklärten Ausdruck einen, steht im Mittelpunkt des Bildes und wäscht einem ausätzigen Knaben, der in demüthig gebeugter Haltung vor ihr steht, das blutige Haupt. Zwei wunderschöne Mädchengestalten helfen ihr dabei, indem die eine den Teller hält, von dem die andere den Krug nimmt um Wasser über den Knaben zu giessen. Im Vordergrund ist links ein nackter, wundenbedeckter Bettler, sehnsuchtsvoll auch ihrer Wohlthat harrend, rechts steht ein

schönes, altes Mütterchen, das mit innigem Dankesblick die Heilige ansieht. Das Ganze ist so einfach, so wahr, so ergreifend, in so wenigen weichen Farbentönen und mit solcher Vollendung gemalt, dass man gebannt steht vor dem Bilde und den Blick nicht davon wenden kann.

Die beiden anderen, auch wunderherrlichen Gemälde stellen vor, wie dem römischen Bürger Liborio und seiner Gattin im Traume die Madonna erscheint und ihnen Auftrag gibt eine Kirche zu bauen, und wie dann Beide vor dem Papste knien und ihn um die Erlaubniss dazu bitten. Auf dem ersten Bilde ist der schlafende Liborio besonders schön und die wie von fernher hereinschwebende Madonna mit dem Kinde in hellen Wolken besonders duftig, ätherisch und idealisch. Auf dem zweiten kniet das herrliche Paar in reicher Kleidung vor dem Papst in offener Halle. Hier ist der Kopf und Ausdruck der Frau so schön, dass selbst ein alter Geistlicher neben dem Papst ganz davon ergriffen scheint und sie durch eine Lorgnette angelegentlich betrachtet. Rückwärts in den Wolken schwebt dieselbe Madonna wieder, von der die Knienden wohl eben erzählten, und unter ihr in ferner Perspective sieht man Gerüste aufstellen zum Kirchenbau.

Noch drei grosse Namen sind, die minderen Bilder nicht zu rechnen, hier vertreten: Alonzo Cano mit einem Christus am Kreuz, ein ganz einfach schlichtes Bild und gerade deshalb von ergreifender Wirkung; dann Ribera mit einem

zaubrisch holden Christkindchen, das ein Mönch auf seinen Armen begeistert emporhebt; und Zurbaran mit vielen lebensgrossen Gestalten ernst und asketisch blickender Mönche in weissen Gewändern.

Wir sahen hier auch zum ersten Male ein Bild des Goya, eines Malers aus dem Anfang unseres Jahrhunderts, den die Spanier sehr schätzen. Es ist ein nacktes Frauenbild, wohl Portrait, mit lieblichem Gesichte und einem, mit entzückend weichem zartem Pinsel gemalten Körper. Die Brust scheint sich zu heben, so weich, so warm ist sie gemalt.

Die anderen Bilder wurden nur flüchtig betrachtet und durch das naturhistorische Museum (das im selben Gebäude untergebracht) mit seinen kolossalen Meteorsteinen, seinem gewaltigen Magnet, an dem ein Centner leicht haftet und anschnellt, und seinem Megatheriongerippe, nur durchgelaufen, denn es zog uns hinaus in's Museo del Prado, zur berühmtesten Bildergalerie der Welt.

Señor Tubino führte uns die ganze prächtige Alcalástrasse, dieselbe, durch die wir am Morgen eingefahren, hinab, zeigte uns einige Paläste spanischer Granden, dann inmitten eines schön gepflegten Gartens mit alpenfrischem Rasen, Blumen und Lorbeergesträuch, die Statue des allen Deutschen wohlbekannten, sympathisch lieben Cervantes, der gerade so hager und so melancholisch und gütig zugleich aussieht, wie man sich seinen Don Quijote denkt.

Am Fusse der bergab gehenden Strasse kamen wir nun in den Prado, einen Spaziergang, der aus ungeheuer breiten Alleen alter, dichtbelaubter Bäume besteht, und an den Seiten eben so viele Café's, Bänke, hübsche Plätzchen und spielende Kinder aufweist, wie unser Prater. Nur gibt es hier etwas, was wir gar nicht haben: eine Reihe monumentaler Brunnen mit künstlerisch schönen Marmorgruppen und rauschenden Wasserstrahlen. Wir kamen am Neptunsbrunnen vorüber, wo der Meeresgott sein Gespann lenkt und Tritonen und Nereiden ihn umgaukeln. Die weissen glänzenden Marmorgestalten heben sich wundervoll vom dunklen Grün ab, und Wasserstaub umrieselt sie und schmückt sie mit Diamantenpracht. Jenseits der Allee schimmert uns nun hell und freudig ein solzer Bau spätgriechischen Styls, von schönen Verhältnissen der Fenster und Säulen entgegen.

Es ist das berühmte Museo del Prado! Rasenplätze, Blumenparterres, Teppichbeete und Gruppen dunkler Nadelbäume, die hier in der hohen Luft Madrids besonders gut gedeihen, umgeben es. Es sind gigantische Exemplare des *Cedrus deodora* darunter, eines sehr schönen seltenen Baumes vom Himálaja, dessen schwarzgrüne Zweige sich unten breit auf den lichten Rasen lagern. Zwischen den Bäumen stehen Marmorstatuen, von Teppichbeeten voll bunter Astern umgürtet, vor den Eingang soll Murillos Standbild kommen.

Wir traten nun ein.

In den unteren Räumen ist ein Saal mit Antiken, darinnen uns S. Tubino zwei, dem Phidias zugeschriebene Statuen zeigte. Schön genug sind sie, um echte Griechen zu sein, sowohl der Knabe, der das Lamm trägt, als auch besonders der entzückende Ganymed, der, auf dem linken Beine knieend, dem Adler aus einer Schale zu trinken gibt. Knabe und Vogel haben etwas so Lieblich-Edles und sind so vollendet ausgeführt, dass sie Kenner entzücken müssen! Eine andere schöne antike Gruppe sind Schlaf und Tod als Brüder dargestellt, der Tod gesenkten Hauptes, traurig seine Fackel auslöschend, der Schlaf ein träumerisch schöner Jüngling.

Im ersten Stockwerk ist zuerst eine lange, hochgewölbte Hauptgalerie, ähnlich der im Louvre, mit der italienischen und spanischen Schule, und dann neben an in der Kuppel des unteren Antikensaales läuft ringsum eine schmale Galerie mit besonders auserwählten Meisterwerken aller Schulen, eine Art Tribuna von Florenz, oder Salle carrée von Paris, hier heisst es: Salon de la Reina.

Die spanische Schule breitet sich aber am Ende der langen Galerie noch in mehreren Nebensälen aus, ferner ist in einer Reihe kleinerer Gemächer eines Seitenflügels die höchst reichhaltige niederländische Schule aufgestellt.

Was lockt nun Alles von diesen vielen hohen endlosen Wänden herab. Man geht in einem Taumel des Entzückens durch diese Säle, ja man möchte,

wenn man Kunstenthusiast ist, wie wir drei, fast auf den Knien hindurchrutschen, denn so viel Göttliches, so viele Meisterwerke, ja fast nur Meisterwerke, hat man doch noch nirgends beisammen gesehen. Von Rafael allein sind zehn der schönsten Bilder hier, ebenso viele und besondere von A. del Sarto, Tiziano, Correggio und Rubens. Von Murillo und Velasquez ganze Reihen, die lernt man ja hier erst kennen. Dazu kommen nun noch Maler, von denen man früher kaum etwas gehört und gesehen, und die man hier staunend als Ebenbürtige der grossen Meister glänzen sieht. Die: Juanes, Prado, Moro, Escalante, Alonzo Cano, Tristan, Coello und Andere.

Welchen Respect bekömmt man vor diesen spanischen Königen, die so zu sammeln, so zu wählen wussten, vor diesem spanischen Volke, das so ideale Meister hervorgebracht! Die Italiener, so schön sie vertreten sind, verschwinden hier fast. Die Spanier scheinen viel kräftiger, viel tiefer und inhaltreicher zu malen, ihr Ausdruck ist mächtiger und gedankenreicher, ihr Ernst grösser, ihre Frömmigkeit ernster.

Ach, könnte ich alle die Bilder beschreiben, die mich bezaubert haben, es ist aber leider unmöglich, es gäbe allein ein Buch von drei Bänden, auch ist's ein so undankbares Bemühen, Bilder zu schildern, und höchstens taucht dem, der sie gesehen, die Erinnerung daran manchmal wieder freundlich auf. Wer sie nicht sah, wird ihrer Schönheit durch Beschreibung nicht inne. Doch,

ich schreibe ja vor Allem für die Reisegefährten und so will ich's wagen ein paar von jenen Herrlichkeiten herauszugreifen und uns Vieren in's Gedächtniss zurückzurufen. Der Raum gestattet leider nur ein winzig Theil davon.

Ich will zu Anfang die Hauptbilder des kleinen Salon de la Reina nennen, und dann erst zur grossen Gallerie und spanischen Schule übergehen. Hier sind die meisten Bilder Rafael's zu sehen, vorerst: Die Madonna mit dem Fische. Es ist eine der liebreizendsten Marien Rafael's, voll Grazie und Hoheit, hell, lichtausströmend. Sie hält das Kind, welches eines der süssesten Gesichtchen hat, die je ein Pinsel hervorgebracht. Es langt nach dem Fisch, den ein Knabe darreicht. Der Heilige mit weissem Bart zur Rechten, der innig blickende Engel zur Linken, sind ideale Köpfe. Ebenso fein ausgeführt scheint mir die Madonna mit der Rose, so genannt, weil auf dem Tische, wo des Jesuskindes Füßchen aufsteht, eine Rose liegt. Auch dies Bild mit den beiden Knäblein und dem heiligen Josef, ist bezaubernd. Dazu kömmt als drittes jene heilige Familie, welche »die Perle« genannt wird. Die Perle aller Bilder ist sie, so wunderschön sind Madonna, Kind, heilige Anna und die Landschaft des Hintergrundes. (Ein ähnlich angeordnetes Bild von Rafael ist in Paris.) Eine andere heilige Familie von wieder verschiedener Gruppierung und neuer Schönheit, ist die im Grünen, unter prachtvollem Baume, ruhende Madonna mit dem Jesus und Johannes und dem

heiligen Josef dabei, die man die Eidechsch-Madonna nennt, weil in einer Ecke ein Lagartijo, ein Eidechselein, den Stein hinankriecht. Auf diesem Gemälde ist die Madonna von besonderem Jugendreiz, und lächelt so mütterlich hold. Auch die beiden Knäblein lächeln zaubrisch, und lesen eine Schrift auf einem Bande, das sie halten. Das Ganze ist mit der, nur Rafael eigenen Grazie componirt, und wie ist es gemalt, wie die herabhängende Hand der Madonna, wie der Baum, wie das volle Licht auf den Körperchen und Gesichtchen der Kinder! Alles unbeschreibbar schön!

Die heilige Familie mit dem Lamm, ein ganz kleines, feines, miniaturartiges Bild, dann die Begegnung der heiligen Maria mit Elisabeth, und das Portrait eines Cardinals, sicher alles Bilder aus seiner besten Zeit, vervollständigen die Rafael-Collection des Salon de la Reina.

Von Velasquez sind vier der berühmtesten Bilder hier: Apollo, der den Vulcan besucht, die Trunkenen, der Infant Fernando von Austria und Velasquez' Gattin. Apoll bei Vulcan ist ein kraftvoll naturalistisches Bild, der schöne Götterjüngling im Gegensatz zu den wilden Gesellen der Schmiede herrlich gegeben. Die berühmten *Borrachos* (Betrunkenen) sind etwas ganz Wunderbares, es ist als hätte Velasquez darauf an allen Arten von Menschen die Trunkenheit darstellen wollen. Ein Jüngling inmitten der Gruppe, die dem Wein huldigt, von ideal schönem Körperbau, weiss und fein, ist nur poetisch begeistert, hebt

schwärmend den schönen Arm, ist wie Bacchus mit Laub bekränzt; ein paar andere Trinker mit braunen, muskulösen Körpern, geberden sich roh und scheinen zu taumeln; eine dritte Gruppe derber Gesellen lacht dummvergnügt und weinselig aus dem Bilde heraus. Neuere Forscher behaupten, er habe ein Bacchusfest oder eine dem göttlichen Bacchus dargebrachte Libation in dem Bilde parodieren wollen. Es soll aus seiner ersten Periode sein; noch etwas trocken in der Farbe, noch von allzu realistischer Behandlung. Gemalt ist es einzig lebendig, der Ausdruck Aller höchst charakteristisch, ein Zug von Humor geht hindurch. Das Portraitbild des Infanten Ferdinand und seines Hundes ist gewiss aus einer späteren, vollendeteren Malperiode des Meisters. Es sind zwei höchst anziehende Gestalten: Der schlanke Hund zu Füßen seines schlanken Herrn, beide mit gleich milden, ruhigen, länglichen Gesichtern und vornehmer Ausdruck. Es ist so fein und schön gemalt, in so weichen Farbentönen, ein Portraitbild von unnachahmlicher Treue und Wahrheit! Ebenso ist das Bildniss von Velasquez' Gattin, ein Profil im Halbdunkel, von meisterhafter Zeichnung und Ausführung, effectvoll beleuchtetem Gesicht, tiefschattigem Haar und Auge.

Neben den Rafaels hängen die zwei Bilder unseres heimischen Dürer, das berühmte Selbstportrait aus seiner Jugend mit den langen blonden Locken, etwas hart gemalt, und ein viel weicher und schöner gemalter Kopf eines älteren Mannes.

Wie schön ist die Kreuzabnahme des seltenen Meisters v. d. Weyden, auf Goldgrund, mit farbenprächtigen und ausdrucksvollen Figuren, wie anbetungswürdig ist der Christus mit den grossen, ernsten, träumerischen Augen und den dunklen langen Locken, mit dem schweigenden und doch beredten Munde von Juanes, dem frömmsten Maler Spaniens. Wie standen wir begeistert vor dem kleinen feinen Bildchen des Mabuse, der Jungfrau, die zwischen Marmorsäulen sitzt und das Kind vor sich hält und liebkost; wie unvergleichlich sind die beiden Portraits des Van Dyk: die schöne Frau im schwarzen Kleide, eine weisse Rose in der rechten Hand, und das männliche Bildniss des Malers Rykaert; wie wunderlieblich ist das Bild Tizians, wo die kleinen Amoretten, eine Menge der holdesten Kinderchen, im Grünen umherspielen, und als Gegensatz die Mater dolorosa, das Profil einer schönen Frau mit schmerzerschüttertem, geistvollem Antlitz und gefalteten Händen, letztere so weich gemalt, dass man sieht wie die Finger der einen Hand sich in's Fleisch der anderen drücken, im innigen Beten. Wie zauberisch ist das kleine Bildchen Correggio's: Maria in einer Grotte mit dem Christkind auf dem Schooss und Johannes, den sie zärtlich anblickt; und nun das Bildchen des Giorgione: Maria mit dem Kinde auf dem Schoosse, dem eine schöne Heilige Blumen reicht, eines der reizendsten im Saale, und die Bilder Andrea del Sarto's, darunter seine schöne stolze Gattin Lucrezia Fede; und

die Murillos hier: die holden Kinder Jesus und Johannes, die aus einer Muschel trinken, und das Lamm davor, das völlig andächtig zusieht, und die einfache, fromme Mater dolorosa, o viel inniger gemalt als die doch so schöne des Tizian! und seine Anbetung der Hirten mit dem süssen, lächelnden, lichtumflossenen Kindchen und den Profilen des jungen Mannes und der alten Frau, die so schön aus dem dunklen Grunde hervorschimmern, und zum Schlusse, denn ach, ich kann ja nicht alle nennen, die hier fesseln, den Lorenzo Lotto, jenen seltenen und so vorzüglichen Italiener, von dem in Wien auch nur ein einzig Bild im Belvedere hängt. Hier ist von ihm die Verlobung: ein wunderschöner Mann steckt einem ideal schönen Weibe einen Ring an den Finger und hinter Beiden schaut Amor lächelnd hervor. Das Bild ist auffallend sorgfältig gemalt, die Gesichter, der Ausdruck der Liebe, die reiche Tracht des 15. Jahrhunderts, Alles mit Meisterschaft dargestellt.

Dies die Hauptbilder des kleinen Salons, die der grossen Gallerie kann ich nur gerade nennen; wie wäre es möglich die Besten herauszunehmen, da nur die Besten aller Meister hier sind.

Unter den Italienern fesselt vor Allem der grosse weltberühmte Rafael: *el Pasmò de Sicilia*, wo Christus mit dem schönen, männlichen Leidensantlitz unter'm Kreuz zusammenbricht und die Mutter und die Frauen zur Seite so verzweifelt stehen, und Johannes mit dem unsterblich schönen Jünglingskopf daneben. Seltsam ist nur der rothe

Ton über dem ganzen Bilde. Dann fesseln in der italienischen Schule noch die Corregios alle, das *Noli me tangere*: Christ und Magdalena, und die Madonnen; dann der todte Christ mit dem weichen Körper von Crespi, Domenichino's Opfer Abrahams, Guido Reni's herrlicher Sebastian, Palma's Anbetung der Hirten, Pordenone's heil. Familie, Sebastian del Piombo's wunderbarer Christus, sein Kreuz tragend, und endlich die zehn Andrea's del Sarto, worunter drei heilige Familien von höchster Schönheit.

Tizian ist hier vertreten wie kaum irgendwo in seiner Heimat. Unter den fünfzig Bildern sind gewiss vierzig Meisterwerke; ich nenne nur die berühmtesten: Die bezaubernde Danae, die beiden Venusbilder mit den kleinen Hündchen, die stolze schöne Salome, die drei unsterblichen Bildnisse von: Carl V. in funkelnder Rüstung auf seinem braunen Rosse der Schlacht zureitend, von Alfonso de Ferrara, und von Philipp II. in reicher Rüstung; dann folgen die beiden unvergleichlichen Köpfe des sterbenden Christus und der Mater dolorosa, die Carl V. bis zum Tode in seiner Zelle von San Justo behielt. Ach hätte man den Raum sie alle zu beschreiben. Aber es winkt die spanische Schule, es winken Murillo mit 50 und Velasquez mit 70 Bildern. Die Mater dolorosa des Murillo, dann die Madonna mit dem Götterkinde, die dem heil. Bernhard in Wolken erscheint, dann die Rebecca am Brunnen, dann die heil. Anna, eine spanische Matrone mit edlen

Zügen, wie man sie noch heute sieht, die der kleinen sinnigen Maria mit blondem Wellenhaar, braunen Rehaugen und Rosenmündchen lesen lehrt, dann die Rosenkranz-Madonna, nur Mutter und Kind, einfach und ruhig, aber letzteres das Höchste aller Christuskinder Murillo's, und endlich eine ganze Reihe jener Jungfrauen der *Concepcion immaculata*, die nur Murillo malen konnte und sonst keiner; es ist um ausser sich zu gerathen vor Entzücken! Den Preis der Immaculata's gebe ich derjenigen, die im »Style vaporoso« gemalt ist, die mit dem unschuldvollsten, ernstesten Kindergesicht, das je ein Künstler erdacht hat, mit grossen, dunklen, erstaunten Kinderaugen, mit wallendem Haar und mit gefalteten Händen auf der Mondsichel schwebt. Engelchen mit *Azucenas* (Lilien), mit Rosen, Palmen und Lorbeer umgaukeln die Sichel unter weissen Wölkchen und haben zaubrische Gesichtchen; die Maria erinnerte uns an unsere Nonne Mercedes in Sevilla. Dies Bild und die drei ähnlichen, nur im Gesicht und Ausdruck der Maria abweichend, sind aus des Meisters bester Zeit. Murillo's Gesichter sind niemals blos schön, sie drücken immer aus, was sie empfinden und sie empfinden immer etwas Hehres, Göttliches, sie sagen uns immer etwas. Er ist der Maler des Gedankens, der schönen warmen Schwärmerei, des Gefühls, der Begeisterung, kurz der höchsten Idealität, und dennoch kann er so wahr und so realistisch sein, dass z. B. auf dem Bilde im Salon de la Reina der kniende, das Christkind anbetende

Hirte dem Beschauer die von Sand und Erde ganz beschmutzte, nackte Fussohle zeigt, von einer Naturtreue, wie man nicht leicht wieder etwas sehen kann.

Nun aber kommt der erste und oberste Maler, der, welcher Alles kann, Alles, Naturalist und Idealist zugleich und in höchster Vollkommenheit und stets am rechten Orte ist, kurz der, den ich für den grössten Maler aller Schulen und Zeiten halte, seit ich hier in Madrid gewesen: *Diego Velasquez!*

Nur die Reihe der *Portraits* allein, die hier zu sehen, sichert ihm Unsterblichkeit: die spanischen Königinnen in ihren reichen Gewändern auf den weissen goldgezüumten Pferden, die sie mit den zarten, schönen Händchen lenken; der Herzog Olivarez auf dem sich bäumenden Braunen, der schöne Ritter Pimentel von Benevent mit den klugen Augen in der herrlich ausgeführten Rüstung, die vielen *Portraits* des Königs Philipp IV., darunter das, wo er den Feldherrnstab in der Hand auf dem schweren Pferde mit den weissen Füßen sitzt und hinausblickt in die reiche Landschaft, und jenes andere, wo er in kurzem Galopp der Schlacht zusprengt, dann das Familienbild mit all' den niedlichen Prinzessinnen, *las Meninas* genannt, dann all' die Bildnisse des Knaben Carlos, und endlich das eine, wo dieser mit dem wunderschönen stolzen, freien, kühnen Kindergesicht und den kurzen Kinderbeinchen auf dem galoppirenden herrlichen, andalusischen Pferde sitzt, wo Mähnen,

Schweif und seine Schärpe fliegen! das Bild der Bilder.

Hieher geht, Ihr Jünger der Portraitmalerei, und lernt wie man die Natur auffassen soll und wiedergeben, hier seht, wie man nichts vernachlässigen darf, wenn man historische Portraits machen will, und wie man ebenso Gesichter malen können muss wie Hände, Thiere wie Menschen, Landschaften wie Costüme, und wie man mit Allem in seiner Zeit bleiben muss.

Da ist aber Velasquez noch nicht am grössten. Seht erst seine Teppichfabrik an, dieses Genrebild im grossen Style mit seiner Darstellung des arbeitenden Volkes und seinen herrlichen, kräftigen Frauengestalten, und dann seht seine historischen Gemälde an, seine »Uebergabe von Breda« (unter dem Namen las lanzas bekannt, da ein Lanzenwald im Hintergrunde, wo die Heere stehen), so malt man Geschichte, so einfach, so klar. Der edle Sieger und der traurig gebeugte Besiegte, die sich da versöhnend die Hand reichen, stehen Beide als grosse Menschen vor uns, machen uns auf das Einfachste die ganze Begebenheit klar. Und nun seht seine Krönung der Maria und als Schluss seinen sterbenden Christus. Auf dem Marienbilde sitzt die Jungfrau im goldenen Haare mit rosigem Gesichtchen und niedergeschlagenen Augen, kindlich und doch Weib, Engel sitzen ihr zu Füßen, Engel halten ihren blauen Mantel, oben in den Wolken erwarten Gott und Gottes Sohn mit der Krone die Demuthvolle. Eine weisse

Taube, die über ihr schwebt, giesst blendende Strahlen von Licht über die entzückende Jungfrau aus. Es ist ein Bild, von dem man sich nicht trennen kann. Er ist hier Niederländer und Italiener zugleich und doch ganz Spanier. Kraft, Reinheit der Zeichnung, Colorit, Ausdruck, Gedanke, Seele und vergeistigte Innerlichkeit wie sie Murillo hat, Alles ist hier vereint, und ist's noch mehr in der Krone von Velasquez' Bildern, im Christus am Kreuze. Nach dieser Darstellung des Heilands, dessen Kopf eben herabgesunken im Todesschlaf, dessen Haare ihm lang über das halbe Antlitz herabhängen, um den Alles Nacht und Schweigen ist, als wäre nun Alles in der Welt vorbei; nach der ergreifenden Einfachheit dieser Darstellung, nach diesem zur Anbetung zwingenden Antlitz, nach diesem vollendet gemalten Körper sollte nie mehr ein Maler wagen einen Christus darzustellen, sondern immer nur diesen copiren. In diesem Bilde ist Alles gesagt, was über den sterbenden Christus bildlich gesagt werden kann.

Vor ihm standen wir, bis die Diener den Schluss der Gallerie verkündeten und morgen wollen wir wieder mit ihm beginnen.

Am Marmorbrunnen vorüber, wo in hochsprudelnden Wasserstrahlen wie verschleiert die weissmarmorne Cybele auf ihrem Wagen thront, gelangten wir durch die Carrera de San Jeronimo, die Parallelstrasse der Alcalástrasse, am schönen Treppenaufgange und der griechischen Façade des Palacio de los Cortes vorüber zu unserer Fonda.

Der herrliche Abend aber liess nicht ruhen, wir fuhren in's Freie hinaus nach Buen Retiro in den Park von Madrid. Durch breite Alleen kommt man vom Prado dahin, immer ein wenig bergan und wieder bergab, wie in ganz Madrid, das auf vielen Hügeln liegt. Dieser bezaubernd angelegte Park ist jetzt der Sammelplatz der eleganten Welt, und allabendlich vor der Comida, zwischen 5 und 7 Uhr, wimmelt er von Menschen. Wälder, Blumenpartien, springende Wasser, Teiche, dunkle Schattengänge und lauschige Wege und Plätzchen wechseln mit einander ab und mitten durch führt eine Allee von solcher Breite, dass wohl 12 Wagenreihen bequem neben einander fahren könnten. Da sie von gigantischen Bäumen gebildet ist und ein wenig bergab geht, sieht sie von oben her mit ihrem Wagengewirre imposant aus. Sie mündet auf einer, von Pinienwald umgebenen, grossen Terrasse. Hier stehen all' die glänzenden Equipagen stille, und die schönen Aristokratinnen Madrids geniessen Aussicht, Abendkühle, Sonnenuntergang und den veilchenartig süssen Duft des Pinienwaldes, oder sie plaudern mit den heranreitenden Cavalieren. Man sieht da einen Glanz und eine Schönheit nicht nur der Menschen, der Toiletten und der Equipagen, vor Allem auch der Pferde, wie gewiss sonst nirgend, nicht einmal im Bois in Paris. Man muss einen Spanier auf seinem andalusischen Rappen mit langem Schweif und stolzer Mähne sehen, um zu wissen was reiten, was ein Reiter ist, es ist ein

einzigster Anblick! Die künftige Königin wird gewiss entzückt sein, wenn sie zum erstenmal in diesem paradiesischen Buen Retiro spazieren fährt und all' diese schönen, stolz und edel aussehenden Menschen ihr huldigen. Die meisten Damen in den Wagen tragen allerdings auch hier noch die schwarze Mantilla, doch leider schon viele (und wie hässlich sehen sie dagegen aus) den bunten Pariser Blumenhut.

Die Aussicht von der Terrasse hat etwas Eigenartiges, wie man es sonst von einer grossen Stadt aus nicht leicht sehen wird: tief unten zu Füssen des Abhanges schlängelt sich das Silberband des Manzanares unter grünem Buschwerk hin und darüber hinaus bis zum Horizont dehnt sich kahles, welliges, ödes Hügelland in allen Tönen von Gelb und Braun und in weichen malerischen Contouren. Nur ein paar einsame Dörfer und alte Burgen krönen einen oder den anderen Hügel der melancholischen Hochebene. Ihr zur Rechten sieht man wie hingehaucht die blassvioletten zackigen Berge der Sierra Guadarama. Die untergehende Sonne, die eben durch den Pinienwald feurig herüber blitzte, warf ihre Goldlichter auf das stylvolle Landschaftsbild. Es erinnerte uns an die Aussicht von einem lieben Hause auf der Anhöhe bei Iglau, wo man auch solch' welliges weites Hochplateau überblickt, und auch, wie in Madrid, fast 2000 Fuss über dem Meere ist.

In Folge der hohen Lage bei südlichem Himmelsstrich ist in Madrid (das mit schreiendem Un-

recht für so gefährlich gehalten wird), eine köstliche alpenfrische Luft, von einer Reinheit und Durchsichtigkeit, wie ich's nie gesehen. Der Himmel sieht hier ganz anders aus, als bei uns, er gleicht nicht einer festen blauen Decke, die sich oben wölbt, er ist ein durchsichtiges, lichterfülltes Unendliches, ein Aether, in dessen heller Bläue sich der Blick verliert. Am Tage ist's jetzt hier niemals drückend heiss, nur wonniglich warm und lind — Abends nie kühl, nur mild und lau. Im Winter freilich soll es recht rauh sein können.

Die Comidastunde rief uns in die Fonda zurück. Die lange Tafel im freundlichen Speisesaal war ganz besetzt, fast allein von Engländern. Nur neben uns sass ein höherer italienischer Officier, mit dem wir uns recht angenehm unterhalten konnten. Auch hier war von der verschrieenen spanischen Küche, vor der man uns bange gemacht, nichts zu entdecken. Es war Alles fein und trefflich — wie in den besten Hôtels von Paris. Und wäre auch sonst nichts zu geniessen in Spanien, eines ist immer und an jedem Orte gleich köstlich, würzig und schmackhaft: das Brod. In keinem Lande gibt es so feines, weisses, duftendes, gutes Brod wie hier überall, von dem allein könnte man leben.

Als wir nach Tische in unseren Salon traten, hatte man bereits den Gasluster angezündet, den schwarzen Café gebracht, die Balconthüren geöffnet, so dass man sich so behaglich wie zu Hause fühlte. Wir sassen erst lange in der linden Abendluft und blickten hinab auf das Gewoge des von vielen

elektrischen Flammen taghell erleuchteten Platzes. Es war ein Lärmen und Treiben, wie wenn man in Paris auf einen der Hauptboulevards hinabsieht. Es brauste von Stimmen und fluthete hin und her von bunten Gestalten. Es zog uns endlich hinab in das Gewühl; welch' eine vielgestaltige Menge drängte sich da umher, wie flogen die Blicke, wie coquettirten die Fächer, wie strahlten die dunklen Augen alle und wie einschmeichelnd tönte es in der *dulce lengua castellana*. Am ärgsten ging es vor und in den vielen glänzenden Caféhäusern zu, die den Platz, zwischen den Läden, umgeben. In Gruppen davor standen schon die Helden des nächsten Sonntags, die Toreros, und rauchten ihre Cigarillos. Sie sind ganz so gekleidet wie die Majos von Sevilla und unterscheiden sich von anderen Burschen nur durch das kleine schwarze mit Bandschleifen gebundene Haarzöpfchen, das jedem Torero im Nacken herabhängt, das Abzeichen seines Standes. Wir konnten die Armen nicht ohne Mitleid ansehen. Wir traten auch in ein Caféhaus, klatschten (so ruft man in Spanien den Kellner) in die Hände und liessen uns Sorbet bringen. Es bezahlte aber kein höflicher Spanier für uns; diese merkwürdige Galanterie, von der frühere Reisende viel zu erzählen wissen, scheint mit der Invasion der herströmenden Engländer abgekommen zu sein.

Als wir um Mitternacht zu Bette gingen, waren Lärm und Treiben noch unvermindert. Oben am klaren Aether aber strahlten wieder

wie gestern in wahrhaft erschreckender Grösse Orion, Bär und der täglich von uns gegrüsste, uns so freundlich schützende Jupiter. Schöner als der spanische kann auch der tropische Himmel nicht aussehen.

Unser zweiter Tag in Madrid begann sehr frühe; wir nahmen schon um 7 Uhr unsere Chocolate und gingen gleich darauf, von Señor Tubino geführt, die Strassen und Plätze der Stadt etwas anzusehen. Er führte uns durch die eine der breiten schönen Fächerstrassen, die von der Puerta del sol ausgehen, und neben einem uralten düsteren Castell, das er als einstiges Inquisitionsgebäude bezeichnete, hinaus auf einen grossen freien, von alten Palästen und Arkaden umgebenen Platz, die Plaza mayor. In der Mitte desselben ist ein lauschiger blumiger Garten mit Palmen und Magnoliengebüschen und darin die Reiterstatue Philipp's III. »Auf diesem Platze wurden die letzten Juden und Ketzer verbrannt, flammte das letzte Autodafé«, sagte Señor Tubino. Uns gruselte ein wenig und wir wurden erst wieder froh, als wir unter den Hallen rings umher gingen und die harmlos heiteren gemüthlichen Leute sahen, die da Hüte und Mäntel verkauften an die geschäftig hin und her wogende Menge. Hier sieht man nämlich Laden bei Laden diese beiden Artikel: die schwarzsamntenen Sombreros (Hüte), so gross wie ein Wagenrad, welche Toreros und Andalusier tragen, und die Cappas (Mäntel), radförmig, weit genug zum malerischen Wurf über die Schulter, stets

von feinem schwarzen Tuche und gelb, purpurroth oder hellblau in Sammt gefüttert. Am Halse sind ein paar kleine ebenso gefütterte Kragen übereinander. Jeder Spanier, besonders der Madrider, ist Abends und im Winter in solch' eine Cappa gehüllt. Wir sahen sie zuerst am schönen Señor Granados oben auf der Station la Encina vor Alicante. Durch buntbelebte Strassen, steil bergab, kamen wir nun zu dem grossen Platze der Armeria, gingen aber zuerst links eine Strasse hinvor, um den neuen prächtigen, viele Stockwerke hohen Viaduct anzusehen, der, ein tiefes Thal überbrückend, zwei Hügel, die zugleich zwei Vorstädte Madrid's sind, verbindet. Auf dieser Brücke hat man jetzt zu beiden Seiten hohe Drahtgitterwände errichtet, weil sich so viele Selbstmörder da hinabgestürzt hatten. Unten läuft auch eine Strasse quer hindurch. Der Blick von der Brücke in's Freie hinaus, auf den Manzanares und die Gärten und Häuser an seinen beiden Ufern ist sehr anmuthig. Wir gingen zurück, besahen uns unter den vielen verwitterten Gebäuden rings um das Königsschloss den altersgrauen Palast, in welchem die durch die neueste Geschichtsforschung aller Romantik entkleidete Prinzessin Eboli gewohnt haben soll, und stiegen dann mit unserem Führer hinauf in den Theil des Schlosses, wo die Armeria sich befindet.

Diese, wie die Bildergalerie Madrid's, auch in der Welt einzige Sammlung von Waffen und Rüstungen ist in einem grandiosen Saale sehr malerisch

und übersichtlich aufgestellt. Man ist beim Eintreten geblendet vom Gefunkel der Rüstungen, die in der Mitte stehen, von den Kostbarkeiten, die die Wand-schränke füllen, und von dem Farbengewirre der Fahnen, die von der Decke niederhangen. Die meisten und schönsten dieser Kunstarbeiten in Gold und Eisen, tauschirt, ciselirt, getrieben und wie all' die technischen Bezeichnungen der eingelekten und erhabenen Verzierungen heissen, sind die Helme und Rüstungen Carl's V. und die Prachtgefässe, die er in den Feldzügen mit sich führte. Auf die Rüstungen der Krieger wurde einst weit mehr Kunst, Gold, Zeit und Arbeit verwendet, als auf den Schmuck der Frauen, und wo wären wohl schöner Waffen gearbeitet worden, als in Spanien, dem Lande der weitgepriesenen Damascenerklingen, die man hier in reicher Auswahl sieht. Der berühmte, aus Abbildungen wohl-bekannte Schild Carl's V., Eisen mit Gold tauschirt und mit getriebenen Relieffiguren geziert, ist wohl das Höchste, was Goldschmiedekunst je leistete.

Die historischen Raritäten beginnen mit den Kronen der ersten Gothenkönige, die in Spanien herrschten, bis herab zu den Panzern der letzten Ritter. Vom »Gran Capitan«, Gonzalvo von Córdoba, ist eine herrliche, ganz in Eisen gearbeitete Kunstrüstung da, vom Herzog von Alba ein Helm mit getriebenen mythologischen Darstellungen an der Seite und einer ruhenden Sphynx als Krönung; Franz I. von Frankreich Helm, Schwert und Rüstung ist entzückend geschmückt und gearbeitet;

den Helm bedeckt die meisterhafte Reliefdarstellung einer ganzen Schlacht und gekrönt ist er von einem Schuppenthier mit langem Schweife. Ebenso prachtvoll und künstlerisch vollendet ist Philipp's II. Helm. Philipp III. hat auf seiner Rüstung in getriebener Arbeit eine Ordenskette und Orden angebracht und Carl V., recht bezeichnend, hat auf einer seiner vielen Rüstungen Gruppen von Betern, die vor dem Crucifix knien und auf einem seiner Helme ein dräuendes, schön gearbeitetes Medusenhaupt. Eine seiner schönsten Rüstungen ist die reich verzierte goldstrahlende römische Imperatorenrüstung.

Vom letzten Maurenkönig, den man doch den Kleinen nannte, ist ein sehr grosser goldener Helm zu schauen und ein ebenso schön gearbeitetes gewaltiges Schwert, wie jenes, dass wir in Granada gesehen. Noch sieht man in den Schränken alle Arten von Degen, Schwertern, Pistolen und Dolchen aller Zeiten; arabische, mexikanische, chinesische, japanische und indianische Namen sind unter den erbeuteten Sachen überall zu lesen. Rüstungen von Columbus, Pizarro und dem sagenumwobenen Cid sind zu bewundern, und zuletzt ein eiserner mit Gold tauschirter Koffer, den Carl V. in allen Schlachten mit sich führte, von höchster Kunstvollendung.

Selbst wir Frauen, die wir doch sonst weit weniger Interesse für Rüstzeug und Waffen haben, als für andere Kunstgegenstände, standen hier entzückt. Ehe wir schieden, liess uns Señor Tubino

noch aus dem Fenster sehen. Es ist dieselbe Aussicht wie aus den Fenstern des Königsschlusses, denn dieser Tract ist die Fortsetzung seiner Façade. Man ist wie auf einem Berge und sieht fast wie in einen Abgrund zum Flusse hinab. Der Blick fliegt über prächtige, terrassenartig angelegte Gärten, den Manzanares und die Hochebene, weit hinüber bis zu den dunklen Wäldern und zackigen schneebedeckten Gipfeln der Sierra Guadarama. Es ist ein wunderschönes Bild.

Wir verliessen die Armeria und sahen uns von Aussen das Königsschloss an. Es ist ein ausgedehnter Prachtbau von imposanter Höhe, in edlem reichem Renaissancestyl, die Mauern hell, fast weiss, die Fenster gross, reich decorirt. Auch hier an den Balcons von des Königs Privatgemächern fehlt nicht der heilige Osterzweig am Gitter angebunden. Ich weiss nicht, ob ich es schon erzählte, dass es in ganz Valencia, Alicante, Granada, Sevilla, Córdoba und Madrid kein Haus und keine Wohnung gibt, wo nicht an einem der Balcons ein langer, schöngeschwungener, gelber, am Ostertag geweihter Palmenzweig quer über das Eisengitter festgebunden ist. Er soll das Haus gegen Ungewitter, Feuer und Unheil schützen. Jedenfalls ist es ein poetischer Schmuck.

In diesem glänzenden Schlosse also wird unsere heimische Prinzessin Christina thronen. Möge es ihr wohl gehen im schönen Spanien! Ob es ihr auch so gut gefallen wird, wie uns? Sie wird den Spaniern sicher gleich sehr gefallen. Denn sie ist

rubia, blond, und das ist das Höchste für einen Spanier. Die Heldin jedes Romans und jeder Poesie hier zu Lande ist *rubia*.

Hinter dem Schlosse ist die weite Plaza de Oriente mit Philipp IV. Reiterstatue, getreu nach Velasquez Bilde. Leider ist ein gutes Gemälde nicht immer massgebend für gute Plastik. Den Platz umgeben schattige Promenaden und schöne Alleen. Die Marmorstatuen vieler spanischer Könige sind darin vertheilt und glänzen hell aus dem dunklen Laubgrün heraus.

Durch die Calle mayor kamen wir auf unsere Puerto del sol zurück und eilten nach kurzer Rast wieder dem Museo del Prado zu. Señor Tubino geleitete uns durch die Carrera de San Jeronimo bis hin und zeigte uns im Vorbeigehen die Paläste der Herzoge von Villahermosa und Medinacoeli, schöne stolze Gebäude, und nochmals den Palast der Cortes mit seinem griechischen Säulenporticus. Wir hätten gerne einer Sitzung beigewohnt und Castelar gesehen, für den wir einst so geschwärmt. Leider sind aber die Cortes noch nicht eröffnet.

Castelar hat, wie man uns erzählt, bei seinen Landsleuten sehr an Credit verloren, seit er so fortwährend seine Sympathien in der Politik wechselt, besonders seit er für die Franzosen schwärmt, die er doch auch früher, wie viele Spanier, hasste. Sie nennen ihn hier einen Phantasten und unfruchtbaren Schwärmer, und halten nicht viel von seinem politischen Ernst und Charakter.

Señor Tubino zeigte uns noch die schönen, so gepflegten Alleen des Prado, den sogenannten »Salon« mit den vielen Bänken und Sitzplätzen (wo der Fussboden gekehrt und gesäubert wird wie wirklich das Parquet eines Salons); hier sucht die Bevölkerung Madrid's an Sommerabenden Kühlung. Zuletzt gingen wir noch durch die Kinderallee. Hier trieb sich unter Aufsicht von Ammen in bunter baskischer Tracht und von sauberen Bonnen in weissen Tüllhäubchen die junge Zukunft Madrid's umher, mit Reifen, Haschen und Seilspringen, wie überall! Neu war uns nur eine höchst frequentirte Kindertramway, von Eseln gezogen, die mit ihren niedlichen Miniaturwaggons in einer der Nebenalleen auf Schienen hin und her fuhr und von der Jugend sehr gesucht war.

So kamen wir nun endlich in's Museum und standen wieder vor den gestern bewunderten Schätzen, im Anblick der schon gesehenen schwelgend und wieder neue entdeckend. Noch einmal sahen wir uns alle die einzigen Meisterwerke des sanften Murillo an, dessen offenes gütiges Antlitz schon seine schwärmerische ideale Richtung ahnen lässt, wie Velasquez' scharfe Züge und sein forschendes strenges Auge auf sein energisches Wesen deuten und seine kraftvolle universale Richtung.

Wir entdeckten wieder eine Madonna von Alonzo Cano, die gesenkten Auges und so voll Mutterliebe auf das zärtlich nach ihr blickende Kind sieht, das ihr einfach und natürlich im

Schoosse ruht, die uns entzückte! Das ist an Grösse fast der dritte im Bunde von Velasquez und Murillo. Man sieht es dem Sohn Granada's und dem Maler der Mutterliebe mit der hohen gefurchten Stirne und den ängstlich-traurigen Augen gar nicht an, dass er so hassen konnte. Er verabscheute nämlich das Volk der Juden so sehr, dass er seine Kleider verbrannte, wenn sie irgendwo an die eines Israeliten nur angestreift hatten. (Er lebte schon um das Jahr 1600, aber auch jetzt gibt es noch solche Judenfeinde in Spanien, wie um die Zeit ihrer Vertreibung aus dem Lande, so dass man weit weniger Hebräer hier ansässig findet, als in anderen Ländern.) Vom lebenswürdigen Coello bewunderten wir heute das Portrait der Infantin Clara Eugenia: ein lieblich ruhiges Gesichtchen, meisterhaft gemalte Hände, zugleich ein Costumbild sonder Gleichen. Das weiss und gelblich schillernde, goldbrokatene Kleid, die Atlasärmel mit den vielen Goldborden herum, die langen weissatlassenen Flügelärmel an den Schultern angeheftet, die Spitzenkrausen um Hals und Handgelenk, der reiche Gürtel, das Halsband und die Knöpfe von Gold und Edelsteinen, vor Allem aber das perlendurchflochtene Haar und das coquet auf die Seite geneigte weisse Atlashütchen mit Perlen und Straussfedern sind unnachahmlich schön ausgeführt, ohne ängstlich gemalt zu erscheinen oder sich vordrängen zu wollen.

Ein noch früherer spanischer Maler als Cano und Coello ist Blas del Prado. Er lebte um das

Jahr 1520. Seine Madonna mit dem Kindchen, das ihr vom Schoosse wegzuschweben scheint, so reizend neigt es den Körper zur Seite und hebt es die Händchen nach dem Alonzo Villegas, dem Donator des Bildes, ist auch ein Gemälde, an dem man sich nicht satt sehen kann. Die Anmuth und Hoheit im Gesichte der Madonna, die Vertheilung des Lichtes auf die Hauptgruppe, und der eine Kopf rechts des jungen Heiligen, der sie ekstatisch anblickt, sind in diesem ernsten Bilde unvergleichlich schön.

Auch durch den Salon de la Reina ward noch einmal gewallfahrtet und Raphael, v. d. Weyden, van Eyk, Mabuse, Murillo, Correggio und Velasquez angebetet. Am längsten aber stand ich vor Juanes' Bildern. Juanes lebte von 1523 bis 1579 in Valencia. Er sah aus wie ein Maure, dunkel, kraushaarig, wild und düster, mit zusammengewachsenen Brauen — nichts weniger als asketisch. Doch war er ungewöhnlich fromm und gläubig und man sieht seinen Bildern den Ernst seiner Seele an. Bevor er sein Meisterwerk: das letzte Abendmahl, geschaffen, nahm er selbst das Abendmahl und beichtete, um sich zu dem heiligen Werke zu stärken. Wie ist es aber auch gelungen, wie sieht man ihm die weihevollen Andacht an, in der es gemalt wurde, welch ein ernster edler, idealer Christus bricht hier das Brod und theilt es seinen Jüngern aus, und wie eigenthümlich schön ist die Gruppierung und Anordnung des Bildes.

Mich aber, wie gesagt, entzücken am meisten seine zwei Christusköpfe im Reina-Salon, der sterbende mit dem brechenden Auge und dem halb offenen Munde, und der erlösende mit der Hostie in der Rechten, dem Kelche vor sich und den geistvollsten, tiefsten, schönsten, unergründlichsten Augen und edelsten Zügen, die je eines Malers Pinsel hervorgebracht. Dieser Erlöser und der sterbende Heiland des Velasquez scheinen mir das Erhabenste und Höchste, was sich gemalt hier befindet.

Es blieben uns nun noch die Niederländische Schule (die Reihen von Sälen füllt) und der Goyasaal. Unter den Niederländern sind auch hier die Heroen aller Gallerien: Rembrandt, van Dyk, Rubens, reich und grossartig wie nirgends vertreten. Von Rubens sind allein gegen 70 Prachtbilder da. Unter diesen sind die berühmten drei Grazien, die schöne Callisto, eine Madonna mit dem Christkind (wo Beide sich so liebevoll und zärtlich ansehen). Das herrliche Bildniss der schönen Maria von Medicis, Adam und Eva und andere mehr. Metsu, Mieris, Teniers mit den bekannten Genre-Scenen, Ruysdael mit prachtvollen Bäumen, v. d. Heem mit köstlichen Stilleben und Breughel mit einem wunderschönen Blüthenast, alle, die Grossen wie die Kleinen, sind sie meisterhaft vertreten.

Die deutsche Schule und die Säle der modernen spanischen Maler mussten wir wieder für morgen lassen. Im Goyasaal fesselte mich nur ein Bild, und das mehr durch seine grausige

Wahrheit, als durch seine Schönheit. Es ist ein Gegenstand, wie Wolfgang Menzel's Eisenfabrik, wo auch das trübe Schicksal jener Armen, denen die härteste körperliche Arbeit aufgebürdet ist, so naturwahr, so erschreckend hässlich zur Darstellung gebracht ist. Auf Goya's Bild ist eine Scene gemalt, wo Soldaten des Murat spanische Bauern an den Mauern von Madrid Aug' in Aug' erschiessen sollen. Es ist das Furchtbare der Todesstrafe, das Tödten müssen von Menschen zu Menschen, ohne Hass und ohne Wollen, meisterhaft gegeben. Die Soldaten sind bleich und schauern, aber sie drücken los, denn es wird ihnen commandirt, sie drücken und zielen auf die Brust der dicht vor ihnen Stehenden. Diese sind ergreifend dargestellt, die einen reissen fanatisch das Gewand auf und zeigen kühn ihre Brust den Kugeln, die Anderen bedecken in Todesangst und wie abwehrend die Brust mit den Händen, wieder andere winden sich am Boden oder versuchen verzweifelt einen Ausweg durch die Mauer, an die sie angebunden sind. Es ist ein schauriges Bild, man kann's nicht ohne Grauen ansehen; es plaidirt mit ergreifender Beredtsamkeit für Abschaffung der Todesstrafe. Wir gingen noch einmal zum Christus des Velasquez, sahen noch einmal die reine, verklärte, überirdische Gestalt der weissen schwebenden Jungfrau des Murillo an, um nicht mit diesem Eindruck fortzugehen.

Als wir hinaus kamen in's Freie und die vielen Spaziergänger dahinströmen sahen, fuhren

wir in der eleganten Equipage unseres Hôtels auch noch ein Stündchen nach Buen Retiro. Wie gestern wieder sechs Reihen glanzvoller Wagen in der grossen Avenue, wie gestern wieder Hunderte von Reitern^{*)}, wie gestern wieder das Stillestehen des dichten Wagenknäuels auf der Terrasse, das Plaudern der schönen Frauen, das Blitzen der dunklen Augen von Wagen zu Wagen, das Fächer-spiel in den kleinen weissen Händchen, wie gestern süsser Pinienduft und durch die Bäume schimmernd ein wie Feuer glühender Abendhimmel. Kaum aber ist der Sonnenball hinab, so kommt für kurze Zeit ein kaltes Lüftchen, Alles hüllt sich dichter ein und fährt zur Stadt zurück.

In Spanien sitzen seltsamerweise auf dem Wagen sehr selten erwachsene Bediente, meist nur kleine Knaben von 13 bis 15 Jahren, nur solche lassen sich hier herbei Dienende sein zu wollen, der erwachsene Spanier ist viel zu stolz zu diesem Amte. Im Bürgerhause hat man weibliche Dienerschaft, zu den Equipagen, wie gesagt Grooms. Wo man Diener und Kellner sieht, sollen es meist Italiener, Franzosen, oft auch Deutsche sein. So hatten denn auch wir auf unserem Bocke einen netten Knaben in Livrée, und als nun die meisten Wagen durch eine der dunklen Alleen, die strahlenförmig von der Terrasse ausgehen, nach abwärts fuhren, fragte er, ob wir auch zur Feria wollten. Wir

^{*)} Aber gar keine Reiterinnen. Wie die Spanierinnen das Rauchen unfein finden, scheint auch das Reiten bei ihnen weniger Sitte als bei uns.

dachten an die Feria von Barcelona und stimmten sehr zufrieden zu. So fuhren wir denn inmitten einer ganzen Wagenreihe bergab, und kamen bald in die Allee, die zur Atochakirche führt. Sie wogte von Menschen, war an beiden Seiten mit zahllosen Verkaufs- und Schaubuden eingefasst, in denen es lustig herging und wo Früchte und Herrlichkeiten aller Art, dazu viele Landleute in Nationaltracht, malerische Bilder gaben. Wir fuhren wie die Anderen langsam auf und nieder. Man begann eben die ersten Lampions zur allgemeinen Illumination der Allee anzuzünden, da bemerkten wir, dass sich die Fahrstrasse leerte, die Wagen sich an den Seiten aufstellten, die Menschenmenge ein dichtes Spalier bildete. Wir ahnten etwas, und stellten uns mit dem Wagen ebenfalls auf. Richtig, kaum zwei Minuten, so sprengten prachtvolle, in Scharlach und Gold gekleidete Vorreiter heran und ihnen folgte in drei vierspännigen, offenen Galawagen mit Vorreitern, Fackelträgern zu Pferde, gepuderten Jockeys und allem Pomp eines Königshauses, der ganze spanische Hof. Im ersten Wagen sass Don Alfonso, der junge König, ein hübscher, sehr gütig aussehender, jugendlicher Mann mit echt spanisch feinen Zügen. Er war in Civil gekleidet, grüsste mit abgezogenem Hute freundlich nach allen Seiten, und wurde ebenso, ja oft mit enthusiastischem Zuruf, von der Menge wieder gegrüsst. Neben ihm sass eine ältere Dame, wohl seine älteste Schwester, in den anderen Wagen sassen jüngere Damen mit ihren Dueñas. Zwischen

den Wagen ritten Officiere in goldstrotzenden, höchst geschmackvollen Uniformen. Es war ein prächtiger Zug, der da im Scheine der Fackeln, doch fast noch bei taghellem Himmel an uns vorüberrauschte. Jeden Samstag Nachmittag fährt so der König mit seinen Schwestern in die Atochakirche, und immer kann man ihn hier sehen. Wir waren unserem Knäblein recht dankbar für seine Feria-Frage!

Wir kehrten in die Fonda zurück zur Comida und zum angenehmen Tischgespräch mit unserem italienischen Cavalier. Ich erzählte ihm unter anderem von einem wundervollen Turnier unter Führung des Prinzen Amadeo, das ich 1857 in Turin gesehen hatte, und er freute sich mir sagen zu können, dass er damals einer der Reiter gewesen sei und ich ihn also als Jüngling schon gesehen hatte! So seltsam kömmt man im Leben wieder zusammen.

Nach Tische sahen wir ein wenig dem heiteren Treiben auf dem Platze von unserem Balcone zu und gingen darauf in's Schauspielhaus, ein spanisches Lustspiel anzusehen. Das schöne Opernhaus ist leider noch nicht eröffnet und ein Drama von Calderon oder Lopez de Vega, das wir hier so gerne sähen, wird nirgends gegeben. So müssen wir mit der Comedia fürlieb nehmen. Es ist ein elegantes, kleines Theater, war recht gut besucht, die Logen gefüllt mit schönen Mädchen und Frauen, die frische Blumen in den Haaren trugen, das Parterre, wie bei uns, ebenfalls von feinen

Damen besucht; in diesem erschienen sie aber zumeist in der Mantilla. Man gab zwei kleine Lustspiele. Sie wurden von den Damen fein und graziös und doch einfach und natürlich, wie Französinnen heitere Rollen spielen, dargestellt. Von den Herren war nur der Komiker gut, der Liebhaber war alt und dick und spielte entsetzlich affectirt. Trotzdem schien er ein Liebling des Publicums, vielleicht eine vergangene Grösse, der man in Erinnerung jüngerer, schönerer Tage die Rücksicht des Applauses widmete. Das Castilianische klang zaubrisch schmelzend von der Bühne herab. Wir hatten eine grosse Freude, dass wir Alles, die süssen, weichen Laute des Liebeswortes im ersten und das furchtbar schnell gesprochene Spanisch des Komikers im zweiten Stücke verstanden.

Im ersten Stücke*) kehrt ein junger Mann eben aus England zurück und erzählt den Damen die entsetzlichsten Dinge von der Plumpheit, Kälte und Unliebenswürdigkeit der Engländerinnen. Zuletzt ruft er aus: Ich gäbe tausend Inglesas dahin für eine Madrileña (Madriderin)! Nach diesem Complimente stürmischer Applaus des Publicums! Ines und ich, die von Ferne stets für Englän-

*) Eine Liebesgeschichte nach französischem Muster, wo eine junge Frau, um der stürmischen Erklärung ihres Anbeters, der zugleich der Freund ihres Gatten ist, zu entgehen, und, da er die Thüren verschloss, keinen anderen Ausweg dazu findet, ihm etwas Chloroform in den Thee giesst, um ihn einzuschläfern und den Schlüssel aus seiner Tasche zu ziehen u. s. w.

derinnen gehalten werden, fühlten uns völlig getroffen und sagten laut und lachend zu einander auf spanisch: »wie gut, dass wir Alemanas und nicht Inglesas sind!« Ein Spanier vor uns drehte sich auch gleich mit zustimmendem Lächeln nach uns um. Das zweite Stück war eine köstlich witzige Satyre auf die Andalusier, auf ihre Grosssprecherei, Phantasterei und Phrasenmacherei: Ein Jüngling aus Sevilla kommt nach Madrid, um in das Bureau eines Advocaten zu treten; statt aber zu arbeiten, malt er sich nun mit andalusischer Geschwätzigkeit aus, was er alles werden und erreichen will: erst Deputirter, dann Gatte der Tochter seines Herrn, endlich Minister u. s. w. In höchst ergötzlichen Scenen beschreibt er nun, wie er als Deputirter in den Cortes seine erste Rede hält und sich mit der Rechten und der Linken herumzankt, wie man ihm zujubelt und zuklatscht u. s. w. Dann wie er mit seiner Gemalin im Prado ist, sie in der Equipage, er zu Pferde (wobei er auf dem Stuhle durch die Bühne umherreitet), dann wie er in der Soirée eines Ministers ist, allen seine Frau vorstellt (für die er nun Reden und Gegenreden hält), wie er zu Hofe kommt, was er da Alles dreist und kühn dem Könige sagen will, und solcher komischer Sachen mehr. Der lustige Schwank voll von politischen Anspielungen wurde ungemein belacht, trefflich gespielt und amüsirte auch uns sehr.

Als wir heimgingen wogte es noch von Menschen auf der Puerta del sol, in den Café's

ertönte Musik, vor denselben standen in Gruppen die Toreros mit ihren Bewunderern umher, denn morgen ist Corrida (Stierkampf), und Alles war Leben und Fröhlichkeit.

Und so scheint es zu währen bis zur Frühe, denn wir konnten um 3 Uhr vor Lärm, Musik und Helle der elektrischen Flammen noch nicht einschlafen.

Der Sonntagsmorgen kam und mit ihm unser letzter Tag in Madrid. Ach! wie schade, dass unsere Zeit so gemessen, wie viel gäbe es hier noch zu sehen — und vor Allem, wie gerne nähmen wir noch Burgos und Toledo mit. Allein es kann nun einmal nicht sein.

Gleich nach dem Desayuno gingen Ines und ich zur Post, um unser Glück zu versuchen, denn Moriz hatte die Tage her dort vergeblich nach den ersehnten Briefen, die ich von meinen Geschwistern in Pottendorf erwarte, gefragt. Gleich erfuhren wir wieder die Ritterlichkeit des Spaniers gegen Damen. Der Postbeamte, ein junger (noch dazu blonder) Spanier, war trostlos, dass er nichts für uns finden konnte, stürzte alle Fächer um, durchsuchte alle Schränke, liess uns sogar selbst die Aufschriften lesen — umsonst. Endlich frug er, wo wir zuletzt gewesen wären, und als wir Granada nannten und auch den Ort, wohin wir Abends reisen würden, schrieb er vor unseren Augen einen vier Seiten langen Brief an die Postdirection dort, damit uns sogleich Alles überall

hin nachgeschickt würde. Ich glaube nicht, dass man bei uns so artig gegen Fremde wäre!

Wir gingen noch ein Stündchen die Läden ansehen; sie sind gar so glänzend und schön hier auf dem Platze und in den von hier ausgehenden Strassen, besonders die Goldarbeitergeschäfte, die Fächerladen und Zuloaga's Niederlage der goldtauschirten Waffen und Eisengeräthe. In letzteren sahen wir auch, wie das Tauschiren gemacht wird, diese herrliche Kunst, die gewiss noch aus Araberzeiten stammt, denn die Zeichnungen, welche die glühende Nadel in das Eisen einschneidet und worin dann der Golddraht festgehämmert und genietet wird, entsprechen ganz den Arabesken der Alhambrawände.

In den Fächerladen sieht man entzückende Kunstwerke. So standen wir lange vor einem schwarzen Spitzenfächer in Schildkrot gefasst, wo ein Miniaturbild der »Nacht«, als schöne ernste Frau im Sternenschleier, auf die Spitzen gemalt war, und vor einem weissen Spitzenfächer, wo der Griff blassrosenfarbenes Perlmutter, und das Gemälde auf dem weissen Grunde den lichten »Tag«, als schönes Mädchen, mit allegorischen Nebenfiguren, zeigte.

Am längsten verweilten wir aber dann mit Moriz im Bildersalon des Photographen Laurent. Dort bekommt man in gleich grosser trefflicher Wiedergabe jedes Bild des Museo del Prado, und möchte sich arm kaufen in Angedenken an diese Meisterwerke.

Auf unseren Gängen am frühen Morgen waren wir auch über den Obst-, Gemüse-, Fleisch- und Fischmarkt gekommen und hatten da in einem wogenden Gedränge von malerisch aussehenden Leuten des Volkes, sonntäglich geputzten Criadas (Mägden) und bunt costumirten Bauern, die köstlichsten Früchte und seltsamsten Meeresproducte aufgestapelt gesehen.

Nach einem gemeinsamen Almuerzo, wo uns heute zum Sonntag ganz aparte Delicatessen aufgetischt wurden*), fuhren wir durch den Prado hinaus zum Stiertheater, um es doch von Aussen gesehen zu haben, denn hinein zu gehen konnten wir uns nicht mehr entschliessen. Den Einzug der Quadrilla hätte ich wohl gerne noch einmal gesehen, aber um dieser Viertelstunde willen wollte man doch keine Loge nehmen.

Das Stiertheater steht vor der Stadt, in öder sandiger Hügelgegend. Man sieht von dort weit über Madrid und wieder über die Hochebene bis zu den Bergen hin. Es ist von unermesslicher Grösse und Höhe, ganz aus Stein, nach Aussen hin mit Bogenhallen arabischen Styls in vielen Stockwerken übereinander geschmückt. Die Thore waren schon geöffnet, die Guardias in Gala standen da, des Publicums harrend, man sah hinein in das riesige, mit Fahnen geschmückte Rund der Arena, wo noch erwartungsvolle Stille herrschte.

*) Das Almuerzo, die Comida und die Wohnung haben in allen spanischen Hôtels zusammen einen fixen Pensionspreis.

Hinter dem Gebäude sind weitläufige Höfe und Stallungen, sowie Gräben zum Blutabfliessenlassen. Unheimliches Schweigen, wie Todesahnung, war da drinnen, wir dachten mit wahrem Mitgefühl an die armen Bewohner dieser Ställe.

Beim Zurückfahren fassten wir in der Prado-Allee, vor dem auf der Anhöhe stehenden Triumphbogen, Posto, um das Zufahren zur Corrida zu sehen. Das war nun auch eines der merkwürdigsten Schauspiele dieser Art. Hier konnte man nichts davon wahrnehmen, dass es bereits so viele Gegner dieser blutigen Metzelei in Spanien gibt.

Um 2 Uhr schon begann in der Fussgänger-Allee ein dichter Menschenstrom sich hinaus zu wälzen, meist Leute aus dem Volke, Soldaten, Arbeiter, Proletarier, doch Frauen nur ganz vereinzelt. Die breite Fahrstrasse aber war bedeckt mit Wagen, und Alles ging en carrière. Ein solches Rasen im Galopp von grossen und kleinen Omnibussen, Equipagen, Fiakern, Bauernwägelchen und Fuhrwerken aller Art habe ich nie gesehen. Und obwohl sie immer vier-, fünffach nebeneinander jagten und sich zu überholen suchten, kein Zusammenstoss, kein Unglück; mit unglaublicher Geschicklichkeit lenken Alle ihre Rosse. An den grossen Omnibussen zählten wir oft 8 bis 12 Pferde und darinnen und obenauf 50 bis 60 Personen, auch nur Männer. Die sämtlichen Pferde sind mit Schellen, Netzen und rothen Troddeln behangen und nebenher reiten Bursche in andalusischer Tracht, natürlich auch im Galopp,

die sie fortwährend mit Peitsche und Zuruf antreiben. Man kann sich keinen Begriff von dem Lärm und Wirrwarr machen. Ueberall dazwischen traben die munteren Eselchen der Landleute, immer mit zwei Reitern auf einmal belastet. Ganz in der Mitte fahren, von allen Seiten begrüßt, langsam und »bahnfrei« die offenen Wagen mit den Toreros, die, bereits in ihren Costumen, stolz wie Könige des Tages, nach allen Seiten huldvoll lächelnd nicken. Sie sehen prächtig aus in ihren goldgestickten Purpurmänteln, die sie wie eine Toga umzuwerfen wissen. Auch in den Equipagen waren die Damen der feinen Welt nur schwach vertreten. Die Aristokratinnen Madrid's besuchen die Arena allerdings, aber mehr der Königin zu Ehren und nur wenn diese hineingeht. Desto zahlreicher sahen wir Damen der Halbwelt hinfahren, Alle kenntlich durch auffallende Toiletten und höchst coquet gesteckte, weisse, oder rosa gefütterte schwarzsammtene Mantillas, welche letztere sehr originell standen. Als der Presidente in seinem vierspännigen Galawagen mit Jockeys vorübergejagt war, folgte noch der letzte Rest des Publicums und das tolle Treiben hörte allmählig auf.

Wie man uns später erzählte, ist es auch in Sevilla bei der feinen Damenwelt verpönt, in's Stiergefecht zu gehen. Um aber die weibliche Neugier zu befriedigen, veranstalten die jungen Männer der Gesellschaft alljährlich zur Zeit der Feria eigens Stiergefechte bloß für Damen und

laden alle Frauen und Mädchen Sevilla's dazu ein, die denn auch im Glanze der weissen Mantilla und mit ihren frischen Blumen im Haare alle Reihen des Amphitheaters füllen. Es soll ein reizender Anblick sein, so viele Schönheiten auf einmal zusammen zu sehen. Da jagen dann die Cavaliere selbst in Torerotracht den Stier. Man nimmt dazu junge, noch ungefährliche Stiere, und umwickelt ihre Hörner. Sie werden aber kunstgerecht getödtet. Nur das Schlachten der Pferde findet bei der Damen-Corrida nicht statt. Das ist aber auch wirklich das Entsetzlichste, und das Loos eines Pferdes, was zwar nirgends ein beneidenswerthes, ist im schönen Lande Spanien das furchtbarste, was einem erschaffenen Wesen zu Theil werden kann.

Wir eilten nun zum Eingang des Museo und hofften noch ein paar Stunden den Anblick der Bilder geniessen zu können. Aber leider fanden wir es verschlossen und alle Thürhüter fort — wohl zum Stiergefecht. So betrachteten wir uns den gerade gegenüberliegenden, stets offenen botanischen Garten, eine der schönsten Anlagen dieser Art, die ich noch gesehen. Die schattigen duftigen Wäldchen auf den Hügeln von Araucarias, Wellingtonias und anderen exotischen Bäumen, die dunklen Laubengänge und Alleen, die Palmengruppen, die wohlgepflegten Blumenparterres, die schönen Gewächshäuser dahinter, bilden einen höchst anmuthigen Aufenthalt. Wir fanden auch alle Bänke und Lauben von Kühlung Suchenden besetzt.

Als wir zur Fonda zurückschlenderten, schien Madrid ausgestorben, nur im Prado tummelten sich zahllose Kinder umher. Wir packten unsere Koffer, bereiteten uns zur Abreise und nahmen ein etwas früheres Mittagmal ein. Während wir so im Speisesaal sassen, kamen nach und nach die Fremden des Hôtels von der Corrida zurück, Alle bleich, mit entsetzten Gesichtern, wie damals wir in Barcelona. Unser Tischnachbar, der Officier aus Turin, war auch entrüstet ob der blutigen Metzelei, und erzählte uns, Frascuelo, der zweite Lieblings-Espada der Spanier, sei heute verunglückt. Im Moment, wo er einem Stier den Todesstoss gegeben, habe ihn dieser mit letzter Kraftanstrengung gepackt und in die Luft geschleudert. Man habe ihn für todt hinausgetragen*). Während wir noch mit ihm sprachen, ertönte unten in der Alcalástrasse tausendstimmiges Gebrause. Die Corrida war aus und der ganze Menschen- und Wagenstrom wälzte sich von dort zurück. Wir traten auf den Balcon. Es war ein grossartiger Anblick, wie sich die Tausende über den weiten Puerta del sol Platz ergossen. Jetzt ging es nicht mehr im Galopp, nur langsam, Schritt für Schritt, konnte die Wagenreihe und Menschenmenge vorwärts kommen. Wir aber fuhren, nachdem wir noch dem lebenswürdigen Señor Tubino Dank und Lebewohl gesagt, zum Bahnhof hinaus.

*) Er war glücklicher Weise nur betäubt und wurde bald wieder hergestellt.

Als wir in der Gepäckshalle standen, sahen wir ein ganzes Rudel Toreros kommen und sich ihre Koffer heraussuchen, um die Prachtgewänder hinein zu legen. Sie trugen nun wieder ihre grossen Hüte, ihre kurzen andalusischen Sammtjacken. Jeder hatte einen Kasten so gross wie ein kleines Haus. Und diese spanischen Lederkoffer, die man überall sieht, sind ganz eigenartig. Sie müssen aus Araberzeiten stammen, denn ob von Holz oder Leder, immer sind sie in schön gezeichneten Arabesken kunstvoll mit Perlmutter, Elfenbein oder Metall eingelegt und mit silbernen Beschlägen feinsten Arbeit reich decorirt. Wir sahen den Toreros beim Einpacken zu. Jeder hatte obenauf einen Einsatz voll der zierlich gefalteten, blendend reinen Hemden, die der Stolz jedes spanischen Majo sind, in die darunter befindliche Abtheilung legten nun Alle sorgsam die bunten Jacken, die Mäntel, die kleinen dreieckigen Hütchen. Auch ihre *Navajas*, furchtbare Messer mit langen Klingen, das Blut der Stiere glaubten wir noch dran zu sehen, wurden in die Scheiden gethan und dazu gelegt. Sie hatten Alle düstre Mienen und sprachen nicht, sie mochten an ihren verunglückten Kameraden denken. Sie nahmen Plätze nach Zaragossa. Dort ist morgen Feria und Corrida und dorthin gehen die armen Todgeweihten zu neuen Thaten.

Wir suchten uns nun wieder einen lebenswürdigen Stationschef wie in Córdoba, um ein Coupé allein zu erhalten, und fanden ihn auch

sogleich in Gestalt des mitfahrenden Ober-Conducteurs. Er schloss uns als besondere Gunst ein Reservado-Coupé (welche hier, für die Bahnbeamten allein, stets leer gelassen werden) auf, und so hatten wir denn eine ruhige, ungestörte Reisenacht vor uns. Kurz vor Zaragossa, am frühen Morgen, öffnete der Gute die Thüre und reichte uns auf grünen Blättern ein Dutzend Feigen herein, indem er sagte, er habe sie eben auf der Station vom Baume genommen für die »Señoras«, und wir möchten sie versuchen, es gäbe nichts Besseres zum Desayuno als frisch gepflückte Feigen. Er hatte ganz recht, wir glaubten nie etwas Erfrischenderes genossen zu haben; freilich hatten wir wohl auch noch nie so grosse, saftige, süsse Feigen gegessen. Diese Frucht ist in Spanien das Höchste, *es la mar*, wie der Spanier als Hyperbel ausruft. Jüngst in Madrid im Lustspiel ruft auch der Liebhaber einmal, um das *au dessus de tout* auszudrücken: »*esta mujer es — la mar.*« (»Diese Frau ist — die See.«)

Zaragossa liegt, überragt von den hohen Mauern und vielen Kuppeln seiner berühmten, wunderthätigen Kirche Maria del Pilar, malerisch am Ebro hingebaut, über den eine steinerne Römerbrücke in mächtigen Bogen führt. Es war längerer Aufenthalt und gab ein treffliches Frühstück mit ganz länglichen, höchst aromatischen Walderdbeeren als Nachtisch. Der Bahnhofwirth, obwohl Spanier, sprach deutsch, that sich viel zu

Gute darauf und wollte sich in langen Gesprächen mit uns ein wenig üben.

Von Zaragossa bis Barcelona ist die Fahrt sehr pittoresk. Man kömmt von einer Sierra in die andere und die wildesten und lieblichsten Gebirgslandschaften lösen einander ab. Vor dem grossen, schön gelegenen, lebhaften Städtchen Lerida z. B. fährt man lange Zeit durch eine Hochebene, die übersät ist mit Blöcken und Hügeln ganz zerklüfteten Gesteines, voll von Schluchten, Rissen, Schründen, Höhlen und trichterartigen Vertiefungen. Alles ist hier gelb, kahl, wasserlos und vegetationslos und rings am Horizont sieht man niedere, zerhackte, oben abgeplattete Höhenzüge. Es sieht ungefähr so aus, wie man sich eine Mondlandschaft denkt. Es soll eine rechte Räubergegend sein. Wir sahen keine Seele in dieser Einöde. Nur auf den Stationen gab es immer alte, blinde Zigeuner, die Guitarre spielten, das gezogene melancholische und andere kleine reizende Lieder sangen, während ein schmutziges Zigeunermädchen dazu auf das Tamburin schlug. Hier hörten wir das liebliche *el Sereni* singen, das wir dann in Noten aufgeschrieben bekamen, und das reizende »*Peteneras*«, dessen Text so lautet:

Dos besos tengo en memoria

Que no se apartan de mi

El ultimo de mi madre

Niña de mi corazon

Y el primero que te di.

Zweier Küsse gedenk ich immer,
 Vergesse sie nicht bis zum Grab,
 Den letzten den mir die Mutter
 Und, Mädchen meines Herzens!
 Den ersten den ich Dir gab.

Sehr hübsch liegt das Städtchen Monzon, ein Gewirre alter grauer Häuser um einen Fels herumgebaut, der wie ein Schwamm oben breiter scheint als unten und der eine Burg mit vielen zackigen Mauern und Thürmen trägt. Ringsum erscheint hier wieder Oelbau auf den gelben Hügeln und durch das Gestein zwängt sich der Spender dieses Segens und Anbaues, ein wirklich rauschender, wasserreicher, alpengrüner Strom, und wo in Spanien ein Wasser fließt, führen malerische Steinbrücken im kühnen Bogenschwung aus Römerzeit darüber. Die schönste solche ist bei Martorell, sie wird von hohen spitzigen Bogen getragen und geht steil bergan gegen ihre mittlere Höhe zu.

Auf den Stationen steht viel Bauernvolk umher, kernige Catalonier, ein ganz anderer, weit gröberer Schlag, als die Andalusier. Sie tragen alle ein buntes Foulardtuch mit langem Zipfel um den Kopf gebunden, Jacken und Kniehosen von schönem goldlackbraunem Sammt, am Beine blaue Gamaschen und an den blossen Füßen die Sandalen mit dem weissen Wollstoff ringsum und den schwarzen Kreuzbändern, die uns in Barcelona so gut gefielen. Die rothe Leibbinde fehlt natürlich niemals. Wir fuhren nun fortwährend aufwärts

durch hohe Berge voll Schluchten, Einschnitte und pittoreske Städtchen. Stets sind alte Trümmer und altes Gemäuer in der Nähe, wo immer eine spanische Ortschaft.

Je näher man Barcelona kommt, desto grüner, cultivirter und bevölkerter wird auch das Land. Es kommen nicht nur Wälder von Pinien und Eichen, es erscheinen sogar in den Einsenkungen Wiesen mit kleinen murmelnden Bächen. Oft fährt man hoch und übersieht eine weite Ferne von Hügeln und Thälchen dazwischen und überall schauen Burgen von den Höhen und betten sich Dörfer im Oelwald der Thälchen. Entzückend schön liegt Calaf und besonders Manresa. Wir sahen vom hohen Damm gerade in das Städtchen hinein. Es lagert sich am breiten, grünen Flusse, hat viele Fabriken und reges Leben. Alle Häuser haben hohe Hallen von schlanken Pfeilern getragen. Ein Theil des Ortes ist terrassenförmig an einen Hügel hingebaut und sieht mit seinen hellen durchbrochen scheinenden Häusern eigenthümlich fremdartig aus. Oben steht ein prächtiger Dom mit viereckigen, ebenfalls ganz durchbrochenen Thürmen, in denen man viele Glocken hängen sieht.

Weiterhin erblickt man nun bald, die braunen Vorberge gewaltig überragend, im duftig blauen Gezack, eines der sieben Wunder Spaniens; den Monserrat. Man mag alle Berge der Welt gesehen haben, von den Alpen bis zu den Dolomiten, so etwas hat man doch nie geschaut. Das ist der seltsamste, merkwürdigste aller Berge: eine aus

Waldbergen, Schluchten voll rauschender Ströme und Felsengezack, hochaufragende, himmelansteigende Felsenmauer, oben hundertfach in einzelne dünne, freistehende Riesennadeln zersägt, die theils gerade aufstreben, theils so schief stehen, als wollten sie umfallen, theils Löcher haben und durchsichtig scheinen — es sind Contouren, die Einem Niemand glauben wird, der sie nicht selbst gesehen. An halber Höhe des Berges, unter den gesägten Nadeln, hängt über dem Felsabgrund das Kloster und hoch oben zwischen den Nadeln sieht man die weissen Häuschen der Eremiten schimmern. Wir fuhren nun fast um den Berg herum, der, je näher wir kamen, um so steiler, wilder, zerklüfteter und grossartiger aussah. Auch die Umgebung desselben ist von einsamer, wildromantischer Schönheit.

Ach! hätten wir Zeit und könnten da hinauf! Doch leider heisst's ja übermorgen schon, in Barcelona, aus dem schönen Spanien scheiden.

Einige Stationen vor Barcelona ward unser Coupé aufgerissen und herein sprang ein junger Mann in Uniform, den vierten noch freien Platz einnehmend. Er machte ein erstauntes Gesicht, uns zu finden und murmelte etwas von Reservado. Wir ahnten den »höheren Eisenbahnbeamten« und entschuldigten uns, dass wir um dies kleine Coupé für die Nacht gebeten hatten. Unsere spanische Anrede stimmte ihn sehr gütig und es entspann sich nun bis Barcelona die angenehmste Unterhaltung. Er war der »*Repre-*

sentante del Gobierno« für das Eisenbahnwesen, ein feiner junger Mann vom schönsten andalusischen Typus, von spanischen Eltern in Afrika geboren, früher Officier und jetzt eben Staatsbeamter. Er erwies uns alle nur erdenklichen Aufmerksamkeiten, gab uns auch seine Karte und machte uns im Hôtel in Barcelona am Abend noch seinen Besuch.

Bei purpurglühendem Sonnenuntergang erreichten wir nun die blühenden Gefilde Barcelona's. Don Jorge fanden wir zu unserer Freude schon am Bahnhof, als besten Willkommgruss, auch der Wagen aus *cuatro naciones* und der Camarero warteten, Alle in der Fonda begrüßten uns mit freundlichen Gesichtern, wir wurden empfangen, als kämen wir nach Hause. Die alten lieben Zimmer waren uns bereitet, ein grosser Strauss von Tuberosen und Jasmin duftete auf dem Tische, die Balconthüren auf die Rambla waren weit geöffnet, kurz Alles war so behaglich als möglich. Nur die Physiognomie der Mittagstafel hatte sich geändert, es waren weniger Spanier und mehr Fremde da und von den netten jungen Bürschchen, die bedienten, war der hübscheste, unser Lieblingskellner, inzwischen zum Militär einberufen worden. Denn ach! auch über Spanien scheint bereits die Geissel der »allgemeinen Wehrpflicht« verhängt zu sein.

Einen Tag vergönnten wir uns noch in Barcelona, theils um Einkäufe zu machen, theils um nochmals den Ueberblick vom Monjuich zu ge-

niessen und Abends das inzwischen eröffnete grosse Opernhaus zu besuchen. Auch mit dem lieben Don Jorge wollten wir noch etwas zusammen sein. So machten wir am letzten Morgen den schönen Spaziergang auf Monjuich. Der »Representante«, Señor los Cobos hatte uns einen Brief an den Commandanten, seinen Freund, gegeben, und wurden wir in dessen Abwesenheit von einem Herrn Oberst auf das Zuvorkommendste empfangen. Dieser und ein junger, recht artiger Militärarzt führten uns in der ganzen gewaltigen Feste umher; wir mussten alle Höfe, Thürme und Terrassen sehen, hinauf in die Lüfte und hinab unter die Erde steigen. Man geht sich müde da oben, so ausgedehnt ist das Innere der hohen Mauern. Ueberall sieht man auf das göttlich schöne Panorama der grossen, alterthümlich aussehenden Stadt im Schoosse ihrer Gärten, im Kranze ihrer Berge hinab, und überall hat man das endlose azurblaue Meer voll weisser Segel vor sich. Sieht man über die östlichen Mauern gerade hinab, so liegt senkrecht unten der Hafen, von zwei Dämmen mit Leuchtthürmen am Schlusse, wie von Armen, im Halbrund umschlossen, und darinnen reihenweise die grossen Dreimaster aus anderen Welttheilen, in ruhiger Sicherheit. Der steile Abhang des Monjuich ist ganz bedeckt mit Agaven, Cactusfeigen und gelben und weissen Blumen. Im wilden zerbröckelten Absturz geht er hinunter zum Meere, das seinen gelben Felsenfuss schäumend und tosend umbrandet. Hier oben, dicht an der Festungs-

mauer, sind kleine eingehegte Wiesen, sie erinnerten an unsere Alpenmatten im Frühling, so waren sie mit saftig grünem Gras und gelben und violetten Blüthen der kleinen *Viola tricolor* bedeckt.

Als wir dem Oberst Lebewohl und Dank sagten, lud er uns so herzlich ein, ihn und seine Familie in ihrer Quinta (Landhaus) dort in den Gärten Barcelona's zu besuchen, dass es uns schwer wurde, der Aufforderung nicht folgen zu können.

Wir eilten wieder hinab in die Stadt und nach dem Almuerzo gingen wir Frauen mit Don Jorge noch recht in allen Strassen umher. Es gibt so viel zu schauen und zu kaufen in Barcelona, so z. B. in der Calle de la Plateria. Da ist, wie in Valencia, Haus bei Haus ein Goldschmied und man sieht, wie dort, seltsam nationalen Schmuck, namentlich Ohrgehänge von Gold, sehr fein ausgearbeitet und stylvoll, aber so gross wie Eier und schwer wie ein Gewicht. Die Bäuerinnen in Catalonien tragen sie um die Ohren gehängt, denn das Ohrläppchen würden sie durchreissen.

In den ganz engen Seitengassen sind die Laden nur weit offene Hallen und wenn man von der Rambla aus hineinsieht, scheinen die Häuser decorirt zu sein, so viele rothe Fajas, buntgestreifte Mantas und gestickte Eseltaschen hängen und flattern da gleich Fahnen heraus. Ganze Magazine voll von Bestandtheilen der malerischen Landestracht sieht man hier. Von den Korksandalen und der wollenen Binde des Bauern bis zu der schwer

seidenen rothen Faja, bis zu den weichen feinen spanischen Samnten und der Spitzenmantilla der Señora kann man hier Alles zu geringen Preisen kaufen.

Spanien ist überhaupt noch ein recht billiges Land, das Reisen kömmt lange nicht so theuer als bei uns oder in Italien. Unsere Hôtelrechnungen später in Marseille und an der Riviera waren im Verhältniss doppelt so gross wie hier. Von vielem Betrug und falschem Geld, wovor man uns so bange gemacht, haben wir auch nie etwas bemerkt; wir fanden die Goldmünzen und die Realen, die Pesetas und Kupfermünzen immer echt und gut und das gänzliche Fehlen schmutzigen Papiergeldes sehr angenehm. Oft gab man uns eine kleine Kupfermünze heraus, die noch arabische Schriftzeichen trägt und aus den Zeiten der Mauren zurückgeblieben sein mag, es mahnte uns jedesmal gar eigen an die weit entfernte poetische Vergangenheit.

Bei unseren Streifereien heute wurde von Allem erhandelt: von den rothen Gorro's (Mützen), wie sie die Bauern tragen, von den Sandalen, den Fächern und den Dolchmessern mit goldtauschirtem Griffe. Wir fanden im Strassengewirre der alten Stadt überall ein buntes Volksgetriebe. Die Landleute kommen hieher und kaufen hier ein, man sieht prächtige Gestalten und heitere Scenen.

Bei einem Einkauf in solch' abgelegener Halle fanden wir eine schlichte Kaufmannsfrau und ihren

schwarzlockigen, hübschen jungen Sohn, die rührend gut waren. Sie freuten sich über die Massen, einmal Extranjeras (Fremde) in ihrem Laden zu sehen, und welche, mit denen sie noch dazu spanisch sprechen konnten. Sie drückten uns fortwährend ihr Entzücken, ihre Verwunderung aus und thaten alle möglichen naiven Fragen, wie Kinder. Als sie nun gar hörten, dass wir aus Oesterreich seien, woher ihre Königin komme, war der Neugier kein Ende; »ob sie blond sei, ob sie gut sei, ob freundlich« und was nicht Alles. Der sehnliche Wunsch der guten Frau war, dass sie über Barcelona nach Spanien herein käme, damit sie sie gleich sehen, und ihr einen recht festlichen Einzug bereiten könnten. Als wir nun endlich über Alles befriedigend Auskunft gegeben (und dabei fabelhaft billig und gut eingekauft hatten), liefen Mutter und Sohn vom Ladentisch weg, um uns bis in die Strasse hinaus zu begleiten, uns zehnmal die Hände zu schütteln und zu drücken und noch lange den lieben spanischen Gruss, das herzliche »*vaya U. con Dios*« (Gehen Sie mit Gott) nachzurufen.

Wir gingen von hier in die berühmte Spitzenfabrik an der Rambla, da ward zufällig auch wieder der Königin gedacht, denn es wurde gerade für sie eine weisse Blonden-Mantilla »*a la Española*« bestellt (nämlich ganz national: *con volante*), natürlich das Schönste und Kostbarste was der Fabrikant nur liefern konnte. Wir halfen die herrlichen Muster mit durchsehen und wählen.

Wie reizend wird diese Mantilla die blonde Christina kleiden, denn »*la mantilla blanca favorece mas la cara que la negra*«, »die weisse Mantilla schmeichelt mehr dem Gesicht als die schwarze«, sagen die Spanierinnen.

Wir hatten Abends eine Loge im Opernhause, im Teatro del Liceo genommen. Es ist wohl prächtig und ungewöhnlich gross, aber nicht so geschmackvoll decorirt wie das kleinere Wiener Opernhaus. Die ganze Damenwelt Barcelona's füllte die Logen. General-Consul von Lenk, der uns in der unseren besuchte, nannte uns viele hochklingende Adelsnamen. Frauen und Mädchen trugen alle helle Kleider und in den Haaren frische Rosen und Jasmin, wie die Mädchen von Sevilla. Es sah das Haus dadurch so geschmückt und freundlich aus. Aber so viele hübsche Gesichter sahen wir diesmal nicht in Barcelona, wie das erste Mal beim Mercedes-Feste.

Man gab eine neue italienische Oper, an der sehr wenig Gutes war, *el violon del Diablo* hiess sie, und die Heldin, eine Zigeunerin, muss zugleich durch Gesang und Violinspiel den Helden, einen Prinzen, behexen. Beides vereinigte nun auf merkwürdige Weise die Primadonna, die Italienerin Ferni, welche Sängerin und Violinspielerin zugleich ist. Als letztere aber ist sie grösser. Sie bezauberte nicht nur den Bühnen-Prinzen, sondern auch das Publicum mit den Tönen ihrer Wundergeige. Ausser den Sachen, die zur Oper gehörten, legte sie noch ein: Paganinis Variationen über den

venetianischen Carneval und Haydn's Variationen über die österreichische Volkshymne. Dass gerade diese gleichsam unser Abschiedsgruss von Spanien war, machte uns grosses Vergnügen und stimmte uns doch zugleich ganz wehmüthig.

Wir genossen den letzten Abend auf spanischem Boden noch tief in die Nacht hinein von unserem Balcone aus, wo wir mit Don Jorge sassen, plauderten und einander von den Erlebnissen seit Granada erzählten.

Der 15. October, der Abschiedsmorgen, war da. Wie immer lächelte uns blauer heiterer Himmel. Wir sahen ja nie eine Wolke am ewig reinen Horizont im »Land voll Sonnenschein«. (So betitelt Baron Thienen auf das Bezeichnendste sein lebenswürdiges, vor fünfzehn Jahren geschriebenes Buch über Spanien.)

Wir gingen noch umher so viel wir konnten; die Cathedrale und die plaza del rey wurden noch einmal angesehen, und in der Rambla de las Flores, der Blumen-Rambla, die grossen Rosensträusse. Die Allee der Rambla ist aber jetzt weit weniger belebt, und wimmelt nicht wie damals von eleganten Damen in Mantillas. Die Feria muss doch ein besonderes Fest gewesen sein, denn nun war's gegen jene Tage wie ausgestorben hier. Beim Consul wurde noch ein Abschiedsbesuch gemacht, aber seine Gattin, die so geistreich und lebenswürdig sein soll und das erste Mal verreist war, bekamen wir auch diesmal nicht zu sehen. Sie lag unwohl zu Bette. Auch mit Heyers

wurden noch Abschiedsgrüsse und Besuche gewechselt, und nach dem letzten köstlichen Almuerzo unserer Fonda gingen wir, geleitet vom halben Haus-Personale, dem Hafen zu.

Mit tiefer Wemuth stiegen wir die steinernen Stufen des Quais von Barcelona hinab in's Boot. Ich glitt aus und fiel, so konnte ich mein Gelübde erfüllen, Spaniens Boden zu küssen, und im Stillen danken, dass das schöne »Land meiner Sehnsucht« uns so liebevoll aufgenommen hatte und in gar nichts eine Enttäuschung gewesen war. Das Boot, das uns durch den Hafen hinausbrachte an Bord des Eridan, tanzte auf und ab auf hohen Wogen. Doch das grosse Schiff lag unbeweglich mit seinem gewaltigen dunklen Leibe über dem Wasser.

Der Eridan, ein Schiff der französischen Messagerie, ist von riesigen Dimensionen. Vom eigentlichen Deck aus steigt man, an der Wand wo die Cajütenthüren sind, noch einen Stock höher auf ein oberes Deck. Hier war die Aussicht entzückend und wir richteten uns da ganz häuslich ein. Das Heranrudern und Heraufklettern der vielen Passagiere, das Abschiednehmen, oft mit Schluchzen und Thränen, das Winken mit Tüchern und sich Zurufen konnte man von da gut beobachten.

Um 5 Uhr begann das Aechzen der Maschine, das Rasseln der Kette, wir lichteten den Anker und setzten uns langsam und schwerfällig in Bewegung. Bis es dunkelte sassen wir oben auf unserer Warte und sahen allmählig die weissen

Häuser Barcelona's, den abgestumpften, alters-schwarzen Thurm der Cathedrale, den Monjuich und endlich auch die violette Gebirgskette des Hintergrundes in goldigen Duft gehüllt, ferner und ferner zurückweichen, zuletzt ganz verschwinden!

Mit feuchten Augen blickten wir nach der geliebten Küste und konnten uns nicht eher trennen, als bis hinter Nebel und Dunkelheit, wie hinter einem Vorhang, der letzte Streif spanischen Landes verschwunden war.

IV.

Heimwärts, über Marseille und durch Ober - Italien.

Wir stiegen in den Speisesaal hinab, assen mit den Anderen an der Abendtafel und suchten dann unsere Cabinen auf, eine Ines und ich, die andere Moriz und Don Jorge. Mein Lager war ein niederer, mit Matratze belegter Divan, Ines hatte ein höheres Bett mit Gitterrand, aus dem man nicht so leicht herausfallen konnte; wir vermutheten da noch nicht, wie gut das für sie war. Wir entkleideten uns nur halb, wir wollten den Sonnenaufgang auf dem Deck ansehen, und um 8 Uhr Früh sollten wir ja schon in Marseille sein. Moriz sah noch nach uns und fragte scherzend: »Seid Ihr seekrank?« — Ines schlief bereits und ich antwortete lachend: »Wie wäre das möglich, es geht ja so glatt, als führen wir auf der Donau« — nun gegenseitiges »Gute Nacht« — und auch ich schlief ein. Wir hatten keine Ahnung, was uns bevorstand.

Plötzlich weckt mich furchtbares Getöse, entsetzliches Aechzen, Krachen und Stöhnen. Ich fahre auf und fühle in dem Moment, dass mir zum Sterben schlecht ist, auch Ines stöhnt und jammert. Wir fühlen, dass das Schiff wie ein Ball

umherfliegt, und müssen uns festklammern, um nicht aus dem Bett zu fliegen. Moriz kommt zur Thüre, ruft: »Erschreckt nicht, wir sind im Golf von Lyon, da gehen die Wellen hoch!« und verschwindet wieder. Uns Beiden wird immer elender und elender, wir erbrechen uns furchtbar. Die Kammerfrau kömmt, steht uns bei, geht ab und zu, um auch Anderen beizustehen. Plötzlich — es mochte 2 Uhr Nachts sein — kommt ein Stoss, als wären wir gescheitert; die Lampe löscht aus, ich fliege sammt meiner Matratze vom Divan hinunter, ich höre, wie unsere Koffer und die Stühle hin und her rollen und an die Wände prallen, wie die Waschbecken alle umfallen, die uns die Zofe hingestellt, wie Alles ein Chaos ist, und eine Finsterniss; und oben ein Rennen und Laufen, Schreien, Rasseln, Heulen ohne Ende. Mit schwacher Stimme rufen wir »Moriz!«, rufen wir »*Femme de chambre!*« Niemand kommt! Nach Stunden der Pein, des Getöses, des entsetzlichsten Stossens und Geworfenwerdens endlich kömmt Moriz zur Thüre, wieder mit einem: »erschreckt nicht, es ist ein furchtbarer Sturm!« Wir fühlten es, denn es schien uns als würden wir wie Ballen umhergeschleudert, ich lag sammt meiner Matratze einmal bei der Thüre, einmal beim Fenster! Ines jammerte, fiel aber Dank ihrem Gitter nicht heraus. Ich war halbtodt und vollständig kraft- und willenlos, ich liess mich stossen, werfen und schieben wie es kam, ohne Widerstand. Dabei ward es niemals Tag! Als Moriz wieder erschien, fragten wir ihn,

ob denn die Nacht nie ende und wir noch nicht in Marseille wären, da hörten wir mit Erstaunen, dass es 11 Uhr Vormittag sei und dass wir Abends erst nach Marseille kommen würden. Moriz erzählte, Alles sei krank und ächze und stöhne, nur er, der Glückliche, der Capitän und die drei Seeofficiere seien gesund.

Wie ein Engel erschien nun der gute Moriz immer bei uns mit ganz frischem Gesichte, voll Muth, uns Trost zusprechend, die wir im entsetzlichsten Zustand da lagen. Er erzählte, wie man gar nicht auf's Deck könne, nur durch ein Ritzchen der Thüre habe er die Wellen über Bord stürzen und die Matrosen reihenweis beim Segelaufhissen umfallen sehen. Einmal war er doch vor die Thüre getreten, und erzählte, wie prachtvoll das Schiff aussähe, denn es habe alle Segel aufgehisst und fliege nur auf und ab über die sturmgepeitschten Wogen. Wir fragten wie es Don Jorge gehe, »der macht so ein Gesicht, wie Ihr eine Stimme«, hiess es, denn anders als schwach und wimmernd konnten wir gar nicht reden. Oft erschien die gute Kammerfrau und zwang uns einen Schluck Thee zu nehmen, um uns leichter erbrechen zu können, denn das ging bei uns ohne Aufhören fort. Da bemerkten wir trotz unserem apathischen Zustand, dass diese Frau sehr traurig aussah und oft seufzte. Wir fragten, ob sie auch seekrank sei, »o non« lachte sie, »mais (und Thränen traten in ihre Augen) *Madame, j'ai trois enfants à Marseille!*« Sie selbst,

die 20 Jahre auf diesem Schiffe fährt, hatte solchen Sturm noch nicht erlebt und zitterte, dass ihre Kinder Waisen werden könnten.

Im Speisesaal, darein unsere Cabine mündete, lag auch Alles drunter und drüber. Fortwährend fielen die Kellner zu Boden und Teller und Flaschen klirrten in Scherben. Nur Moriz und einer der Officiere assen vergnüglich zu Mittag. Sie hatten alles unter einem Netz von Bindfaden und mussten jeden Trunk und Bissen künstlich balancirend zum Munde führen.

Um 3 Uhr erschien Moriz, uns zu sagen, wir wären vor Marseille angelangt, könnten aber nicht hinein, und müssten Anker werfen. Für uns war's noch immer Nacht! aber kaum hatte die Ankerkette aufgehört zu rasseln, so wurden die Stösse des Schiffes etwas geringer, und mit ihnen unser jammervoller Zustand eine Idee besser. Nur hörte man nun das Heulen des Sturmes, ein Geräusch, das ich seitdem nie vergesse, noch ärger, und das ruckweise Reißen an der Ankerkette war ein eben so entsetzliches Gefühl wie das Tanzen auf den Wogen. Moriz liess nicht ab zu bitten, wir sollten das Meer im Sturme ansehen, so krochen wir, bleich wie Gespenster, mit ihm bis vor die Cajüenthüre. Wir mussten alle Plaids und Decken umnehmen, die wir hatten, denn es war kalt wie im December, und gestern noch waren wir im heissen, wonniglichen Spanien gewesen! Wir ahnten nicht wie furchtbar es heute

dort auch aussah, und wie ein Wolkenbruch vernichtend über unserem lieben Alicante raste.

Wie wir nun auf Deck sind, welch' ein Anblick! Das Meer im heulenden Aufruhr, hellgrün, giftig, wie vor Zorn, und darüber ein solches Aufzischen von Gischt und Schaum, dass man nichts, gar nichts vom Himmel sah, nur Wolken weissen Wasserstaubes, es sah aus als schneite es. So denkt man sich's etwa im Polarmeer! Die Wellen völlige Berge und nahe bei unserem hin- und hergeschleuderten Schiff eine schaurige, aus dem Meer gerade aufsteigende, ganz kahle, graue Felsenwand. Der Gedanke, die Ankerkette könne reißen, war furchtbar, denn da wären wir dorthin geflogen und zerschellt. Von den zehn Dampfern aus allen Welten, die hier mit uns vor Anker liegen, riss einem die Kette und Moriz sah ihn sich im Wirbel drehen, doch rechtzeitig fiel der Nothanker hinab und verhütete Unglück.

Ein Passagier, bleich wie wir und krank, lud im Speisesaal seinen Revolver. Moriz fragte ihn wozu. Er sagte: Wenn wir an der Felswand scheitern erschiesse ich mich, ich mag nicht ertrinken!

So kam die zweite Nacht heran, früher, düsterer und länger als die erste; vom Tage hatten wir kaum etwas gemerkt, die 36 Stunden waren mit Ausnahme des Blickes auf's Meer nur eine lange Nacht für uns gewesen. Das Geheule dauerte fort, wir schliefen natürlich nicht und waren nur froh wenigstens wieder ein Lämpchen in der Cabine zu haben.

Gegen 6 Uhr Morgens war uns, als entferne sich das Heulen ein wenig, man wagte nur gar nicht daran zu glauben, aber es war doch so, es schien nach rückwärts weiter zu ziehen, man hörte es schwächer und schwächer werden. Da ertönt plötzlich Rufen und Frohlocken der Matrosen auf Deck, es ertönt der himmlische Klang der Ankerkette, die aufwärts rasselt. Moriz und Kammerfrau kommen freudestrahlend und rufen: »Wir laufen ein!«

Um 10 Uhr früh standen wir im Hafen von Marseile still, Hunderte von Menschen füllten den Quai, uns ankommen zu sehen, zahllose Boote umschwärmten das Schiff und Freunde darin riefen dem Capitän Glückwünsche zu. Jetzt erschien er wieder, der kleine energische Mann, der so eifrig oben commandirt hatte. Ines hatte ihn einmal gefragt, »wird denn der Sturm nie enden?« worauf er erwiderte: (ich setze es französisch her, es klingt übersetzt nicht so gut) »*que voulez vous Madame? L'homme s'adoucit, la femme s'adoucit, le vent s'adoucira de même!*«

Kaum hielten wir, so krochen die 50 Passagiere, die sich, ausser an der ersten Abendtafel, gar nicht mehr gesehen hatten, alle aus ihren Cabinen hervor. Alle schauten sich einander verwundert und neugierig an, wie erstaunt, sich noch am Leben zu finden! Alle sahen noch so todtenbleich und angegriffen aus und doch so freudestrahlend ob der Rettung oder Erlösung, dass es völlig komisch war.

Man verabschiedete sich vom Capitän und bestieg die Boote. Viele dankten ihm für die Führung des Schiffes im Sturm. Einer sagte, ihm die Hand schüttelnd: *vous êtes un grand capitaine!* Ich konnte, ganz nervenschwach von der Krankheit und so voll Angst, wie ich um Ina, das uns anvertraute köstliche Gut, gewesen, nichts als in Thränen ausbrechen und weinen, nachdem wir endlich auch das Boot bestiegen und bald darauf wieder die alte Erde unter unseren Füßen fühlten. Die Douaniers betrachteten uns voll Mitleid und protestirten hautement uns zu incommodiren als wir unsere Sachen öffnen wollten. Niemand vom Eridan ward an diesem Tage visitirt!

Wir fuhren in das grossartige Hôtel de Noailles, wo schon Zimmer für uns bestellt und geheizt waren. Denn o welch' ein Contrast, hier sind wir plötzlich wie zum Nordpol versetzt. Wenn man vom Fenster in die rue Cannebière, in der wir wohnen, hinabschaut, sieht man alle Herren in Mänteln, alle Damen mit Pelz und Muff gehen. Der Sturm — es ist jener berüchtigte Mistral, von dem man uns schon in Avignon erzählt hatte, dass er das sonst herrliche Clima jener Stadt im Winter unerträglich mache — rast noch immer so, dass die Leute auf der Strasse sich kaum erhalten können.

Wir blieben den ganzen Vormittag daheim, um uns umzukleiden, zu erholen, zu erwärmen. Als Ines und ich (die Herren waren zur Post gegangen) am Camine zusammensitzen, wird uns

ein Herr gemeldet, der seit zwei Wochen schon täglich nach uns gefragt hatte, und ein tritt jener lebhafteste Südfranzose, Herr R., der von Avignon nach Arles mit uns gefahren war. In grosser Gala, Frack und taubengrauen Handschuhen, trat er feierlich vor uns hin, schien entzückt, uns wieder zu sehen, bot sich als Führer durch Marseille und zu Ausflügen in die Umgegend an und schwatzte alles mögliche Kunterbunte durcheinander, von Zeit zu Zeit jene saftigen, ausdrucksvollen Handküsse in die Lüfte schnalzend, die uns damals so amusirt hatten. Als er fortging machte er so seltsame Damenverbeugungen und benahm sich so sonderbar aufgeregt, dass es uns unheimlich auffiel. Wir liessen den Oberkellner kommen und fragten ihn, wer dieser Herr Auguste R., Neffe des Präfecten, eigentlich sei. Da wurde uns die entsetzliche Mittheilung, dass es ein junger Mann aus ganz guter Familie, aber ein Verrückter wäre, allerdings momentan unschädlich und darum frei, aber doch schon zu wiederholten Malen im Irrenhaus gewesen. Nun wurde uns Alles klar und wir mochten uns nicht entschliessen, allein mit ihm in Marseille umherzufahren; er traf uns auch zum Glücke bei seinem späteren Besuche nicht mehr zu Hause an.

Wir konnten uns überhaupt heute schwer auffaffen etwas von Marseille anzusehen; es sah so grau, so trüb, so eisig aus, es heulte solch' ein Orkan. O dieser grelle Gegensatz nach Spaniens ewig blauem, lachendem Himmel und stiller, warmer, sonniger Luft. Nach dem Dejeuner aber

— man nimmt es hier im Speisesaal zur Mittagsstunde, ganz wie das spanische Almuerzo — that es Moriz doch nicht anders, wir mussten mit ihm eine Fahrt durch die Stadt und in den zoologischen Garten machen.

Marseille erschien uns schauerlich hässlich. Alles nur Staub und Sturm. In den breiteren Strassen sind wie in Nîmes und Avignon Platanenalleen, sie lagen reihenweise entwurzelt da, die ältesten Prachtexemplare von Bäumen hatte diese eine Nacht vernichtet. Man sagte uns, seit zehn Jahren sei kein solcher Sturm gewesen.

Der zoologische Garten mag sehr schön sein, eine prächtige schattige Anlage auf Hügeln, wundervolle Thiere, jedes in einem kleinen Parkchen für sich, aber es war heute zu kalt, um es zu geniessen und auch da waren die Wege oft versperrt von entwurzelten Bäumen und Hunderten herabgeschlagener Aeste. Im Garten der Dromedare führte eine Gesellschaft schwarzer halbnackter Nubier unter wildem Geschrei einen Waffentanz mit Schilden und Speeren auf. Wie dauerten uns die armen an Afrikas heissere Sonne Gewöhnten bei dieser Temperatur!

Wir waren froh, als wir wieder in unserem behaglichen Salon am Kaminfeuer sassen. Das Hôtel Noailles ist fürstlich eingerichtet, die Bedienung ist ausgezeichnet. Die Gäste-Tafel in einem Prachtsaal als wär's in einem Königsschlosse, ist eine Reihe von Delicatessen.

Es ist begreiflich, dass wir heute den Abend daheim blieben und uns nur Alle viere zu traulichem Plauderstündchen bei einer Tasse erwärmenden Thees um unser Kaminfeuer setzten, von den überstandenen Aufregungen auszuruhen.

Den nächsten Tag war's zwar nicht wärmer geworden, aber wir waren doch etwas hergestellt von den Leiden der Meeresfahrt, so dass wir umhergingen, uns Marseille ein wenig anzusehen. Es hat in den Hauptstrassen ganz Pariser Charakter, gleichartige graue hohe Häuser, unten glänzende Läden, lebhaftes Treiben vor denselben. Die berühmte rue Cannebière, in der wir wohnen und die man in den Büchern übertrieben preist, hatten wir uns viel schöner gedacht; sie steht weit zurück hinter einem Pariser Boulevard. Es sind sehr armselige »Zehnkreuzerladen« darin, und zwar viele, aber gar nicht glänzende Caféhäuser. Das Meer, auf das die Strasse mündet, sieht man vor lauter Masten und Schiffen nicht, denn unten ist ja der Hafen, nicht die freie See. Die Flaneurs, die sich Abends umhertreiben und die Damenwelt sehen nichts weniger als elegant aus. Ach, welch' ein Abstand überhaupt zwischen hier und Spanien. Alle Menschen hier sind hässlich und schmutzig und die Frauen kleiden sich so geschmacklos, wie ich es noch nirgends gesehen. Keine Mantillas mehr, kein Fächerspiel, keine sauberen Majos, keine kleinen Händchen und Füßchen der Frauen, keine Grazie mehr! Unter den Verkaufsläden fiel uns eine grosse Anzahl Pelzhandlungen auf, es

scheint also hier oft solch ein eisiger Mistral zu wehen wie heute.

Die grösste Enttäuschung war der Blumenmarkt. Wir lasen im Reisehandbuch, die Buden hätten die Form grosser Blumenkörbe und darin sässen wie Flora's zwischen lauter Sträussen reizende Verkäuferinnen. Wir sahen statt dessen schmutzige, hölzerne Käfige, nach vorne nur wie Körbe angestrichen, sehr wenige Blumen, nur hie und da schöne Veilchenbouquets auf dem Ladenbret ausgelegt, und dahinter alte, kreischende Hökerinnen, nichts weniger als poetische oder geschmückte Flora's. Kurz, wir fanden Marseille trotz vieler prächtiger Gebäude prosaisch und unschön. Zur berühmten Madonnenkirche oben auf der Höhe wollte uns kein Kutscher führen, da der Sturm zu arg sei, so gingen wir denn bis zum Déjeuner in den Strassen, auf den Quais und am Hafen umher. Dieser, der neue und der alte Hafen haben allerdings etwas Grossartiges durch die unglaubliche Menge der Schiffe, die da vor Anker liegen und durch das bunte Getriebe des Ein- und Ausladens, des ewigen Ankommens und Abfahrens.

Unsere beiden Herren hatten Geschäftsgänge, so nahmen Ines und ich uns einen Wagen und fuhren hinaus nach der Corniche, der berühmten Uferpromenade von Marseille. Wir waren sehr glücklich, diesen Einfall gehabt zu haben, denn da ging uns endlich eine Ahnung auf, dass Marseille schön sein kann. Es war eine Rundfahrt.

Oben am höchsten Punkte der ansteigenden Cannebière fuhren wir weg und durch die hochgelegenen Platanenstrassen, dann durch die herrliche Hauptallee des Prado hinvor an das Meer, und nun immer an demselben hin, auf erhöhter Landstrasse, allen Windungen der Buchten und Hafenbecken folgend, bis wieder zurück zum unteren Eingang der Cannebière. Da draussen im Freien am Meere war es nun herrlich. Man sah das ganze Becken der Bucht von Marseille. Von beiden Seiten schliessen es im ungeheuren Rund Felsengebirge ein, die sich fast die Hand reichen und nur einen schmalen Ausblick auf das wirkliche grosse weite Meer gestatten. Im Schoosse der Bucht ragen unzählige Felseninseln aus den Wellen auf, alle grau und vollständig vegetationslos und alle mit alten steinernen Schlössern und Thürmen (zur Nachtzeit Leuchthürme) hoch oben. Es ist eine ungemein wilde Landschaft. Wir sahen uns mit Interesse nochmals die Felswand an, bei der wir gestern zu scheitern fürchteten.

Von hier aus sieht man recht, wie schwer es ist, nach Marseille einzufahren. Auch heute war trotz heiterem Himmel und Sonnenschein die empörte See noch nicht beruhigt. Die ganze Bucht schäumte und brauste, grosse grüne Wellen rollten hin und her, und die Brandung an den Felsen neben der Fahrstrasse donnerte so, dass wir kaum sprechen konnten und überschüttete uns im Wagen oft mit hochaufspritzendem Schaume. Zur Rechten unseres Weges, an die Hügel hin-

gebaut, reihte sich Schloss an Schloss und Villa an Villa, und gerade vor uns lag das Häusermeer von Marseille, das Mastengewirre des Hafens. Ueber der Stadt auf kahlem Hügel thront die schöne weisse Kirche mit der goldenen Madonna, die Schiffe und Schiffer beschirmt. In der reinen Luft gab es ein entzückend Farbenspielen vom Grün des Beckens, vom Tiefblau der Meeresferne, vom rosig angehauchten Grau und Violett der Felseninseln und Felsenmauern und dem zarten Blau des Himmels.

Wir kamen ganz ausgesöhnt mit Marseille zu den Herren zurück und speisten mit ihnen wieder im Prachtsaale unseres Hôtels, der wirklich einem Fürstensaale gleicht, so verschwenderisch und gediegen zugleich ist er geschmückt und erleuchtet. Unsere Aufmerksamkeit an der table d'hôtes wurde durch eine merkwürdige Erscheinung gefesselt. Gefolgt von ihrem Gatten, trat eine wunderschöne, aber tiefernte, junge Frau von schlanker majestätischer Gestalt herein und setzte sich in unsere Nähe nieder. Ihre Augen waren gross und dunkel wie die Nacht, schwarz ihre Haare und feinen Brauen, bleich und ruhig ihr Angesicht. Sie war ganz schwarz gekleidet, und trug an goldener Kette ein grosses goldenes Kreuz auf der Brust. Ehe sie sich setzte, machte sie das Zeichen des Kreuzes, und als sie aufstand und fortging ebenfalls. Kaum hatte sie Platz genommen und unsere Reisegefährtin Ines erblickt, so sah sie dieselbe unverwandt an, so unverwandt, dass Ines völlig in Verlegenheit gerieth,

zumal sie mit ihr, da andere dazwischen sassen, nicht gut sprechen konnte. Mir fiel eine spanische Novelle von Alarcon ein, die ich kürzlich gelesen hatte, sie heisst el Amigo de la Muerte, und der Tod tritt darin als ein bleicher, schöner, ernster, stets schwarz gekleideter junger Cavalier auf, der alle, die ihm verfallen sind, drei Tage vorher mit dunklen zauberisch schönen Augen unverwandt anblickt, und die Nähe der schönen Frau wurde mir ganz unheimlich. Zum Troste hörten wir bald, dass es die Gräfin M., die reizende Gattin eines Diplomaten war, der längere Zeit in Wien gelebt hatte, und nicht der Genius des Todes. So mochte Ines blos ihr Wohlgefallen erregt und sie bei ihr auf bekannte deutsche Laute gehorcht haben. Ihre schönen Augen brachten auch Gottlob kein Unheil, nicht einmal das, welches der böse Blick des in Rom so gefürchteten »gettatore« hervorrufen soll; und sie ahnte zum Glück nicht, zu welchen Phantasien ihre strenge Schönheit Anlass gegeben.

Zum letztenmale sassen wir Abends zu Vieren plaudernd um unser Kaminfeuer im behaglichen Salon, denn um zehn Uhr reiste Don Jorge, unser so angenehmer lieber Reisegefährte, nach Wien zurück, da er nicht mehr die Zeit hat, den längeren Heimweg über Italien zu nehmen, den wir gewählt.

Und so verliessen auch wir Tags darauf an einem heiteren Sonntagsmorgen Marseille, und heimwärts ging die Fahrt.

Die Bahnstrecke von hier bis Nizza ist eine sehr schöne. Durch blühend bebaute Gefilde kommt man von Zeit zu Zeit wieder an's Meer hinaus, und umfährt irgend eine Bucht an halber Höhe des Gebirges, indem man tief unten die blauen Wogen sieht, die weissen Städtchen am Ufer, die röthlichen Berge dahinter und die unzähligen wie in's Meer gestreuten Felseninselchen.

So flogen wir nach und nach an Toulon, Antibes und Cannes vorüber und sind gegen Mittag in Nizza. Dieser berühmte Curort machte auf uns einen recht prosaischen Eindruck. Er besteht aus regelmässigen breiten Strassen mit vierstöckigen casernenartigen Häusern und bunten Modewaarenhandlungen im Erdgeschoss, jedes Haus ist ein Hôtel und die ganze Stadt hat eine langweilig-einförmige Physiognomie. Der Spaziergang am Meere wäre recht schön, wenn man unter Bäumen ginge; aber die wenigen kleinen, armseligen Palmen, die da gepflanzt sind, werden erst in hundert Jahren Schatten geben. Ueberdies passen sie gar nicht zum Zopfstyl der Villen und zum Casernenstyl der grossen Hôtels, die hier stehen.

Als wir bei Sonnenuntergang da spazieren gingen, trieb sich die Bürgerschaft von Nizza im Sonntagsstaat umher und füllte den kleinen Park vor unserem Gasthaus, wo eine hübsche Militärmusik spielte. Die Nizzaner haben noch die Oberhand, von Fremden ist bis jetzt noch nicht viel zu sehen.

Empfindliche Kälte trieb uns bald in's Haus zurück, es war nicht möglich den Mondenschein am Meere zu geniessen; wie waren wir durch Spaniens milde Lüfte verwöhnt, ich begreife es nun, dass bei dieser Temperatur hier die Palmen nicht wachsen. Auch in Nizza wohnten wir in einem höchst behaglichen Gasthaus, dem Hôtel d'Angleterre. Wie in Marseille machte man uns Abends ein Caminfeuer und setzte uns eine Lampe auf den Tisch davor. Da wir auch hier ein gutes Clavier im Zimmer hatten, vergieng der ach! schon recht lange Abend ganz angenehm.

Am folgenden Morgen stand ein offener Landauer bereit, um uns nach San Remo zu bringen. Die Fahrstrasse ist so viel schöner als der Schienenweg, der immer nur zwischen Meer und Felswand eingekeilt ist, dass die meisten Reisenden sie vorziehen. Vorerst ging es stundenlang zwischen Villen, Gärten, Oelwäldern und mit Epheu überkleideten Felsen steil hinan, und vom Bergeshang hinab sah freilich das helle Nizza, tief unten, in lauter blühende Gärten gebettet und ganz eingeklemmt zwischen zwei Bergen, die zum Meere vorspringen, viel schöner aus, als wenn man darin ist. In solcher Villa, wie sie jetzt zur Seite des Wegs, hoch über der nüchternen Stadt, vom Wald umgeben und mit solchem Blick auf's Meer aus dem Grünen lugten, mag sich's auch hier schon leben lassen.

Wir kamen fast 3000 Fuss hoch tief in's Land hinein und sahen vor uns Bergketten hinter

Bergketten, dazwischen tiefe Schluchten, zerissene Flussbette, aber ohne Flüsse! und Dörfer oben an den Bergen. Wir fuhren über kahle Gipfel auf und ab, Wiesen mit kurzem Gras und reizenden Alpenblumen säumten den Weg. Endlich ging's oberhalb einer tiefen Schlucht auf der im steilen Fels gesprengten Strasse wieder hinaus gegen das Meer, und wir hatten es nun in seiner schimmernden Unendlichkeit immer zu unseren Füßen ausgebreitet. Wir sahen hinab auf Buchten und Einschnitte, weit in die Wogen hineinragende Vorgebirge und kleine Küstenorte. Jede Biegung des Weges gab ein neues Bild. Und welch' herrliche Luft da oben auf der Höhe der Seealpen. Mild und rein zugleich, erfrischend und doch warm und weich. Reizende Blumen und Schlingpflanzen bedecken die Felsen neben der Strasse. Tausende von blauen und gelben Blüthen verschiedener Labiaten und Papilionaceen heben sich von den grünen Blätterpolstern ab, und werden von ebenso vielen Schmetterlingen umschwärmt. Ueberall hing an langen sanftgrünen Ranken die graziöse blassrosenfarbene Winde *Convolvulus althaeoides*.

Wir kamen entweder mitten durch die höchst malerischen Oertchen, deren Häuser wie Nester übereinander an den Felsen hockten, oder wir sahen sie hoch über uns am Abhang schweben, und dann wieder tief unter uns auf den Spitzen der Uferfelsen nisten. Am malerischsten liegt weit unten am Meere die uralte Felsenburg Eza und oben darüber hoch am Berge Aturbia mit

seinem alten Römer- oder Gothenthurme. Man kommt nun wieder weiter hinab, und immer üppiger wird die Vegetation. Oelwälder wechseln ab mit Lorbeer und Eucalyptus. Epheu, Weinreben und Rosen bilden ein undurchdringlich Gewirre in jeder Schlucht, über die man auf hoher Brücke fährt. Im Mai sollen die sonnigen Hänge leuchten von den Purpurblüthen unserer einfachen Garten-Pelargonie, die hier wild wächst. Jetzt fanden wir nur noch wenige mit Blumen daran.

Gegen Mittag sahen wir sonnig schimmernd im blassblauen wie Atlas glänzenden und geglätteten Meere, hell wie ein Juwel, tief unten auf grüner Insel die Stadt Monaco schwimmen. Das Vorgebirg-Inselchen sieht aus wie ein angebundenes Schiff, denn es hängt nur durch ein Fädchen Land mit dem Ufer zusammen. Hinter ihm thürmt sich das Gebirge am steilsten und wildesten übereinander auf und ganz oben, fast in den Wolken, hängt kühn am Felsen über'm Abgrund, wie ein Adlernest, die braunen Häuser sind mit dem braunen Felsen ganz zusammengewachsen, *Rocca bruna*. Wir fuhren auf einem Schlangenweg wohl eine Stunde lang bergab, zuerst durch Eichenwälder und Haine alter knorriger Oliven, dann durch Bestände von Lorbeern, Johannisbrodbäumen, Limonenbäumen und Rosen, bis wir mitten darin waren im berühmten Spieler-Eldorado Monte Carlo. Hier musste Rast für die Pferde gehalten werden. Wir nahmen daher auch ein Déjeuner ein und hatten Musse uns Alles anzusehen.

Rings um den grossen Curplatz stehen einerseits die Hallen mit den Verkaufsläden, andererseits die vielen Hôtels und im Hintergrund — nach dem Meere hinausblickend — das Spielhaus. Dies ist ein Palast im unmöglichsten, halb chinesischen halb byzantinischen Style, daneben mit Thürmchen und einer Kuppel(!) — man möchte meinen, der Teufel des Spiels wolle die Menschen durch den falschen Anblick einer Kirche in seine Hölle locken. Aber diese Art Kirche ist aussen und innen gleissend von Marmor, Gold und Farben. Durch pompöse Säulenhallen und Vestibules kommt man in ihr Inneres, in die Spielsäle und den Concertsaal, Alles von erdrückender Pracht. Im Concertsaal ertönte wunderschöne Musik. Ein grosses vortreffliches Orchester, die Musiker alle im Frack und weisser Cravatte, führten zwei Stunden lang die rauschendsten Musikstücke auf, obwohl in den schweren rothen Sammtfauteuils des Zuschauer- raumes nicht mehr als ein Dutzend Leute sassen. Die Saison hat noch nicht begonnen, Monte Carlo ist noch ganz leer, aber das Concert findet schon täglich statt und Tausende von Gasflammen erhellen auf glitzernden Krystall-Lüstern den Saal. Dieser Saal, seine Wände und namentlich seine hochgewölbte Kuppeldecke sind dermassen mit vergoldetem Stuck beladen und mit bunten Allegorien al fresco bemalt, dass man meint es müsse auf Einen herabfallen, so schwer, so drückend, so gleissend ist der Pomp. Auch hier ist's als wollten Dämonen in ihre Netze locken. Es wurde

uns schwül darinnen, wir eilten hinaus in die herrliche Natur!

Vor dem Spielpalast gehen Terrassen und Treppen in grossartiger Ausdehnung von blendend weissem Marmor zum Meer hinab und verlieren sich rechts und links in die Gartenanlagen. Diese Gartenanlagen, die ringsum den Hügel bedecken, bis Monaco hin das Ufer säumen und mit zaubrischen Wegen am Meeresstrande zwischen Palmen und Lorbeerbüschen endigen, sind das höchste, was ich je von Gartenkunst gesehen. Solch' eine Fülle riesenhoher Palmengruppen, solch' eine Menge südlicher und exotischer Bäume, Sträucher, Blumen, Gräser und Farren und so schöngehaltene, wohlgepflegte Wege und Sitzplätze habe ich noch in keinem Parke oder botanischen Garten der Welt gesehen. Hunderte von Rosenlauben, Magnoliengebüsche, jasminüberhangene Schirme und Wäldchen duftender Pinien und Wellingtonien laden auf Marmorbänken zum Ruhen ein und die wunderbarsten Blument Teppichbeete in wollig kurzem Rasen unterbrechen das frische Grün durch ihre Farbenpracht. Von jedem Plätzchen aus ist ein anderer besonders schöner Durchblick hinaus auf Meer und Küste, kurz diese Gärten von Monte Carlo sind das Idealste was es gibt; so müssen die Zaubergärten der Armida und die der Semiramis gewesen sein.

Im selben grossartigen, überladen prächtigen Style, wie hier Alles ist, fanden wir auch den Speisesaal des Hôtel de Paris geschmückt, wo wir

nun ein dem Ganzen entsprechend feines Déjeuner zu uns nahmen. Zum Nachtsch bekam man zu jedem Couvert ein ganzes kleines Körbchen voll Trauben und zwar ein ländliches, strohgeflechtes, gelbes aber vollkommen neues, worin sie höchst einladend auf Blättern lagen, so als wären sie eben vom Stocke frisch da hinein geflückt; eine allerliebste Idee. Diese Trauben mit ihren riesengrossen, durchsichtigen, hellgrünen Beeren waren, ebenso wie alles Andere, einzig in ihrer Art, ähnlich der Riesentraube von Cannes, die wir auf der Hinreise bewundert. Es war schwer sich von Monte Carlo loszureissen, doch musste es endlich sein und wir fuhren nun fast immer zu Füssen der Berge das Ufer entlang bis Mentone. Dieser viel besuchte Curort schien uns gar sonnig zu liegen und gar eingeklemmt zwischen Bergen und Meer. Ueber Mentone hinaus ging es wieder aufwärts, ein Vorgebirge ward über Anhöhen und durch wilde Schluchten abgeschnitten und jenseits im sanften Bergabfahren durch Olivenhaine das Meer wieder erreicht.

Es ward Abend und die ganze Küste funkelte im Glanz der Lichter, denn es ist hier Ort an Ort gereiht. Ein Sturm erhob sich heulend, Staubwolken hüllten uns ein, das Meer tobte, der Donner grollte und mitten im Unwetter bei finsterner Nacht erreichten wir San Remo. Im Hôtel Bellevue waren wir schon erwartet und unsere Zimmer mit duftenden Blumen geschmückt; eine Lampe brannte auf dem Tische und um diese her waren ein paar Dutzend eingelaufene Briefe anmuthig ausgebreitet.

Diese neue Art von Stilleben machte uns grossen Spass und vollauf hatten wir noch bis zum Einschlafen mit Oeffnen und Lesen zu thun.

Wir haben liebe Verwandte in San Remo, den Badearzt Dr. Favarger und seine reizende junge Frau. Mit ihnen verlebten wir nun hier drei köstliche Tage. San Remo liegt fast so schön wie Monte Carlo. Die neue Stadt breitet sich unten am Ufer aus, hat helle freundliche Strassen, schattige Alleen am Meeresstrande, eine Menge herrlicher Gärten, worin die einzelnen Villen ringsum verstreut liegen, und ist im Rücken gedeckt durch bewaldete Hügel, hinter denen hohe, spitze, braune Berggipfel hervorblicken und eine schützende Mauer gegen den Nordwind bilden. Die alte Stadt hingegen bedeckt im wirren Durcheinander kleiner oft bunt angestrichener, halbverfallener Häuser den Hügel, um den sich Neu-San Remo gürtet. In dieser Stadt umherzuklettern gehörte zu unseren Hauptunterhaltungen. Die Strassen sind darin so eng, dass man die Häuser mit den Armen erreicht. Zahllose Bogen von Haus zu Haus überbrücken sie und da alle Häuser himmelhoch, schwarz und schmutzig sind, sieht es malerisch genug aus, aber ganz anders wie in den spanischen Städtchen. Dort ist Alles blendend weiss, hell und reinlich, hier Alles wie angeraucht schwarz, düster und unheimlich, die Häuser haben fast gar keine Fenster und noch weniger Balcons, und ist irgend wo ein solcher, weht nie ein heller, gelb und blau gestreifter Vorhang darüber herab. Auch die

Menschen, namentlich die Burschen, sehen hier viel brauner, gröber und derber aus wie die feinen Spanier und statt dass sie dort mit dem feingefalteten Hemde coquetiren, sieht man sie hier mit brauner, nackter Brust und blossen, nervigen Armen umhergehen, die Aermel des meist bunt gestreiften Hemdes ganz hinaufgerollt. Wie die Menschen hier, zwar schön und stets lachend, aber lange nicht so fein, stolz und ernst aussehen als die Spanier, so tönt uns auch das Italienische mit seinem häufigen, harten *ce* und *ci* viel rauher und härter an's Ohr als das süsse, weiche, liebliche Spanisch, die *dulce lengua castellana*.

Motive zu entzückenden Bildern gibt's aber in Menge in diesem alten Nest; wenn wir Vormittags umherkletterten an den steilen Treppengassen, mussten wir oft mitten durch Höfe und verwilderte Gärten, über zerbröckelte Terrassen gehen, oder kamen an eine Stelle, wie in der via Bernardo, wo man über Mauern hinabsah in eine tiefe Schlucht, in der ein Strom brauste, von wilden Sträuchern und Pflanzen auf Felsblöcken malerisch umbuscht; über dem Strom wölbten sich halbzerfallene, bemooste Brückenbogen, jenseits der Schlucht stieg, fast senkrecht, eins über dem andern, wieder das Häuserdurcheinander den Hügel hinan, und dahinter waren die dunklen Bergkuppen mit dem kräftigweichen Grün der Oelwälder.

Rings um San Remo sind alle Höhen und Berge bedeckt mit diesen einzig schönen Oelwäldern. Der Oelbaum ist hier viel grösser, älter

und knorriger als in Spanien, er steht in lauter Terrassen, eine über der andern den Berg hinan, und bildet einen wundervoll phantastischen Wald. Da sein Geäst fast schwarz ist, und sein kleines lederartiges Blatt auf einer Seite silberweiss, auf der andern braungrün wie Moos, ist die Farbestimmung dieses Baumes herrlich; kräftig und abgetönt zugleich, bräunlich und doch wie von Silber überhaucht, von der Ferne bald hell bald dunkel, je nach der Beleuchtung und der Himmelsfarbe. Der Boden unter diesen schönen Bäumen soll im März ein einziger Teppich von Veilchen, Hyazinthen (der wildwachsenden, nur blauen Art, mit einfachen Glocken), Narzissen, Tazetten und blauen und rothen Anemonen sein, und betäubend duften. Jetzt aber bedeckten die kräftige, rothbraune Erde die safrangelb blühende zeitlosenartige *Sternbergia colchiflora* und Tausende der grossen *Bellis silvestris* - Sterne mit den rosa Blütenblättchen, die wir auch schon in Spanien gesehen, die Maassliebchen oder Tausendschönchen der Mediteran-Flora; dazwischen tauchten in Masse die pfeilförmigen Blätter und die braunen Blütenkelche des *Arum arisarum* auf.

Wir machten Vormittags Ausflüge zu Wagen, und Nachmittags oder Abends Spaziergänge mit den Verwandten. Ein paarmal ward auch ein Segelboot genommen, und über die Wellen auf und abgetanzt, so weit hinaus in's Meer als möglich, so lange als der Wind in unsere Segel blies und sie schwellte. Wie ein Pfeil schoss dann das

Schiffchen über die Bläue dahin, und es rauschte auf, ganz so wie schon Homer es beschrieben, wo der Kiel die Woge theilend durchschnitt, und der Schaum zu beiden Seiten aufspritzte. Der Schiffer sass und lenkte das Steuer, die Ruder lagen müssig unter der Bank; wir ruhten und schauten wie am purpurnen Himmel die Sonne hinabsank. Es war wunderschön!

Unsere schönsten Ausflüge waren den ersten und den letzten Tag. Den ersten Tag fuhren wir im offenen Wagen westwärts nach Bordighera. Dies Städtchen ist auch wie San Remo klimatischer Curort, hat ebenso seinen alten am Berg übereinander gebauten Theil und seine neuen Strassen unten am Meere, doch lange nicht so viele schöne Villen und so gute Hôtels wie in San Remo. Die Fahrt bis hin ist wohl entzückend. Ob hoch oben auf dem Felsen, oder unten am Strande: immer ist man dicht am Meere und neben Olivenhainen und Palmenpflanzungen. Bordighera selbst ist das italienische Elche, es ist ganz von Palmengärten umgeben, doch sind sie nicht so schön und gepflegt wie dort in Spanien, und der Ort Bordighera ist weit davon entfernt so eigenthümlich, so sauber, so schmuck, so arabisch auszusehen wie jenes wundersame Elche. Wir bestiegen in Bordighera eine Anhöhe mit herrlichem Ausblick über die alte Stadt und die ihre Häupter in Wolken hüllenden finsternen Gipfel der Seealpen dahinter, über die mit Oliven bedeckte Ebene und über Meer und Küste so weit hinaus, dass wir das Vorgebirge

von Monte Carlo, die Halbinsel von Monaco und weit dahinter in blauer Ferne sogar die Bergesarme der Bucht von Nizza sahen! Auch besuchten wir die hochgelegene Villa des Architekten Herrn Garnier in ihrem schönen Parke, fanden aber den Besitzer (den Erbauer der grossen Oper in Paris, den wir voriges Jahr dort kennen gelernt) leider nicht anwesend. Die Rückfahrt von Bordighera nach San Remo in der Abendfrische, nach dem heissen Tage, war wonnevoll. Das Meer war so glatt, von so altlassenem weiss und blassblauem Schillern, und solcher Weite, wie von Barcelona aus. Gerade dem Uferweg gegenüber stieg mitten aus dem Meere, nur wie ein durchsichtiger hellgelb beleuchteter Hauch auf blassblauem Himmelsglanze, ein hohes wildzackiges lang hingestrecktes Gebirge auf. Es war die Insel Corsica. Man sieht sie nur an besonders klaren Abenden.

Die Fahrt des letzten Tages ging zur Madonna della Guardia, einem schützenden Kirchlein hoch oben auf der Spitze eines weit in's Meer hinauslangenden gebirgigen Caps, ostwärts von San Remo. In San Remo hat man, wie in Holland und wie in Nîmes die netten offenen niederen Korbwagen als Fiaker. In einem solchen fuhr unsere kleine Gesellschaft in thauiger Frühe die treffliche Strasse entlang. Wir mussten viele Buchten umfahren, über viele Hügel auf und ab, aber immer ging der Weg durch den herrlichen Oelwald mit den dicken, oft ganz ausgehöhlen, zerspalteten, malerischen Stämmen und majestä-

tischen Kronen der Bäume. Wir fuhren immer unter feinem silbernen Blätterdach und wenn in einen Olivenhain der blaue Himmel fast dunkel durch das helle Laubdach schimmert und gar tief unten das ganz schwarzblaue Meer den Hintergrund der Bäume am steilen Hange bildet, kann man sich nicht satt sehen an dieser sanften Farbenharmonie. Für ein Malerauge gibt's nichts Schöneres als Olivenlaub auf Himmelsbläue. Am treuesten und poetischsten gibt es der französische Landschaftsmaler Robinet wieder, dessen »Oliven am Meeresstrande« damals in der Wiener Weltausstellung mein Entzücken waren. Wir kamen auf dieser einzigen Fahrt oft hoch hinauf auf eine Bergspitze und sahen dann auch tief in's Land hinein in all' die Gebirgsschluchten und Risse, und hinüber auf braune Bergeshänge, auf Kuppen mit dunklem Eichenwald bedeckt und auf Felsen, an denen ähnliche alte Nester klebten wie das alte San Remo und wie sie sich überhaupt die ganze Riviera entlang ziehen. Wir kamen sogar dicht an einem solchen vorüber und sahen hinein in die schmalen Gassen und malerisch unordentlichen schmutzigen Häuserchen, die da eng zusammenkauern und übereinander hocken. Furcht vor Seeräubern mag im Mittelalter die Menschen von der Küste weg und auf diese fast unersteigbaren Höhen, zu gegenseitiger Hilfe nahe beieinander, getrieben haben.

Beim Madonnenkirchlein della Guardia, auf kahler Höhe, ist die Aussicht nach allen Seiten

hin unermesslich und prachtvoll. San Remo liegt besonders reizend Einem zu Füßen am Ufer hingelagert, die hellen Villen ganz in's Grün gebettet. Hier einen Winter zuzubringen muss paradiesisch schön sein, denn vom Februar an wehen warme Lüfte und ist Alles ein Blühen und Duften!

Auch zu Fusse stiegen wir viel umher im Städtchen, bewunderten die majestätische 250 Jahre alte Palme, in der Hauptstrasse an einer Mauer, bewunderten die neuen Anlagen am erhöhten Quai mit herrlichen Ruheplätzchen unter Palmen und schönen Blumenparterres, gerade vor unserem Hôtel, und gingen den Weg entlang, der eben jetzt zur abendlichen Corsofahrt hergestellt wird. Das wird einmal etwas Wunderschönes! Es ist eine breite Fahrstrasse, die sich auf halber Höhe der Berge um ganz San Remo herumzieht. Man ist immer unter dem Laubdache der Olivenbäume, und hat immer auf der anderen Seite den freien Ausblick über die tiefer liegenden Gärten und Villen, über die Stadt hinaus auf's unbegrenzte göttliche Meer. Und welche Luft ist da oben, balsamisch durchwürzt von den vielen Blumendüften, warm, lind, und doch meeresfrisch und salzgeschwängert zugleich.

Vortrefflich sind auch hier die Hôtels. Bellevue, wo wir wohnen, liegt besonders angenehm, nicht dicht am Meere, aber etwas erhöht und doch noch so nah, dass man die schäumende Brandung sieht, das Wellenrauschen hört und die wonnige Seeluft athmet. Es liegt mitten in einem schönen

Garten mit Palmen und kühlen Jasminlauben, der hinabreicht bis zu jener Promenade die auf hoher Mauer das Meer entlang geht. Wenn wir Abends auf unserem Balcon sitzen, sehen wir das ganze herrliche Farbenspiel des Sonnenuntergangs im Meere, sehen wir dann über die weitausgespannte Hälfte unserer Himmelskugel den nächtlichen Sternenmantel sich breiten und im Ost und West in's Meer hinabtauchen. Das Geräusch der Brandung tönt nur lieblich bis zu uns herauf, nicht gar so donnernd nahe wie an der Mauer des Molo, die lang in's Meer hineinreicht und auf der wir Abends spazieren gingen. Wenn das Meer ein wenig bewegt ist, bringt die Brandung so viel Steine mit, die sie an's Felsenufer schleudert, dass man es wie ein ungeheures, fortgesetztes Pelotonfeuer knattern hört. In unserem Hôtel sind aber nicht nur Aussicht, Luft und Zimmer trefflich, auch Bedienung und Mahlzeiten ausgezeichnet. Wie in spanischen Hôtels gibt es um 12 Uhr eine Frühstückstafel, um 7 Uhr, beim Dunkelwerden, eine Dîner-Tafel. Nach derselben zieht man sich in's Musik- oder Billardzimmer zurück, sitzt auf dem Balcone, oder ergeht sich am Meere. Wir trafen hier den jungen Polen wieder, den wir auf unserer Hinreise nach Spanien in Zürich am Mittagstisch gegenüber gehabt hatten. Er erkannte uns sogleich und liess sich berichten wie die Reise in das »meerumschlungene Gebirgsland«, auf das wir uns damals so sehr freuten, ausgefallen sei. Er selbst war (ein Brustleidender) nun hier

zur Cur und entzückte die Hôtel-Inwohner nebstbei allabendlich durch wundervolles Clavierspiel. Leider hörten wir später, dass er eben so gut, nur mit weniger Glück! auch im dämonischen Palast von Monte Carlo spiele.

Am 24. October verliessen wir das uns heimisch und lieb gewordene San Remo und fuhren mit der Bahn nach Genua. Der Schienenweg ist an der Riviera lange nicht so schön wie die Fahrstrasse. Man bleibt immer am Strande, und hat niemals einen Ueberblick von der Höhe. Dabei kommt man durch Hunderte von Tunnels, es geht fortwährend aus und ein, durch Hell und Dunkel. Der Stationen gibt es unzählige. Die Riviera ist sehr bevölkert. Fast reiht sich Ort an Ort. Alle sehen blühend und wohlhabend aus. Um die Orte herum sind schöne Citronengärten, auch hie und da schlanke Palmen, vor den Orten wiegen sich die Masten der Schiffe in kleinen Häfen. Vieles erinnert an Spanien und doch wie ganz anders ist es hier, wie viel schmutziger sieht es in den Gassen aus, wie viel düsterer sind die Häuser; mit wahrer Sehnsucht dachten wir an die sauberen, mit schönen glatten Platten gepflasterten Strassen spanischer Orte, an die weissgetünchten, kleinen, freundlichen Häuser, an die so fein aussehenden Menschen. Die Italiener kamen uns alle fast roh, ungeschliffen und schmutzig vor und sind es doch, an sich betrachtet, gar nicht. Gegend Abend sahen wir in der Ferne hellbeleuchtet das stolze Genua amphiteatralisch am

Berge liegen, den weissen Leuchtthurm auf lichtem Fels im Meere thronen und es bewachen. Es war ein schönes Bild. Leider trübte sich bald der Himmel und drohte mit Regen.

In Genua angekommen, machten wir es uns im Hôtel Isotta, einem ganz neuen, höchst eleganten Gasthof, den man uns anempfohlen, bequem und schlenderten Abends nur noch ein wenig in den Strassen und vor den Läden umher. So warm es in San Remo gewesen, so eisig kalt war es wieder hier. Wir hüllten uns dicht in Plaid und Mantel und froren immer noch.

Unser Hôtel steht in der prächtigen, neuen via di Roma, einer breiten, hochgelegenen, bergan führenden Strasse mit schönen Läden. Wir wanderten noch in der tieferliegenden alten Stadt umher, sahen uns die Paläste von Strada nuova und Strada nuovissima an und wollten ein wenig im Gärtchen des hübschen Café's dort sitzen, aber die Kälte trieb uns zeitig nach Hause.

Nur ein Tag konnte Genua gewidmet werden. Wir sahen daher auf einer Rundfahrt mehrere der Paläste an und machten den Ausflug nach Pegli in den berühmten Garten Pallavicini. Zuerst fuhren wir durch die Anlagen ganz oben auf der Höhe, mit herrlichem Blick auf Stadt, Hafen, Meer und die Gebirgsschluchten hinter der Stadt; dann sahen wir uns die Kathedrale an, die mitten in der Stadt auf freiem Platze steht. Sie erhebt sich auf einem hohen Unterbau von Marmorstufen und hat eine auch architektonisch, besonders aber

malerisch schöne Façade aus weissem und schwarzem Marmor, namentlich ein prächtiges vertieftes Portal mit zahllosen Säulchen und zierlicher Steinarbeit. Der uralte Glockenthurm steht frei neben der Kirche. Das Innere der Kirche ist byzantinischen Styles, sehr alt und reich geschmückt. Im Chor sind kunstvoll geschnitzte Stühle, rings um das Schiff laufen Capellen. Die grossen Familien Genuas, die Doria, Balbi, Pallavicini haben hier eigene Capellen und Gräfte. Unter den Palästen des aristokratischen Viertels sahen wir uns oben Pallazo Balbi und unten am Meere Pallazo Doria an. Die genuesischen Paläste, hoch, schwarz, aus riesigen Quadern aufgebaut, mit kolossalen Fenstern im Renaissancestyl, haben alle etwas Finsteres und Strenges. Sie haben auch Arkadenhöfe, aber geschwärzte Säulen darin statt der hellen, feinen arabischen Säulchen spanischer Patios und kein Grün und keine Blumen schmücken diese hier. Selbst die Prachttreppen von Marmor mit ihren Fresken an Wand und Decken erscheinen düster. In den Gemächern des Marchese Balbi ist eine erdrückende Menge von Raritäten, Kunstwerken, Statuen und Möbeln angehäuft. Darüber hängen die Wände so voll von Bildern, dass es mehr verwirrt als erhebt. Man kann der Meisterwerke, die hier prangen, gar nicht froh werden. Er besitzt eine wunderbare kleine Madonna von van Dyk, sie hat das Christkind stehend auf dem Schosse, es ist ein schönes nacktes Knäblein, das in unschuldvollem Verlangen nach einem Granatapfel

greift. Ebenso herrlich ist das kleine Rubensbild: zwei holde Knaben (Christus und Johannes) mit einem Lamm, ebenso meisterhaft ein ernster erhabener Christuskopf von Michel Angelo; auch eine kleine Madonna von Foscari, eine kleine Danae von Bordone, ein kleiner Memling und ein kleiner Correggio entzückten mich. Von Velasquez begrüßten wir ein von Madrid her wohlbekanntes Bild, einen Phillip IV. Kurz es ist eine wunderherrliche Sammlung, besonders kleinerer Staffeleibilder; man wünschte sie nur in helleren Räumen und besser aufgestellt zu sehen. Von hier fuhren wir nun den Hafen entlang zur Villa Doria. Wie verfallen schien sie mir seit den zwanzig Jahren, wo ich sie nicht mehr gesehen, wie trostlos öde und unbewohnt, der Garten wie verwildert, ein trauriger Anblick, wie ein herabgekommenes, aussterbendes Geschlecht. In einem einzigen Saale in der Sala dei Giganti ist noch ein schöner Renaissance-Plafond mit prächtigen Fresken (von Perino del Vaga) und hie und da noch ein wohlhaltener, reich mit Sculpturen geschmückter Marmorcamin. In einem kleinen heissen Glasgang sind die Wände zwar mit schönen, aber für den engen, noch dazu hässlichen Raum, viel zu grossen Fresken geschmückt. Alle Möbeln in den Gemächern sind verstaubt, verwittert, verschossen. Doch die Aussicht ist schön. Aus den Fenstern übersieht man das bunte Gewirr des Hafens und die schöne helle Stadt drüben gegen die Riviera di Levante hin. Von hier fuhren wir nun durch

fortgesetzte Strassen der Vorstädte und Vororte bis nach Pegli. Wir kamen niemals weder in's Freie noch an's Meer. Selbst am Quai von Genua sieht man ja kaum das Meer, es wird wie in Marseille vom Mastenwald der vielen Schiffe ganz verdeckt, man muss sehr weit gehen oder sehr hoch steigen, um es zu überschauen. Die Strasse, die wir entlang fuhren, war breit, von casernenartigen, schmutzigen Häusern eingefasst und schien das Quartier der Fischer und Matrosen. Es starrte Alles von Schmutz, die grässlichsten Gerüche verfolgten uns. Am Ende einer solchen Gasse bogen wir endlich rechts in eine hübsche Allee ein und standen vor dem säulengetragenen Dach der Villa Pallavicini.

Wir hatten von diesem Park, den wir nun sehen sollten, Schilderungen erhalten wie von den Zaubergärten der Armida. Waren es nun die Kälte und der düstere Regenhimmel oder die zu hoch gespannten Erwartungen, kurz wir fanden uns enttäuscht. Der Garten ist ja sehr schön und reich an herrlichen exotischen Bäumen und Gewächsen, aber er ist nichts Ueberschwengliches und ich sah schon viel schönere Gärten in der Welt, von den Anlagen in Monte Carlo gar nicht zu reden. Er zieht sich einen steilen Berg hinan und man muss immer in Zickzacklinien auf- oder absteigen. Nur an einer Stelle bedeckt er eine kleine Ebene und diese ist dann sogleich angefüllt mit höchst lächerlichen und läppischen Spielereien, wie sie anderswo längst aus der Mode gekommen sind. Da ist z. B.

ein kleiner Teich, durch schmale Canäle abfließend ; da sieht man eng zusammen, sich fast berührend, einen Marmortempel auf einer Insel mit einer Statue darin im antikisirenden Zopfstyle, am Ufer einen chinesischen Pavillon mit Glöckchen, eine Eremitage von Baumrinde, ein Wasserfällchen, den Eingang zu einer Grotte, noch mehrere Hüttchen und Lauben in verschiedenen Stylen und ein paar Brücken, wovon die eine chinesisch, die andere türkisch oder hindostanisch sein soll. Wie ist es möglich so etwas schön zu finden und wenn es auch die herrlichsten Lorbeeren, Mirten und immergrünen Eichen einfassen? Nun wird man vom Führer genöthigt um den Teich mit seinen Künsteleien herumzuspazieren und alle zehn Schritte, durch den jähen Schreck von Wasserkünsten die aus unsichtbaren Röhren plötzlich losbrechen durchnässt zu werden, zum Stillstehen gezwungen. Ist man endlich glücklich und undurchweicht, wie Tamino und Pamina in der Zauberflöte, herum, so muss man in einen Kahn steigen und wird eine halbe Stunde lang durch künstliche Grotten gefahren, die so eng sind, dass der Kahn oft stecken bleibt, worin schmutziges, schwarzes, stagnirendes Wasser ist, eine wahre Kellerluft weht und die Felsen, aus Lehm und kleinen Steinchen zusammengeklebt, auf den Schiffenden ordentlich herunterfallen wollen.

Ganz oben auf der Höhe des Parkes ist endlich einmal ein hübsches Plätzchen: ein stiller dunkler Teich unter einer Felswand, beschattet von präch-

tigen Bäumen, doch auch düster und eingeschlossen! Einen wirklich schönen Aussichtspunkt und einen grossartig angelegten freien Platz zeigte man uns nirgends. Am Besten gefielen mir noch die kleinen Alleen von Arbutusbäumchen, durch die wir hie und da gingen. Dieser bezaubernde immergrüne Strauch des Südens ist jetzt bedeckt mit kugelrunden Früchten von der Grösse einer Nuss, theils unreifen, die orangegelb, theils reifen, die purpurroth glühen. Dabei haben sie nicht eine glatte, sondern eine rauhe, etwas punktirte Hülle und gleichen winzig kleinen Goldorangen. Solch ein fruchtbehanger Baum sieht zum Entzücken aus. Die Früchtchen schmecken auch sehr gut, so etwa wie ein wenig mehliges Ananaserdbeeren. In Genua sieht man Körbe voll zum Verkaufe stehen.

Die Rückfahrt nach Genua war etwas angenehmer, man hatte doch wenigstens immer den Blick auf die malerische Stadt und Bucht und uns voraus fuhr in vielen Wagen ein Hochzeitszug als fröhliches Geleit. Es war noch früh am Tage und so stiegen Ina und ich noch ein wenig in der Stadt umher, die Paläste und die Läden anzusehen. Genua ist nach demselben System erbaut wie all' die romantischen Riviera-Orte. Die engen Gassen der alten Stadt gehen alle steil den Berg hinan, oft auf Treppen, nur unten am Ufer breitet sich's etwas aus und ganz oben auf der Höhe ist jetzt ein neuer, modern aussehender Stadttheil entstanden, mit breiten Strassen und grossen hellen Häusern.

Wir suchten in dem Gewirre die Strasse der Orefici, der Goldschmiede, denn hier wie in Spanien sind diese alle in einem Gässchen zusammen. Wir fanden sie auch bald und sahen in grosser Menge die feinen hübschen Filigranarbeiten in Gold und Silber, die hier so vorzüglich fabricirt werden. Sehr hübsch macht es sich in Genua, dass man die alte Tracht noch an vielen Frauen des Mittelstandes sieht. Diese sind nämlich in lange, weisse Tüllschleier gehüllt, die über den Kopf hängen und nur das Gesicht freilassend die Gestalt umwallen. So coquet und graziös wie die spanische Mantilla kleidet es aber freilich nicht, doch sieht es feierlich und mittelalterlich aus.

Um 7 Uhr speisten wir dann an der table d'hôtes unseres Hôtels, in einem Saale, der vor lauter Gold, Krystall, Spiegeln und Gasflammen völlig blendete, aber an Geschmack und solider Pracht mit dem Saale des Hôtels Noailles in Marseille nicht wetteifern konnte. Ein grosses, doch sehr wenig einladendes Publicum füllte die Tafel, wir hatten nur stumme Nachbarn. Die Küche war fein und gut.

Den Abend brachten wir im einzigen Theater zu, das eben geöffnet ist. Es ist ein luftiges, grosses Gebäude oben auf der Höhe der Stadt, der Zuschauerraum weit und hoch, gleichsam nur eine überdeckte Halle mit schöner auf schlanken eisernen Pfeilern ruhender Kuppel, zwar mit vielen Gallerien, aber wenigen Logen. Das Theater war ganz gefüllt und alle Herren rauchten. Da das

Publicum nun meist aus Herren bestand, sah man nichts als glimmende Cigarretten, blaue Rauchwölkchen, und fort und fort rasch auflodernd brennende Zündhölzchen. Die Feuersgefahr schien unvermeidlich, und die Kehlen der Sänger, die in diese Wolken hinein singen konnten, schienen ungreiflich! Man gab eine ältere italienische Oper Saffo, von Pacini; die Musik darin ist bisweilen wunderschön, namentlich ein Duett zwischen Saffo und Climene ist zum Entzücken. Es musste sogar mehrere Male wiederholt werden, die Altistin und die Sopranistin (eine Wienerin Namens Urban) sangen es auch vortrefflich! Die Saffo-Sage ist aber im italienischen Operntext entsetzlich zugerichtet und wäre doch ein sehr guter Stoff für tragische ernste Musik. Sie müsste aber ganz anders gedichtet und freilich auch musikalisch einfacher und erhabener behandelt werden. Ein deutscher Tondichter würde das besser treffen. Der Italiener bringt zu viel Coloratur an.

Wir verliessen Genua an einem Sonntagsmorgen mit dem Frühzug und kamen Mittags in Mailand an. Dicht hinter Genua ist die Fahrt durch romantische Thäler zwischen hohen Gebirgen hin noch wunderschön! überall liegen zwischen Baumkronen versteckt freundliche Orte, im Thal und an den Bergen. Man kommt immer näher an's Gebirge heran, endlich fährt man direct hinein in den Tunnel, und nun eine volle Viertelstunde im Dunkel der Erde fort. Wenn man auf der anderen Seite wieder an's Tageslicht kömmt,

ist Alles verändert, sind alle Berge mit einemmale verschwunden! und bis Mailand bleibt man in der schön und regelmässig angebauten mit lauter Reihen von Maulbeerbäumen bepflanzten lombardischen Ebene.

Wir langten Mittags an und bekamen gute Zimmer im Hôtel de Ville am sogenannten Corso Vittorio Emanuele. Von unserem Balcon aus sahen wir in herrlicher Perspective am Ende der Strasse ein Stück des weissen Marmordomes mit einem seiner riesengrossen Chor-Fenster, ein wunderschönes Architekturbild, da auch die Häuser der sich verjüngenden Strasse durch viele Balcons und vorspringende Dächer ganz malerisch wirken. In Mailand war es auch nicht wärmer als in Genua. Wir mussten gleich heizen lassen, und konnten nur in Mäntel gehüllt unsere Spazierfahrt machen. Wir fuhren in der Stadt umher, einen allgemeinen Ueberblick zu haben. Sie macht noch immer den Eindruck des Reichen und Prächtigen; aber so belebt und glänzend, wie ich sie unter Oesterreich's Scepter gekannt, erschien sie mir nicht mehr. Wir sahen uns den Domplatz an, die Hauptstrassen, die alten schwarzen Römer-Säulen vor St. Ambrogio (cannelirt mit reichen Capitälen, es steht noch fast eine Tempelfaçade davon), dann die breiten Alleen um die Stadt, und den Park, wo eben Musik war und eine bunte Menschenmenge sich umher trieb. Auch hier tragen noch viele Bürgerfrauen Schleier, jedoch schwarze und kürzere als die Genueserinnen, ähnlich den spa-

nischen Mantillas, aber auch nur so um den Kopf geworfen und lange nicht mit der Anmuth und dem Reiz gesteckt, womit die Spanierin ihrer Tracht solchen Zauber verleiht. Dagegen ist die Tracht der lombardischen Bäuerinnen, die man auf Schritt und Tritt in Mailands Strassen sieht, ganz reizend. Ueber der Stirne haben sie kleine Löckchen, in den Ohren lange silberne Ohrgehänge und um den Zopf stecken wie ein Heiligenschein geordnet die langen silbernen Nadeln mit den dicken Knöpfen. Um die Brust schlingen sie ein weisses spitzenbesetztes Musslintuch und über den bunten Rock fällt die weisse Schürze. Ueber Corso Garibaldi fuhren wir in's Hôtel zurück; wieder fielen mir die seltsamen verschnörkelten Façaden einiger Paläste auf, die ganz roth sind und den Eindruck von gepresstem Siegellack machen. Nach der (nur von Engländern besetzten) Mittagstafel flanirten wir noch ein wenig auf dem Domplatz und in der Gallerie Vittorio Emanuele umher. Der Domplatz ist jetzt gross und frei, schöne gleichartige Paläste umgeben ihn, deren unterer Theil aus Arkaden gebildet ist. Unter diesen und in der berühmten Galleria, der weltbekannten, unermesslich hohen, glasgedeckten Halle, die zwei Plätze verbindet, sind Mailands schönste Läden. Abends ist grosser Corso in der strahlend beleuchteten Galleria, in der mittleren Rotunde derselben sitzt vor den Café's die elegante Herrenwelt umher.

Am folgenden Tage sahen wir uns nun Mailand gründlich an. Zuerst gingen wir in die

Ambrosianische Bibliothek, wurden aber mit einer ganzen Horde von Engländern so eilig durchgetrieben, dass wir wenig Musse hatten uns Alles anzusehen. Es sind grosse Säle voll Handzeichnungen und Cartons berühmter Meister da, dann schöne Sculpturen, auch Gemälde und Mosaiken und in der eigentlichen Bibliothek glasgedeckte Tische voll interessanter Autographen und alter Werke.

Am herrlichsten sind die Handzeichnungen, z. B. die zwei anmuthvollen reinen schönen weiblichen Köpfe des Leonardo da Vinci, und Rafael's grosser Carton zur »Schule von Athen«. Unter den Sculpturen sind die entzückenden Reliefs von Thorwaldsen wohl das Sehenswertheste; reizende kleine Genrebildchen in weissem Marmor in seiner bekannten anmuthig weichen und doch strengen und so keuschen Art, die der Antike von den Modernen wohl am nächsten steht. Eine Büste Byrons wird auch sehr bewundert, sie hat aber einen unmännlichen Ausdruck. Sollte er wirklich so weibisch ausgesehen haben? Unter den Autographen fesseln Briefe von Marc Aurel, von Tasso, von Ariosto, von Galilei, Cosmo di Medici, dem heiligen Franciscus, dem heiligen Carl Borromeo und der unheiligen schönen Lucrezia Borgia, dem die bekannte seidenweiche Locke ihres goldenen Haares beigefügt ist. Die meisten dieser Briefe, in alten Charakteren auf vergilbten Pergamenten, sind sehr schwer zu lesen und bei aller Mühe entziffert man

kaum einzelne Worte. Am schönsten sind des heiligen Carl Borromeo grosse Schriftzüge. Ueber den alten Büchern mit den feinen Miniaturen möchte man stundenlang sitzen können; wir durchblättern nur in Eile: die Ilias, den Dante, den Virgil, der einst Petrarca gehörte, und eine seltene, uralte Bibel. Von hier führen wir hinaus in das Kloster Maria della Grazia um die Reste von Leonardo's Abendmahl zu sehen. Es ist nur noch ein Hauch davon auf der Wandfläche des langen Refectoriums sichtbar, und selbst dieser ist noch so schön! Der Christus blickt noch, halb erloschen schon, so mild und fromm herab, der Johannes in idealer Schöne sieht noch so anbetend zu seinem Meister auf wie ehemals. Der grosse Saal war gefüllt mit Menschen, aber man merkte es wegen des Halbdunkels erst allmählig. Auch sprach Niemand ein Wort. Schweigend sassen und schauten die Engländer, schweigend malten die Copisten; man war andächtig wie in einer Kirche. Ein Dutzend fertiger Copien stand auf den Staffeleien umher, jede war total anders und keine glich dem Original. Der Christus besonders blieb auf Allen unerreicht. Noch immer hat man den Saal so dumpf und feucht gelassen wie er von jeher war, und es wäre so einfach ihm Licht und Luft und damit Trockenheit zu geben. Man brauchte nur statt der wenigen schmalen, hoch oben beginnenden Fenster, an der einen Langseite grosse herabgehende Fenster und Thüren in's Freie zu machen und Luft

und Sonne etwas mehr hereinzulassen, das Bild könnte dabei immer durch Vorhänge geschützt werden.

Es blieben uns noch die Brera und der Dom zu besichtigen. Im schönen, strengen Palaste der Brera mit den herrlichen Fenstern und dem grossartigen Säulenhofe, eilt man vor Allem zu Rafael's lieblichem Bilde, dem sogenannten Sposalizio, das durch den idealen Reiz und unschuldvollen Ausdruck seiner Frauenköpfe, wie durch die Anmuth und Symmetrie seiner Gruppierung immer wieder von Neuem entzückt. Auch die Farben sind so hell, so klar, so rein, es liegt ein Hauch wie Jugendreiz, wie Morgenroth des Genies über dem Bilde. Man sieht, dass es ein Jüngling gemalt hat. Die Brera enthält aber noch viele andere herrliche Bilder, namentlich der alten italienischen Schulen, so des Mantegna, des Crivelli, des Luca Signorelli und Cima da Conegliano. Ganz entzückend sind im Eingangssaale Luini's wohlerhaltene Fresken: seine h. Barbara, seine h. Catharina, seine Jungfrau mit Heiligen. Auch an Handzeichnungen ist Herrliches da, von Leonardo da Vinci, Rafael, Mantegna und Luini. Von Rembrandt entzückte mich ein wunderschöner weiblicher Kopf.

Durch breite Strassen mit schönen Palästen wanderten wir nun dem Dome zu und trafen dort Moriz, um gemeinsam das majestätische Innere anzusehen. Der Eindruck ist stets ein mächtiger, hat man ihn auch oft gesehen: wenn man die Rampe weisser Marmorstufen hinansteigt, den

schweren Thürvorhang hebt und nun in der hehren Halle schlanker Pfeiler steht, die die erhabene gothische Wölbung tragen. Am besten gefällt mir immer der Raum hinter dem Hochaltar mit den drei colossalen Fenstern und ihren alten bunten Glasmalereien, wo zauberhaftes, vielfarbiges und doch gedämpftes Licht einströmt. Der Dom birgt auch an Geräthen wunderbare Kunstschatze, z. B. in der Sakristei und dann in der Krypta, wo der prächtige Gold- und Krystallsarg des h. Borromeo zu schauen und wo ganze Sammlungen goldener und silberner Leuchter, Pokale, Schüsseln und Kästchen. Einiges von besonders feiner getriebener Arbeit wird dem Benvenuto Cellini zugeschrieben. Sehr merkwürdig ist an der linken Seite des Hauptschiffes vor dem Nebenaltar der grosse eiserne Candelaber. Er ruht auf prächtig gearbeiteten Füßen in Thiergestalt, strebt wie ein Baum mit schlankem Stamm in die Höhe und hat nach beiden Seiten gebogene Eisenarme, die sich nach oben verjüngen. An ihren Enden tragen sie eiserne Blumenkelche, in denen die Lichter ruhen. Das Ganze erinnert ein wenig an die Gestalt einer Aloëblüthe, und ist die schönste Schmiedeisenarbeit aus dem Mittelalter, die man nur sehen kann.

Das Dach wurde natürlich auch bestiegen. Da man oben meist aussen herumklettert auf den weiten lichten Marmorplatten und sich um einzelne Thürmchen herumwindet, hat man oft die interessantesten Durchblicke durch den weissen Wald von Strebepfeilern, Säulen und Spitzen,

und die reizendsten Perspectiv-Ansichten. Da jedes der Hunderte fein ausgemeisselter, spitzer, gothischer Thürmchen eine Statue trägt, ist man immer zwischen Legionen versteinerter Menschen und Engelgestalten. Es sind darunter sehr schöne, namentlich die einer Eva, die sich in ihr aufgelöstes Haar hüllt. Zuletzt bestiegen wir den sich über das breite Riesendach noch hoch erhebenden Hauptthurm und sahen aus der Laterne oben die weitumfassende göttliche Aussicht an. Die ganze lombardische Ebene mit ihrem Reichthum an Bäumen und Grün, mit dem Glitzern ihrer vielen Gewässer hat man zu Füßen. Viele andere Städte mit hohen Thürmen sieht man rings aus dem Laubmeer aufragen, und den Horizont begrenzen die majestätischen Schneegipfel der Alpen an einer Seite, die blauduftigen zackigen Apenninen an der entgegengesetzten. Auf das Pfeiler- und Statuenmeer des Domsdaches, dann auf den weiten Domplatz mit seinem Gewimmel und in das schöne, palastreiche Mailand blickt man natürlich direct hinunter. Der Abend war gekommen und die Speisestunde rief uns in's Hôtel zurück. Die lange Tafel war ganz von den steifsten Engländern besetzt. Nicht einen Laut einer anderen Sprache hörte man. Man servirte zum Nachtschmahl merkwürdige Früchte, nämlich kleine, runde, gelbe, kirschengrosse Beeren in der gelbverdorrten Hülle des Fruchtkelches eingeschlossen. Sie schmeckten säuerlich und erfrischend wie Johannisbeeren ungefähr. Man nannte sie Gigingeri. Sie glichen der Frucht unserer

heimischen, wildwachsenden Schlutte, müssen etwa von einer südlicheren Art dieser *Physalis* herkommen, denn die Früchte der unseren sind nicht geniessbar und gelten sogar wie die der meisten *Solanum*-arten für giftig. Den Abend verbrachten wir in der Galleria, vor den Läden und Café's, und in der Ecke des stillen Platzes wo der schöne bischöfliche Palast steht. Von hier aus machte sich nämlich die Seitenansicht des Domes, der riesengross schien, im Mondlicht ganz wunderbar! Es war fast Vollmond und sehr reiner Himmel. Gerade über dem weissen, wie aus Spitzen gewobenen Bau stand die leuchtende Kugel. Herrliche Schatten liessen den Marmorglanz überall noch mehr hervortreten. Es war magisch, war überwältigend schön. Ich glaube wir wären die ganze Nacht dort gestanden, hätte uns die Kälte nicht endlich zurückgetrieben zum Caminfeuer unseres Salons.

Den nächsten Tag machten wir einen Ausflug nach Como und fuhren über den See. Auf der Eisenbahnfahrt durch die in regelmässigen Maulbeerreihen prangende Ebene genossen wir ein paar-mal den herrlichsten Blick auf den Monte Rosa und andere schneeumhüllte Riesen der Schweizer Berge. Es war ein klarer, sonniger Morgen und sie erglühten rosenroth im blauen Himmelsgrunde. Gegen Monza hin mehrten sich die Gärten und rebenumschlungenen Baumreihen in den üppigen, wohlbewässerten Wiesen. Um Monza herum bemerkten wir gigantische, prächtige Bäume: Ulmen

Magnolien, Cypressen, Kastanien. Bald hatten wir nun zur Rechten ganz nahe die wildgezackten kühnen Gipfel der Leccoberge, kamen selbst aus der Ebene in Schluchten, Thäler und Wäldchen und hielten kurz darauf oberhalb Como. Ein rascher Einspanner führte uns hinab durch die hübsche, freundliche Stadt bis zum Dampfer, der alsbald die Schaufeln in Bewegung setzte, um uns nach Bellaggio zu fahren. Dort, hiess es, würden wir eine Stunde Zeit haben um zu speisen und Villa Melzi zu sehen, dann kehre der Dampfer von Colico zurück um uns zu holen. Die Fahrt über den See wäre nun zaubrisch gewesen, hätten wir nicht eine Kälte gehabt wie bei uns im December. Das Wehen eines so eisigen Nordwindes, wie ich ihn seit Marseille nicht wieder empfunden, hielt uns nur mit Mühe auf dem Verdeck und verdarb uns sehr die Freude. Sehen konnten wir freilich Alles wunderbar, denn der Dampfer fuhr stets hin und her, von einer Seite zur andern und hielt an jedem Oertchen. Und wie schön sind alle diese Oertchen am Comersee! Sie bestehen aus lauter lachenden Villen, üppig belaubten, grünen, von Blumen bunt durchstickten Terrassengärten und ebenso freundlichen Bauernhäusern dazwischen. Vor jedem Orte ist ein Hafen voll bewimpelter Schiffchen; so oft unser Dampfer dem Ufer naht, fahren sie in Menge herzu und umschwärmen uns mit ihren weissüberspannten Zelten und den schwellenden Kissen darunter, auf denen schöne Mädchen sitzen, die laut Ankommende grüssen oder

Abfahrenden mit Tüchern nachwehen. Ueberall ist heiteres Treiben des leichtlebigen Völkchens der Italiener, deren ewiges Schwatzen und Lachen der gerade Gegensatz vom würdevollen Ernst und Stolz des Spaniers ist. Zwischen den reizenden Orten netzen entweder bewaldete Hänge den steilen Felsenfuss im See oder stehen, wo das Ufer sanfter ausläuft, einsame Paläste im Grünen, wie drüben im Bergesschatten die düstere Villa Pliniana. An diesem ganzen Comersee ist nichts unschön, nichts ärmlich, nichts schmutzig verkommen und ruinenhaft. Alles zeigt von Wohlhabenheit, Lebensfreude und Schönheitssinn, es ist etwas ganz Ideales an diesen Gestaden. Dazu bildet die schroffe, übereinandergethürmte, oft weit vorspringende Formation der Berge die herrlichsten Buchten, die zackigsten, kühnsten Spitzen. Wenn man nun so gegen Tremezzo hinkommt, zur Rechten die dunklen Wälder, zur Linken den sonnenbestrahlten, leuchtenden Villenort sieht, der sich amphitheatralisch aufbaut und durch zwei, sich fast die Hände reichende Vorgebirge hindurch, dahinter das weite blau umhauchte Seebecken von Bellaggio und Varenna sieht und wie Demanten in der Mitte von Saphiren den Kranz der Orte und Villen am Ufer, glaubt man wohl nie etwas Schöneres erblickt zu haben. Tremezzo, dessen prächtige Häuser ganz umbuscht sind von Magnolien, Mirten, Cypressen, ist sicher der schönste Ort am Comersee, wenn nicht etwa das gleich nachfolgende idyllische Cadenabbia mit

seinen dunklen Platanenalleen am See, mit seiner Villa Sommariva mitten im Mirtenhain, mit seinem lieblichen grün umschlungenen Terrassenhôtel noch schöner ist. Mit Interesse betrachteten wir auch in Tremezzo das stattliche Stammhaus der Brentano; von hier aus zog einst der junge Italiener nach Frankfurt hinaus, um, verbunden mit einem deutschen Mädchen, eine der merkwürdigsten Familien, durch dichterisches Genie und ungewöhnliche geistige Begabung auch heute noch ausgezeichnet, zu gründen.

Entgegengesetzt Tremezzo-Cadenabbia's grüsst nun vom anderen Ufer herüber das wonnigliche Bellaggio, die Villa Melzi mit ihrem paradiesischen Garten und auf dem runden Hügel, der bei Bellaggio vorspringt, der Zauberhain der Villa Serbelloni, von dessen Höhe man alle drei Arme des See's überschaut. Villa Melzi mit ihrem säulengetragenen herrlichen Saale und den Kunstwerken allen, die er umschliesst, schien mir immer der Inbegriff von Göthe's:

»Kennst Du das Haus, auf Säulen ruht sein Dach,
Es glänzt der Saal, es schimmert das Gemach
Und Marmorbilder steh'n und seh'n dich an!«

Dahin wollten wir nun unsere Schritte lenken. Während wir aber in dem Garten des neuen Hôtels am Landungsplatze, der reizend angelegt ist, noch mit den Leuten sprachen um zu erfahren, wie lang man gehe oder mit einem Nachen fahre, und um welche Zeit man zu einem Mittagessen zurück sein könne, zeigte sich ein Dampfer, der

von Colico kam, und die Kellner sagten, falls wir heute noch nach Mailand zurück wollten, müssten wir diesen benutzen, es sei der letzte, der nach Como fahre, der unsere bleibe in Colico! Wir waren trostlos, mussten nun Alles aufgeben und gerade nur wieder an Bord steigen. Das Reisehandbuch hatte uns arg getäuscht.

Die Rückfahrt am Nachmittag war zum Glücke angenehmer. Der Nordwind blies nicht mehr gar so kalt, der See war noch viel belebter von beflaggten Nachen und rudernden jungen Mädchen, und die wechselnden Beleuchtungen waren geradezu magisch. Gegend Abend hüllte sich Alles in rosigen Duft und hell leuchteten und schimmerten die Schneefelder auf den blauen Bergen von Colico, die im Hintergrunde des See's aufragen. Noch bei Tageslicht stieg der Mond über ihnen empor, fast so schön wie wir es in Spanien gesehen. Als wir in Como landeten und hinauf zum Bahnhof fuhren, lagen See und Stadt in unbeschreiblicher Mondeshelle, in einen bläulichen duftigen Nebel gehüllt, tief unten zu unseren Füßen.

Wir mussten, zum Glücke im Verein und Gespräche mit einer reizenden jungen Frankfurterin und deren Papa, noch lange auf die Abfahrt warten und kamen erst spät nach Mailand und in unser Hôtel, zu einem behaglichen Theestündchen, zurück.

Den folgenden Morgen sahen wir uns den schönen Dom noch einmal an, machten ein paar Einkäufe, nahmen ein rasches Gabelfrühstück und bestiegen den Schnellzug, um nach Venedig zu

fahren. Bis Brescia sausten wir durch die flache lombardische Ebene mit ihren üppigen Culturen: den durch Rebenguirlanden verbundenen Maulbeerbaumreihen, den fetten Wiesen und zahllosen Canälchen, die sie bewässern. In Brescia ward ein wenig auf dem Perron promenirt. Unter den Mitreisenden trat, aus benachbartem Coupé, eine hohe Männergestalt mit stolzem, strengen Angesicht auf uns zu und grüsste uns ehrerbietig. Wir erkannten einen Herrn, der zwei Mittage in Genua neben uns gespeist hatte und uns durch sein edles, aber eigenthümlich schwermüthiges Gesicht aufgefallen war. Er stellte sich uns nun als Dr. L. aus Warschau vor. (Wie wir später erfuhren, soll er einer der ersten Frauenärzte Polens sein). Er reiste gleichzeitig mit uns nach Venedig.

Hinter Brescia wird es hügeliger und abwechselnder; bei schönstem purpurnem Sonnenuntergang sahen wir von Peschiera's Höhe tief unten den blauen Gardasee schimmern, kamen wir am stolzen Verona, am vielthürmigen Padua und am lieblichen Vicenza inmitten seiner grünen Berge vorbei. Im Mondschein glitten wir geisterhaft, die schmale Brücke unter uns kaum sehend, über die stille Lagune hinüber und rasselten in den engen, dunklen Bahnhof von Venedig ein. Der Diener des Hôtel Europa, wo wir bestellt hatten, harrte, nahm das Gepäck und führte uns zur Gondel. Noch durch ein paar schmale dunkle Gänge gehend, standen wir auf einmal in der Thüre und stiessen einen lauten Schrei der Ueberraschung aus, denn

vor uns war ein Zauberbild: der breite Canal grande, gegenüber eine weisse Marmorkirche, daneben stille, hohe, helle Paläste, zur Linken wie aus Silber gewoben eine zarte Gitterbrücke im Bogen über den Canal geworfen, hoch oben am Himmel der strahlende Vollmond und Alles taghell beleuchtet, aber, gleich Como gestern Abend, wie in einen silbernen Nebelschleier gehüllt. Es war so überwältigend schön und frappirte mich, die ich seit zehn Jahren Venedig nicht mehr gesehen, so sehr, dass ich nur ausrufen konnte: »Venedig ist auch nach Granada noch bezaubernd!« Und nun schwamm auf der silbernen Flut daher die stille liebe schwarze Gondel, wir sanken auf die schwellenden Kissen, die Ruder plätscherten in's Wasser, sie wendete still wie ein Schwan und lautlos glitten wir zwischen dem blausilbernen Nebel da unten und da oben dahin. Am Quai stand noch die hohe, dunkle Gestalt des schönen Polen und sah uns grüssend lange, lange nach, bis er selbst in die Gondel stieg und wir ihn ebenso lautlos hinter uns herangleiten sahen. Zwei Tage schwelgten wir nun in Venedig im Anschauen aller seiner Schönheit und ich in Erinnerung an viele glückliche Jugendtage, die ich hier verlebt. Ich war ja einst mit den geliebten Eltern einen ganzen Winter in dieser poetischsten aller Städte und wohnte im selben Hôtel Europa, dem prächtigen alten Palaste, von wo wir jetzt aus den Balconfestern zweier entzückender Zimmer hinabschauen auf den Canal grande.

Der erste Gang am ersten Morgen war natürlich auf den Marcusplatz. Er grüsste noch mit seinem alten Zauber. Die fantastische Kirche mit den bunten Mosaiken auf Goldgrund, der schlanke Campanile, die Tauben, die das Futter vom weissen Marmorboden aufpickten, die Hallen mit ihren glänzenden Läden und am Ende unten der herrliche Dogenpalast, alles wie ehemals. Nur die Venezianer, die umherstanden und vor den Café's sassen, kamen uns so herabgekommen vor, es schien uns überhaupt viel stiller, trauriger und armseliger zu sein als früher. Jeder Mensch, der uns begegnete, streckte die Hand aus nach den »Forestieris« und wollte entweder ein Almosen haben oder etwas verkaufen. Ganz anständig, ja fein aussehende alte Herren boten uns schüchtern und mit leiser Stimme eine kleine Muschel an, eine Photographie oder ein Glasperlenschnürchen. Welch' glänzende Menge promenirte in früheren Jahren hier umher, wenn Mittags die flotte österreichische Militärmusik auf der Piazza spielte und wie viele Wiener wohnten damals in Venedig und brachten Verdienst und Leben her. Jetzt schien der Marcusplatz ausgestorben, selbst Fremde trieben sich nicht umher. Wir waren die einzigen, die unter den Procurazien vor den hübschen Mosaiksachen, Muschelladen und Muranogläsern standen, die die alten Venezianerspitzen, die prächtigen Photographien und die vielen silbernen

und goldenen Marcuslöwen bewunderten. Die schönsten Sachen sieht man eben in der Niederlage von Murano und im Bronzegeschäft des Herrn Micheli. Murano erzeugt die phantastischsten Gefässe, Schalen und Krüglein nach alten Mustern und in herrlichen, durchsichtigen Farben, namentlich topasgelb, rothviolett, purpurroth und himmelblau, sowie milchige, bläulich perlmutterglänzende Sachen, man kann sich gar nicht satt sehen an den zaubrischen Formen, Farben und Gebilden. Ebenfalls blos nach den besten Mustern der Renaissancezeit arbeitet Micheli und seine Bronzelüster, Leuchter, Schalen und Figuren sind entzückend schön. Wir versäumten natürlich nicht, die Marcuskirche in all' ihren Räumen zu durchwandern und ebenso den ewig schönen Dogenpalast mit seinem Säulenhofe. Er hat wie die Alhambra nicht seines Gleichen und seinen Styl ganz für sich allein. Wie wunderbar schön fanden wir's auch wieder auf der Piazzetta, mit dem Ausblick auf die glatte Wasseroberfläche und zwischen den beiden Säulen durch auf die rosige, in der blauen Flut wie schwimmend erscheinende Insel Maria Maggiore. Von besonderem Reize ist's in Venedig, in den engeren Canalstrassen umher zu gehen, und über all' die hochgebogenen Brückchen mit den weissen Marmorstufen, von wo sich's immer so herrlich malerisch die Wasserstrassen hinauf- und hinabsieht. So gingen wir hinter der Marcuskirche über ein Brückchen und von da durch enge Gässchen und quer über Canäle fort und fort, bis wir an die Riva kamen. An der

Riva lagen viele Schiffe zur Abfahrt bereit, mit Matrosen bemannte Boote ruderten hin und her. Der kleine Lido-Dampfer rauchte schon, wir bekamen Lust mitzufahren und lösten Karten. Dies sah aus dem Fenster eines der vielen neuen Hôtels, die hier an der Riva entstanden sind, der Pole. Er kam schnell herab und auf das Schiff, um den Ausflug mit uns zu machen. Es war ein heiterer Vormittag und trotz heftigen Windes gar nicht kalt. Seit Marseille sind San Remo und Venedig die beiden einzigen Orte gewesen, wo wir nicht heizen mussten, wo uns warm geworden ist. Im gepriesenen Nizza sowohl, wie in Genua, Mailand und Como litten wir ja grausam durch Kälte.

Der Lido war bald erreicht. Eine hübsche Allee führt vom Lagunenstrande zum Meeresstrande; dort sind jetzt viele elegante Bade-Anstalten, nette kleine Villen und Restaurationen. Man kann weit fort am Strande gehen und im gelben, feuchten Meersand Muscheln suchen. Der Wellenschlag aber ist ein ganz geringer. Man merkt kaum etwas davon und badet wie im ruhigen Becken einer Schwimmschule. Auch der Blick auf's Meer hinaus hat lange nicht das Grossartige wie dort von Alicante, von Barcelona und von der Riviera gegen Süden, oder im Nordlande von Scheveningen aus. Grosse ruhige Dreimaster und eilende Dampfer sieht man aber auch von hier in der Ferne ununterbrochen vorübersegeln.

Beim Zurückfahren nach Venedig war der Anblick der Stadt mit den rosigen, schlanken

Thürmchen und den Palästen über dem blauen Wasserspiegel ein bezaubernd schöner, und wie belebt die ganze Wasserstrasse; auf allen Seiten glitten im eilenden Laufe die kleinen Segelboote an uns vorbei, alle mit den dreieckigen unten breiten oben spitzen Segeln, unten gelb und oben purpurroth bemalt. Wie schön sah es auf der blassblauen, atlassenen, sich leise hebenden und senkenden Flut aus. Auf allen Seiten zogen die kleinen Inselchen still vorbei, mit den röthlichen Gebäuden und den dunklen Bäumen, dann begannen zur Rechten die dichten hohen Wipfel des Giardino publico, daran die sonnenbeleuchtete Häuserreihe der Riva, und endlich lag dicht vor uns der märchenhaft schöne säulengetragene Dogenpalast, der Campanile, die Piazzetta und die majestätische Einfahrt in den Canal Grande, daneben die in den Canal Giudecca und ganz links das weite Wasserbecken mit der Insel San Giorgio. Wir waren so entzückt als sähen wir's zum ersten Male und hatten es Alle schon so oft geschaut.

Wir gingen mit Dr. L. auf den Marcusplatz, und setzten uns oben im Café Quadri an eines der grossen Fenster des ersten Stockes, um ein echt venezianisches Frühstück (beides muss man hier gegessen haben) von Austern und dann Risotto einzunehmen. Die Tausende von grauen und weissen Täubchen, die da umherfliegen, beleben den todten Platz unten so reizend mit ihren coqueten Bewegungen, ihrem anmuthigen Flügelschlag.

Viele flogen zum offenen Fenster her und pickten das Futter aus unseren Händen auf. Diese Marcus-tauben sind die glücklichsten unter allen Kindern der Luft. Von Niemand verfolgt, von Allen geschützt, vollste Freiheit geniessend und zu jeder Zeit ihr köstlich Futter bereit findend, führen sie ein herrliches Leben. Wie schlecht ergeht es dagegen den lieben armen Schwalben auf ihrer Wanderschaft, besonders bei den Italienern, den grausamen Vogelfängern.

Um die Mittagszeit wurde in offener Gondel eine Fahrt durch den ganzen Canal grande bis zum Ende jenseits des Rialto gemacht, um das Auge wieder einmal an der schönen Architektur der alten Paläste zu laben. Ach aber wie traurig stimmte uns auch diese Fahrt; sie sahen alle so melancholisch und ruinenhaft, so öde, kahl und unbewohnt aus wie noch nie. Man jauchzte ordentlich auf, wenn man an einem vorüberkam, den die Steinmetzen ausbesserten und abkratzten, um ihn bewohnbar zu machen. Diese Freude wurde uns höchstens zwei-, dreimal zu Theil, sonst überall nur geschlossene Läden, verschlissene Pracht, und grosse Zettel mit »Zu vermieten oder zu verkaufen«. Aber die Paläste, welche uns vor alten Zeiten immer so entzückt hatten: Foscari, Cadoro, Contarini u. s. w., sie waren noch so herrlich wie ehemals. Im Zunehmen sind glücklicherweise die Hôtels. Viele neue entstanden am Canal grande wie dort an der Riva. Es scheinen also doch viel Fremde herzukommen.

Es ist in dieser venezianischen Bauart ebenso ein eigener Reiz, wie in der der Araber in Spanien. Sie ist ein Gemisch von Gothisch und Byzantinisch, aber ein so gelungenes, malerisches! und da jeder Palast anders, und trotzdem alle gleichartig an Grösse und Schmuck der Façade sind, macht die herrliche Lagunenstadt einen so einheitlichen architektonischen Eindruck wie wenige andere Städte. Wir wohnen darum hier immer so gerne im Hôtel Europa, das hat noch ganz den alten Palazzo-Charakter, die hohen, langen Säle, die Spitzbogenfenster durch schlanke Säulchen verbunden, die schmalen Steinbalcons mit den durchbrochenen Balustraden, in den Gemächern die alten eingelegten oder vergoldeten Möbeln von dunklem Holze, die gepressten Sammt- und Ledertapeten. Am Liebsten und ein wahres Juwel dieser Bauart ist mir aber (ganz in der Nähe vom Hôtel, an derselben Seite) der kleine Palast Contarini-Fasan, von nur wenigen Fenstern Fronte, aber von schönster Decoration, die Steine, die Geländer, die Bogen, durchbrochen wie Venezianer Spitzenmuster.

Während wir so leise bis zum Rialto glitten und kein Geräusch hörten als das melodische Rudergeplätscher und die weithin über's Wasser klingenden Stimmen der Gondoliere, die an den Ecken das melancholische *Stali* in die Canäle hineinrufen und den erfrischenden Salzwassergeruch, den ich auch in Venedig so liebe, einathmeten, hielt plötzlich der Gondolier an einem

ganz verfallenen Hause still und bat so flehentlich : wir möchten doch hineingehen es koste ja nichts, dass wir's nicht abschlagen konnten. Wir kamen in eine Fabrik von Glassachen und Glasmosaikschmuck und wurden endlos umhergeschleppt. Es kostete freilich nichts, aber in jedem Zimmer sollten wir sehen, wie dies Gläschen geblasen, und jenes Bildchen aus winzigen Steinchen gelegt wurde, und da es uns die bleich und elend aussehenden Arbeiter stets als Andenken schenkten, konnten wir doch nicht anders als sie reichlich wieder beschenken ; kurz, als wir einstiegen, hatten wir eine Menge Geld ausgegeben, viele unnütze unbedeutende Säckelchen dafür umgetauscht und den Eindruck eines Etablissements von einer Armeligkeit, Herabgekommenheit und Bettelhaftigkeit noch darein bekommen, dass es uns ganz wehmüthig stimmte.

Warum man nach Venedig, das weder Handel noch Industrie zu haben scheint, weder von Kunst noch von Gewerbe leben kann, nur nicht eine tüchtige italienische Universität verlegt? Zum stillen Studium wär's doch ein einzig passender Ort.

Als wir zum Diner zurückkehrten, fanden wir die Wassertreppe des Hôtels mit Blumen geschmückt, mit Teppichen belegt, mit Kammerdienern in Gala erwartungsvoll besetzt. Als bald glitten vier schwarze Gondeln daher und es erschien, mit tiefen Bücklingen bewillkommt, die alte und junge grossherzogliche Familie von Oldenburg mit vieler Dienerschaft, Gefolge und

einem reizenden Baby auf dem Arm der Amme. Es gab ein heiteres, belebtes Bild, das geschmückte Haus, der feierliche Empfang, man fühlte sich für einen Augenblick in die alte Pracht Venedigs zurückversetzt, man sah irgend einen Pesaro oder Grimaldi seine Gäste empfangen.

Wir sassen noch an der *table d'hôtes*, als plötzlich draussen im Canal ein wundervoller Männerchor ertönte. Wir eilten auf den Balcon, da stand unten eine Barke und darin, Lampions tragend, jener Gesangverein der Gondolieres, der die alten Volkslieder pflegt, und den wir schon einmal in unvergesslicher zaubrischer August-Mondnacht draussen am Lido singen gehört. Diese Sänger fahren jetzt allabendlich von Hôtel zu Hôtel und bringen Ständchen. Auch sie scheinen nur von den Fremden zu leben.

Nach Tische eilten wir wieder in den grossen Welt-Salon: auf die Piazza. Dr. L. harrete unserer beim Café Florian, wir wanderten unter den Procurazien umher und suchten Prof. Feuerbach, von Wien aus uns befreundet, den wir hier begrüßen wollten. Wir fanden ihn bald und er forderte uns auf, den Abend mit ihm im Gastzimmer des Hôtel Bauer, bei einem Glase Wiener Bier zu beschliessen. Das thaten wir denn auch, und da der Doctor sich an uns anschloss und Señor Morra, ein uns bekannter Spanier, dem wir hier zufällig begegnet, auch hinkam, bildeten wir einen ganz heiteren, kleinen Kreis, dem es sogar gelang, dem lieben aber stets so melancholischen

Feuerbach manchmal ein Lächeln abzulocken. Morra namentlich wusste so viel lustige Reiseepisoden so frisch zu erzählen, dass Feuerbach ganz erheitert war. Wir schwärmten ihm natürlich im Verein mit Morra dermassen von Spanien vor, von dem ihm geistesverwandten Velasquez und von all' den Kunstschatzen der Madrider Gallerie, dass er ganz angeregt wurde und die grösste Lust äusserte, all' diese Wunder zu sehen und auch noch einmal nach Spanien zu reisen. Spät erst, nach lebhaften Gesprächen, schieden wir, und mussten Feuerbach versprechen, den nächsten Abend wieder mit ihm hier zuzubringen.

Als wir durch das enge Gässchen neben dem Hôtel Europa hervortraten, lag so heller duftiger Mondenschein über dem weiten Becken der Lagune vor uns, lockte es uns so in die geheimnissvollen Schatten der Canäle, dass wir nicht widerstehen konnten. Wir nahmen trotz der Mitternachtsstunde eine offene Gondel, und glitten mit dem lebenswürdigen Doctor L. als Begleiter, in den Mondschein hinaus. Zaubrisches Schweigen überall! Silberhelle, wo der Mond hinleuchtete, tiefes Dunkel wo die Paläste Schatten warfen. Wir glitten in poetischester Stimmung, im Nachgenuss der herrlichen Stunden mit Feuerbach, dessen geistvolles Antlitz uns noch nie so schön, dessen Auge uns noch nie so zaubrisch blau erschienen war wie heute! den Canal grande hinab bis zum Rialto und dann durch die engen, bald düster schwarzen, bald taghellen Canäle mit ihren hohen

Palästen, geschwungenen Brücken und Mauern, hinter denen Gärtchen voll Lorbeer und Akazien, wieder zurück.

Wie beklagten wir es wieder, dass Feuerbach Wien nach so kurzem Aufenthalt verlassen hatte, für mich ist er der grösste Historienmaler unserer Tage, ich möchte sagen der Einzige, denn wo und in welchem Lande wäre heute ein Zweiter, der Bilder componiren und malen könnte wie die Amazonenschlacht, das Gastmahl des Platon, die zur Flucht sich einschiffende Medea? Er ist doch der alleinige Maler, bei dem Zeichnung und Farbe, Gedanke und Ausführung, Composition und geistiger Ausdruck der Gestalten, gleich schön, gleich gross sind, und für Alles was er erdenkt findet er den edelsten Ausdruck, die idealste Form. Das Gemeine, Niedere existirt nicht für ihn! Und wie er als Künstler ist, so ist er auch als Mensch, voll Geist und Herzensgüte und von wunderbarer Schönheit; wer einmal dies feine, blasse, traurig freundliche, gütige Gesicht sah mit den tiefen, milden, stahlblauen Augen, der weit vorstehenden, herrlichen, reinen Stirne und der reichen Fülle schwarzer gelockter Haare darüber, der wird es nie mehr vergessen! Hätte er sich nur ein wenig in die Welt und unter die Menschen gewagt, wie hätte man ihn vergöttert, wie wäre ihm Liebe und Anerkennung zugeströmt, wie anders hätte die Welt, die gerade bei Künstlern auch die Persönlichkeit kennen und lieben will, dann seine Werke beurtheilt! Aber er hatte

einen eigenthümlichen Hang zur Einsamkeit, eine seltsame Scheu vor dem Zusammensein mit Menschen, was aussah wie Schüchternheit, aber doch eine solche, bei seiner hohen geistigen Ueberlegenheit über alle Andern, nicht sein konnte. Viele in Wien wollten ihn mit Gewalt herausreißen und gingen ihn Abends im Gasthause aufsuchen um dort mit ihm zu plaudern; ob sie ihm aber nicht oft mehr Pein und Last als Freude waren? Gemerkt haben sie es sicher niemals, denn war er einmal mit Menschen zusammen, so brach das Liebevollen, Gemüthswarme, Kindliche seines Wesens siegreich hervor und er war der anregendste, lebenswürdigste Gesellschafter, konnte sogar heiter werden! fröhlich oder lustig aber hat ihn, wenigstens in den letzteren Jahren, nie Jemand gesehen. Was hätte man nicht darum gegeben, den herrlichen lieben Menschen so recht glücklich sehen zu können, sein Auge strahlend von Menschenliebe und Lebenslust. Aber er floh die Menschen und suchte nicht ihre Liebe, noch ihren Antheil. Die ganz wenigen Ausnahmen, die sich seiner Freundschaft und Herzlichkeit erfreuen durften, drangen niemals in sein Inneres ein. Wie selten kam er zu uns in den drei Jahren seines Wiener Aufenthalts, und doch noch viel öfter als zu all' seinen anderen Freunden. Aber vorsichtig sondirte er immer vorher, ob auch Niemand sonst da sei als wir und allenfalls Professor Tomaschek und J. Brahms. Die waren die Einzigen, mit denen er bei uns gerne zusammen kam.

Man kann sich nun denken wie sehr es uns beglückte ihn heute nach langer Zeit wieder zu sehen, und ihn körperlich so wohl zu finden. Er sah fast verjüngt aus durch Venedigs milde Luft, und eher wie ein Dreissiger, denn wie ein Fünfziger. Wie freuen wir uns ihn morgen nochmals zu sehen.

Unser zweiter Tag in Venedig und letzter Reisetag hatte sich leider in einen Regentag verwandelt. Trotzdem war es wie gestern warm geblieben. Wir konnten nun heute nichts Besseres thun als unsere Lieblingsbilder in der Akademie wieder einmal anzusehen, in der Marcuskirche und im Dogenpalast umherzugehen und dazwischen unter den Procurazien zu sitzen und zu schauen. In der Academia fanden wir nur leider heute das Licht recht schlecht. Einige der Säle waren absolut finster. Die Hauptbilder: Tizian's Himmelfahrt der Maria und Maria wie sie als Kind die Stufen zum Tempel hinansteigt, waren allerdings, ob ihrer guten Plätze, ziemlich beleuchtet. Auf letzterem Bilde ist eine so herrliche edle Mädchen-gestalt (wohl Tizian's Tochter) im rothen Kleide, welche mit der Hand nach dem Mariakindlein zeigt, wie es so fromm hinanschreitet. Tizian's Himmelfahrt ist zu bekannt, um sie zu schildern. Sie prangt in der köstlichsten Farbenglut, ist mit hoher Begeisterung gemalt! aber wie verschieden ist diese menschlich schöne Frau, die da von Engeln gen Himmel getragen wird, von den schwärmerisch idealen, unschuldvollen, un-

bewusst reinen, holdseligen, ganz vergeistigten Madonnen des Murillo. Im Zimmer der Handzeichnungen gibt es ausser den Skizzen von der Hand der grossen Venetianer reizende Blätter von Michel Angelo, Leonardo und namentlich von Rafael. Unter Letzteren gefällt mir immer so sehr der Marsyas, der dem Apoll die Flöte vorspielt. Der Gegensatz des sich eifrig abmühenden Marsyas mit gewöhnlichem Gesicht und hässlich derbem Körperbau und des ideal schönen Apollo, der ihm in vornehmer Gelassenheit, unter einem Baume sitzend, zuhört, sind mit wenigen Strichen trefflich charakterisirt.

Selbst bei Regen büsst Venedig seinen Zauber nicht ein. Wir konnten das Umherschlendern nicht lassen und gingen mit Dr. L., der hier unzertrennlich von uns schien, in dem Gässchengewirre der Frezzaria, wo die appetitlichen lorbeergeschmückten offenen Obst-, Gemüse-, Fleisch- und Esswaarenladen, umher, wie auch in der Merceria, bis zur Höhe des Rialto hinauf, wo der Blick so schön den Canalazzo auf und abschweift. Es war endlich einmal ein erfreulich reges Treiben hier zu sehen, und mancher recht hübsche Goldschmiedladen lockte durch Pracht der Waaren in seiner Auslage. Wir nahmen wieder ein Austernfrühstück bei Quadri und freuten uns, dass es heute viel Fremde da gab, die doch etwas frische Nahrung und neues Blut bringen in das liebe, arme, nur von seinen Ruinen zehrende Venedig.

Wir sahen darnach vom Dogenpalaste aus dem langsamen Absegeln eines colossalen Indienfahrers zu, eines ungeschlachten Riesenleibes mit drei Masten und zwei Dampfmaschinen und Schloten. Er wurde von vielen kleinen Schiffen durch die Lagune hinaus in's offene Meer bugsirt. Es sah aus als würde eine Locomotive von Tauben gezogen. Vorher sahen wir Gondel auf Gondel und Boot auf Boot von der Riva aus hinüberrudern, die Boote bemannt mit braunen Hindus in schneeweissen Kitteln und grossen runden Strohhüten. Auf Deck unter Gruppen herrlicher Pflanzen, die dort einen wahren Garten bildeten, erschienen dann immer mehr Hin- und Hergehende, ward es immer lebendiger. Weisse Tücher wehten und flatterten oben als Scheidegruss und weisse Tücher verhüllten weinende Augen, tief unten, wenn die Gondel wendete und die Geleitgebenden wieder zur Riva zurücktrug.

Nach dem Diner und nach der Serenade (denn trotz Regen kamen sie und sangen unter dem Balcone, nur klang es beim Getröpfel heut so tiefwehmüthig) gingen wir wieder den wohlbekannten Weg zu Bauer's Hôtel. Feuerbach sass schon am gestrigen Plätzchen und wartete unser. Er bedauerte heute den lustigen Morra nicht mehr zu sehen, der gestern so nett von seiner Audienz beim überaus liebenswürdigen Rey Alfonso zu erzählen wusste, doch der ist schon wieder abgereist. Uns flogen die Stunden schnell dahin im Plaudern mit dem gemüthvollen Künstler. Nur

wenn wir auf Wien zu sprechen kamen, und ihn baten doch wieder zurückzukehren, es harrten jetzt so viele herrliche Prachtbauten des ausschmückenden Pinsels, und wer anders als er könne die Bilder schaffen für monumentale Paläste, wie Universität, Parlamentshaus und Theater, da ward er stiller, lächelte herbe und sagte mit so eigenthümlich melancholischer Betonung: »Das wird wohl nie mehr geschehen.« Der Unverstand, mit dem in den drei Jahren seines Wiener Aufenthalts die Kritik seine herrlichen grossen Bilder abfertigte, und der Umstand, dass weder das Belvedere noch sonst einer der vielen reichen Mäcene Wiens darnach verlangten, mag ihn doch wohl geschmerzt und gegen Wien und Wiener eingenommen haben.

Als wir von Feuerbach Abschied nahmen, und durch den andern Saal fortgingen, während er bei seinem nicht geleerten Bierkrug sitzen blieb, war mir so seltsam und so ahnungsvoll weh um's Herz, ich kehrte, schon draussen, wieder zurück, und sah aus dem Eckchen neben der Thüre noch lange nach ihm hin. Er hatte den Kopf tief hinabgebeugt. Plötzlich kehrte er sich auch noch einmal um, sah mich, und nickte freundlich wehmüthig heraus. Ich eilte fort, den Andern nach.

Ich hatte zum letzten Male in sein liebes Angesicht gesehen! Zwei Monate später starb der herrliche, einzige, unersetzbare Künstler ganz plötzlich, am Herzschlag!

Es regnete in Strömen, während wir trübe gestimmt dem Hôtel Europa zueilten.

Am Morgen des 1. November, schon um 4 Uhr, fuhren wir in tiefster Dunkelheit bei eintönigem Regengeplätscher, dicht eingeschlossen im schwarzen Gondelsärglein, den langen Canalweg zum Bahnhof hin. Die gebietende Gestalt des ernstesten Polen, Dr. L., erwartete uns schon am Ufer und bot den Arm, um uns bei der dichten Finsterniss aus der Gondel zu helfen.

Der lebenswürdige Mann hat, zum Verdrusse seines alten Freundes und Mitreisenden, seine Route geändert, und geht auch über Ponteba nach Wien, um etwas länger mit uns zusammen zu sein. So gestaltete sich der letzte Reisetag gar angenehm.

Ueberdies fuhren wir mit dem ersten Schnellzug der neu eröffneten Pontebabahn, einer Art Festzug, denn an allen Stationen gab es feiertäglich geputzte Landleute und Menschen, die ihn begrüßten, und Fahnen und Blumenschmuck an den Bahnhöfen. Bis Udine durchfuhren wir die wohlcultivirte Ebene mit dem bekannten lombardischen Charakter des Anbaues, dann aber gings gerade hinein in enge Thäler und romantische Schluchten, aus denen wilde Gletscherwasser stürzten und über deren Felswände Wasserfälle herniederrauschten. Auf schwindelnd hohen Brücken, noch voll Gerüste, sauste der Zug über schaurige Abgründe bald hinüber bald herüber, und liebliche Einblicke in die Seitenthäler, mit schon beschneiten, hellgrauen, zackigen Dolomitkegeln als Ab-

schluss, öffneten sich rechts und links. Doch dies Alles hat unser zweiter lebenswürdiger Reisegefährte jenes Tags, Dr. Mamroth, in der deutschen Zeitung viel besser beschrieben als ich es vermag.

Um Mittag waren wir in der romantisch liegenden Grenzstation Ponteba, bald darauf im reizend gelegenen Tarvis, und nun flogen wir, immer im Sturmschritt des Schnellzuges, mitten durch die grünen Thäler der schönen, aber eisig kalten Steiermark, der Heimat zu. Wir sahen die Landleute überall im sonntäglichen Putz über die Felder wandern und sich noch des letzten sonnigen Spätherbsttages wehmüthig freuen. Als es Nacht wurde gewährten in den Dörfchen die Friedhöfe um die Kirchen her, schon wegen des morgigen Allerseelentages geschmückt, durch das irrlichterartige Flimmern vieler Hunderte kleiner Kerzchen auf allen Gräbern, einen gar eigenartig melancholischen Anblick.

Um 10 Uhr Abends fuhr dieser erste Zug, der in einem Tage von Venedig nach Wien geht, im Südbahnhofe ein, und lagen wir nach zweimonatlichem Fernsein in den Armen unserer Angehörigen.

Inhalts - Verzeichniss.

	Seite
Durch die Schweiz	I
Nach Süd-Frankreich	23
In Spanien.....	81
Barcelona.....	85
Valencia	125
Alicante und Elche	153
Granada	184
Nach Sevilla	268
Córdoba	309
Madrid	328
Barcelona	379
Heimwärts, über Marseille und durch Ober-Italien	388
Marseille.....	394
Nizza.....	402
San Remo	408
Genua.....	418
Mailand	426
Venedig	438

Inhalts-Verzeichniss

Einleitung	1
I. Die Schöne	1
1. Die Schöne	1
2. Die Schöne	1
3. Die Schöne	1
4. Die Schöne	1
5. Die Schöne	1
6. Die Schöne	1
7. Die Schöne	1
8. Die Schöne	1
9. Die Schöne	1
10. Die Schöne	1
11. Die Schöne	1
12. Die Schöne	1
13. Die Schöne	1
14. Die Schöne	1
15. Die Schöne	1
16. Die Schöne	1
17. Die Schöne	1
18. Die Schöne	1
19. Die Schöne	1
20. Die Schöne	1
21. Die Schöne	1
22. Die Schöne	1
23. Die Schöne	1
24. Die Schöne	1
25. Die Schöne	1
26. Die Schöne	1
27. Die Schöne	1
28. Die Schöne	1
29. Die Schöne	1
30. Die Schöne	1
31. Die Schöne	1
32. Die Schöne	1
33. Die Schöne	1
34. Die Schöne	1
35. Die Schöne	1
36. Die Schöne	1
37. Die Schöne	1
38. Die Schöne	1
39. Die Schöne	1
40. Die Schöne	1
41. Die Schöne	1
42. Die Schöne	1
43. Die Schöne	1
44. Die Schöne	1
45. Die Schöne	1
46. Die Schöne	1
47. Die Schöne	1
48. Die Schöne	1
49. Die Schöne	1
50. Die Schöne	1
51. Die Schöne	1
52. Die Schöne	1
53. Die Schöne	1
54. Die Schöne	1
55. Die Schöne	1
56. Die Schöne	1
57. Die Schöne	1
58. Die Schöne	1
59. Die Schöne	1
60. Die Schöne	1
61. Die Schöne	1
62. Die Schöne	1
63. Die Schöne	1
64. Die Schöne	1
65. Die Schöne	1
66. Die Schöne	1
67. Die Schöne	1
68. Die Schöne	1
69. Die Schöne	1
70. Die Schöne	1
71. Die Schöne	1
72. Die Schöne	1
73. Die Schöne	1
74. Die Schöne	1
75. Die Schöne	1
76. Die Schöne	1
77. Die Schöne	1
78. Die Schöne	1
79. Die Schöne	1
80. Die Schöne	1
81. Die Schöne	1
82. Die Schöne	1
83. Die Schöne	1
84. Die Schöne	1
85. Die Schöne	1
86. Die Schöne	1
87. Die Schöne	1
88. Die Schöne	1
89. Die Schöne	1
90. Die Schöne	1
91. Die Schöne	1
92. Die Schöne	1
93. Die Schöne	1
94. Die Schöne	1
95. Die Schöne	1
96. Die Schöne	1
97. Die Schöne	1
98. Die Schöne	1
99. Die Schöne	1
100. Die Schöne	1

Verlag von Carl Gerold's Sohn in Wien.

Ein Sommer im Orient

von

Alexander Freiherrn von **Warsberg**.

gr. 8. Preis 5 fl. = 10 Mark.

Odysseeische Landschaften

von

Alexander Freiherrn von **Warsberg**.

Drei Bände:

Das Reich des Alkinoos. — Die Colonialländer der Korkyräer. — Das Reich des Odysseus.

8. Preis 10 fl. = 20 Mark.

Reisen im Gebiete des blauen und weissen Nil

im egyptischen Sudan und den angrenzenden Negerländern
in den Jahren 1869 bis 1873

von

Ernst Marno.

Mit 36 Tafeln und Holzschnitten nach Originalzeichnungen und 3 Karten.

8. Preis 10 fl. = 20 Mark.

Die Völker des osmanischen Reiches.

Beiträge zur Förderung orientalischer Studien,
aus den Papieren des früheren Militair-Attachés der k. und k.
österreichisch-ungarischen Botschaft in Constantinopel,

von

A. Ritter zur Helle von Samo,

Mitglied der k. k. geographischen Gesellschaft.

gr. 8. Preis 3 fl. 50 kr. = 7 Mark.

Verlag von Carl Gerold's Sohn in Wien.

Reise der österreichischen Fregatte „**Novara**“

um die Erde in den Jahren 1857, 1858, 1859,
unter den Befehlen des Commodore **B. v. Wüllerstorff-Urbair**.

Beschreibender Theil von Dr. **K. v. Scherzer**.

Mit vielen Karten, Beilagen und in den Text gedruckten Holzschnitten.
3 Bände. Prachtausgabe. 2. Auflage.

gr. 8. Eleg. geb. Preis 13 fl. 50 kr. = 27 Mark.

Dasselbe. Illustrierte Volksausgabe. 5. Auflage.

2 Bände. gr. 8. Preis 9 fl. = 18 Mark.

Eleg. geb. Preis 11 fl. = 22 Mark.

Eine Frauenfahrt um die Welt.

Reise von Wien nach Brasilien, Chili, Otahaiti, China,
Ost-Indien, Persien und Kleinasien

von

Ida Pfeiffer.

3 Bände 8. Preis 4 fl. 20 kr. = 8 Mark 60 Pf.

Reise nach Madagaskar

von

Ida Pfeiffer.

Nebst einer Biographie der Verfasserin nach ihren eigenen Auffassungen.

2 Bände. 8. Preis 3 fl. = 6 Mark.

Wanderungen in den Dolomiten

von

Paul Grohmann.

Mit 4 Holzschnitten in Tondruck.

8. Preis 4 fl. = 8 Mark.

94. -

Letz

H. Schöthe, Wien.

Gerold, Rosa <<von>>,

Eine Herbstfahrt nach Spanien den Reisegefährten zur Erinnerung

Wien 1881

Bamberg, Staatsbibliothek -- MvO.Ggr.it.o.98

urn:nbn:de:bvb:12-bsb11748097-8